Entstehung

von

Königthum und Adel in Deutschland

oder

Umsturz der ursprünglichen Verhältnisse des altdeutschen Volkslebens durch die Völkerwanderung.

Eine Schrift

für das deutsche Volk.

Von

Ernst Wislicenus.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

In dem ersten Bändchen dieser Darstellungen aus unserer vaterländischen Geschichte schilderten wir die Urzustände unserer alten Vorfahren. Wir fanden in den Verhältnissen des altdeutschen Volkslebens einen Kern der Freiheit und Sittlichkeit, der die frischesten Keime wahrer Volkswohlfahrt in sich barg. Es bedurfte nur der ungestörten Enwickelung, so mußte ein Baum erwachsen, gesund und stark wie eine deutsche Eiche, festwurzelnd in dem kräftigen Boden der Volkssittlichkeit, seine Zweige entfaltend in der reinen Luft der Freiheit. Es fehlte dem deutschen Volke noch an geistiger Bildung in Wissenschaft und Kunst, aber nicht an geistiger Kraft und Gesundheit in der Tiefe seines Gemüths; noch an feinern Sitten, aber nicht an wahrer, tiefer Sittlichkeit. Es fehlte noch an Einheit im Innern und deshalb an Stärke nach außen, denn man betrachtete sich nur zu sehr als einzelne Familien, als einzelne Geschlechter, und noch nicht als Glieder Eines großen Staates: aber dennoch war ihre Kraft unbesiegbar und schon zeigte sich im Kriege, damals ihrem eigentlichen Lebenselemente, durch die Wahl eines gemeinsamen Führers das dämmernde Bewußtsein der Nothwendigkeit größerer Einheit. Auch im Frieden sprach Wehrgeld und Friedlosigkeit dafür, daß man im staatlichen Vereine die zwingende Nothwendigkeit einsah, sich einem höhern, gemeinschaftlichen

Willen unterzuordnen; und die Bürgschaft, die für den begangenen Frevel des Einzelnen das Geschlecht, dem er angehörte, leisten mußte, würde später auf den Staat übergegangen sein und sich so eine immer größere staatliche Einheit und Gesetzlichkeit entwickelt haben. Und da Alles vom Volke ausging; da nichts durch einen fremden Willen von oben herab gewaltsam geboten und festgestellt wurde: so wäre durch die größere Einheit des Volks, durch das engere Zusammenhalten in geregelterm Staatsverbande, die Freiheit des Volks nicht gefährdet worden, nein, sie wäre nur schöner und sittlicher erblühet.

Aber die natürliche Entwickelung im freien staatlichen Leben des deutschen Volks wurde gestört; gestört durch ein alle Verhältnisse umgestaltendes Ereigniß, das man die **Völkerwanderung** nennt. Es war dies eine großartige Bewegung aller deutschen Völker, veranlaßt zunächst durch den Einfall barbarischer Horden aus Asien, der Hunnen. Zwar wissen wir,*) daß die alten deutschen Völkerschaften überhaupt keine festen, nach bestimmten örtlichen Grenzen geordneten Wohnsitze hatten, sondern beweglicher Natur waren und ihre Sitze leicht verließen und neue suchten, wenn Bedürfniß oder ein Anstoß von außen es nöthig machte; aber doch zogen sie außer einer solchen Nöthigung nicht etwa immer von Ort zu Ort. Von der Zeit des großen römischen Feldherrn Cäsar**) (er fiel **44** vor Christi Geburt als Opfer seiner Herrschsucht) bis auf den römischen Kaiser Markus Aurelius, welcher im Jahre **161** nach Christi Geburt den Thron bestieg, wissen wir von keiner Aenderung der Wohnsitze und Volksverbände der Deutschen, außer daß Marbod im Jahre **11** vor Christi

---

*) 1s Bändchen dieser Darstellungen, S. 124 ff.

**) Wir haben ihn im 1. Bändchen dieser geschichtlichen Darstellungen genugsam kennen gelernt (von Seite 37 bis 60).

Geburt mit seinen Markmannen aus dem bisherigen Sitze zwischen Rhein und Donau nach Böhmen zog*). Die allgemeine Neigung der alten Deutschen also zum Umherziehen in größern Strecken, oder die größern Wanderzüge, wie bei den Kimbern und Teutonen 113 v. Chr. G., oder unter Ariovist 72 v. Chr. G., oder bei den Usipiern und Tenchterern 55 v. Chr. G. und Marbod im Jahre 11, nennt man noch nicht die Völkerwanderung. Man versteht unter diesem Namen eine viel großartigere, allgemeine Bewegung der deutschen Völker, vom Jahre 375 nach Christi Geburt bis 476, wodurch innerhalb 100 Jahren die deutschen Völker durch den Einbruch fürchterlicher asiatischer Barbaren, so wie durch ihre eigne Lust und Neigung bei noch unvollkommenem halbnomadischem Ackerbau ohne festen Grundbesitz, und durch ihre Geschlechtsverfassung, die sich nicht an einen bestimmten Raum band, der ihr festes Vaterland gewesen wäre, durch Ueberfluthung des immer mehr sinkenden römischen Reichs so weite Wanderungen unternahmen, daß z. B. die Ostgothen in Italien, die Westgothen in Südfrankreich und Spanien, die Angelsachsen in England, die Vandalen sogar in Afrika sich niederließen. Durch diese Völkerwanderung wurde das entsittlichte und entnervte römische Reich zertrümmert, und auf den Trümmern desselben wurden durch die Deutschen neue Reiche gegründet. Diese hundertjährige Bewegung unter allen deutschen Völkern; ihre theilweise Ansiedelung in andern fernen Ländern; ihre Vermischung mit fremden Völkern; die dadurch herbeigeführte Zersplitterung ihrer Geschlechtsverbände oder Stammgenossenschaften; die fremden Einrichtungen und Sitten, die sie im großen römischen Reiche vorfanden; die fremdartigen Verhältnisse, in die sie hineinkamen, und vieles Andere führte aber auch den Umsturz der ursprünglichen Ver-

*) 1. Bdch. S. 67.

hältnisse des altdeutschen Volkslebens herbei und störte, wie wir oben sagten, die freie Entwickelung desselben.

Wir wollen nun den Gang dieser merkwürdigen Völkerwanderung kennen lernen und sehen, wie dadurch die Verhältnisse des deutschen Volkslebens umgestaltet wurden. Vorher aber wollen wir doch auch im Allgemeinen einen Blick auf die Zustände der Deutschen werfen, wie sie sich seit Armins Tode (bis wie weit wir im ersten Bändchen dieser Darstellungen gekommen sind) bis zur Völkerwanderung den Römern gegenüber entwickelt haben.

Entstehung

von

Königthum und Adel

in Deutschland.

I. Wie es seit Armins Tode bis zur großen Völkerwanderung (von 21 bis 375 n. Chr. G.) in Deutschland den Römern gegenüber im Allgemeinen geworden.

Armin, der jugendliche Held der alten Deutschen, hatte durch seinen ruhmwürdigen Freiheitskampf für sein Vaterland Großes gethan. Nie kamen seitdem die Römer wieder ins Innere Deutschlands. Nur an den Grenzen hatte man noch gegen die alten Feinde zu kämpfen. Die Grenzen gegen die Römer waren aber die großen deutschen Flüsse Rhein und Donau. Die jenseitigen Ufer dieser beiden Ströme wurden mit Befestigungen umgeben. An wichtigen Punkten wurden bleibende, stark befestigte Standlager für die römischen Legionen errichtet. Diese festen Lagerplätze wurden mit hohen, dammartigen Straßen verbunden, welche mit Wartthürmen versehen waren.

1. Römischer Grenzwall von der Donau bis zum Main und das Zehntland.

Nur an zwei Punkten hatten die Römer diese Flüsse überschritten. Da wo die Donau entspringt, im Schwarzwalde, saßen deutsche Stämme, welche die römischen Truppen am Rhein und an der Donau an der zur Sicherheit der Grenzen nöthigen Verbindung unter sich hinderten und bald im Rhein-, bald im Donauthale gefährliche Einfälle machten. Es mußte den Römern daran liegen, die Verbindung zwischen Rhein und Donau sich zu sichern. Man arbeitete an der Vollendung der schon von Drusus begonnenen großen Linie von Verschanzungen mit Thürmen und Kastellen, und der Kaiser Hadrian, welcher vom Jahre 117 bis 138 regierte, zog von der Donau in der Nähe des heutigen Pförring oder Kellheim (wo die Altmühl sich in die Donau ergießt) bis an den Main beim heutigen Miltenberg (eine Strecke unterhalb des Einflusses der Tauber in den Main)*) einen großen Wall, der noch jetzt sichtbar ist und bis auf den heutigen Tag die Teufelsmauer, auch Heidenmauer oder der Pfahlgraben genannt wird. Es scheint dies eine erhabene Straße (die Römer legten alle Verbindungsstraßen in Deutschland der Sicherheit wegen hoch —) mit Befestigungen gewesen zu sein. Der lang sich hinziehende Grenzstrich lag wüst und wurde nach und nach römischen Ansiedlern, besonders Galliern, oder deutschen Flüchtlingen, deren es bei den Kämpfen der einzelnen Stämme immer gab, und deutschen Abenteurern zur Bebauung überlassen. Diese Leute mußten an den römischen Staat den Zehnten von dem erbauten Getreide, das Fünftel vom Obst und eine ähnliche Abgabe vom Vieh entrichten und davon hieß der Strich das Zehntland.

---

*) Bei Angaben von Oertlichkeiten in Geschichtserzählungen ist es, um klar zu werden und sich die Sache zu merken, stets zu empfehlen, auf einer Karte nachzusehen.

---

2. Römische Städte am Rhein und Donau.

Da an den Grenzen, den Rhein und die Donau entlang, zahlreiche römische Heere lagen und die dort Unterworfenen bald römische Sitten und römische Sprache annahmen, auch viele römische Handelsleute dorthin kamen, die ihren Gewinn suchten, so entstanden hinter den Befestigungen viele römische Städte. Die größte, die Hauptstadt des ganzen römisch gemachten Nordens, war **Trier** (von den Römern Augusta Trevirorum genannt, d. h. die Erhabene (nämlich Stadt) der Trevirer). Sie prangte von herrlichen Tempeln, Palästen, Theatern, Bädern u. s. w., wovon noch heutiges Tages Ruinen zu sehen sind. Die bedeutendsten Städte am linken Rheinufer waren: Basel, Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Bingen, Koblenz [aus dem römischen Namen Confluentia, d. h. Zusammenfluß, weil hier Mosel und Rhein zusammenfließen, gebildet], Andernach, Bonn, Köln [die Tochter des Germanikus, dessen Feldzüge gegen die Deutschen wir im 1. Bändchen dieser Darstellungen S. 92 bis 103 erzählt haben, Namens Agrippina, führte im Jahre 50 nach Christi Geburt eine große römische Kolonie an den Rhein. Hier legte man einen festen Ort an, der eine wichtige Grenzfeste gegen Deutschland sein sollte. Er wurde ihr zu Ehren Colonia Agrippina, d. h. Agrippina-Kolonie, genannt und aus Colonia haben die Deutschen Köln gemacht]. Ferner waren weiter westlich vom Rheine Jülich (Juliacum), Aachen [römisch Aquae, d. h. Gesundbrunnen, schon damals wegen ihrer vielen Heilquellen berühmt] und die schon erwähnte große Stadt Trier. — Städte am römischen (rechten) Donauufer waren: Regensburg [nicht etwa vom deutschen Worte Regen, sondern aus Regina Castra, d. h. Königsburg], Passau [Batavia Castra, batavische Burg oder Lager genannt, weil hier eine batavische Besatzung lag — die Bataver, ein deutsches Volk in Belgien, waren nämlich durch Zwang Bundesgenossen der Römer —], Linz, Wien [Vindobona, wovon nur die erste Silbe Vin (V wird wie W ausgesprochen) geblieben ist] und südlicher von der Donau Augsburg [bei den Römern Augusta Vindelicorum, d. h. die Erhabene

(Stadt) der Vindelizier. Hier hat man aus Augusta Augsburg gemacht], Salzburg und Bregenz (Brigantium) am Bodensee.

---

3. Die Eroberung Daciens durch die Römer.

Wir sagten oben, daß die Römer die deutschen Grenzströme nur an zwei Punkten überschritten hatten. Der zweite Punkt war an der untern Donau, da wo sie, weit nach Süden sich herabziehend, sich ihrem Ausflusse ins schwarze Meer nähert. Dort, wo auf der linken Donauseite (nach uns zu) ein Theil Ungarns, Siebenbürgen, die Moldau und Walachei liegen, wohnten damals tapfere Völkerschaften, die Dacier. Sie hatten sich den Römern so furchtbar gemacht und wurden ihnen durch Einfälle in ihr Gebiet so gefährlich, daß sich die Römer zu einem Tribut verstehen mußten, um von ihnen nicht beunruhigt zu werden. Da kam ein kriegerischer Kaiser auf den römischen Thron, Namens Trajanus. Dieser hielt den Tribut für das große römische Volk für einen schimpflichen Vertrag mit diesen Barbaren und entschloß sich, die Schmach abzuwerfen und die Dacier zu demüthigen. Er beschloß die Eroberung Daciens. Im Jahre 101 n. Chr. G. zog er mit einem großen Heere wider sie. Im dritten Jahre des Kriegs mußte der Fürst der Dacier, Decebalus, einen Frieden eingehen, wie ihn Trajan vorschrieb. Der Kaiser aber mißbrauchte die Rechte des Siegers und behielt einen Theil der dacischen Lande besetzt. Darüber brach ein zweiter Krieg aus, den der römische Kaiser damit begann, daß er eine schöne steinerne Brücke über die Donau erbauen ließ bei der jetzigen Stadt Czernetz im Westen der Walachei. Hier ist die Donau zwischen 2600 bis 3000 Fuß oder 1/4 Stunde breit und die Brücke war viertehalbtausend Schritte lang und an den beiden Enden mit starken Brückenschanzen versehen. Noch heute sind bei niedrigem Wasserstande die Trümmer derselben

zu sehen. — Der Krieg in der heutigen Walachei war wegen der vielen Moräste, des schweren Lehmbodens und der vielen reißenden Flüsse äußerst beschwerlich und gefährlich für die Römer. Der Kaiser verfuhr umsichtig; er zog mit seinen Truppen nicht unüberlegt durch die gefährlichen Striche, sondern ließ Wege bahnen, Flüsse, wo sie hemmend entgegen traten, ableiten und drängte den Decebal von Wald zu Wald, von Sumpf zu Sumpf. Decebal verzweifelte endlich an der Möglichkeit, sich zu behaupten, und um nicht seinen Feinden in die Hände zu fallen, tödtete er sich mit eigener Hand. Der Krieg endigte damit im Jahre 106. Trajan machte nun Dacien zur römischen Provinz und sorgte, um es zu behaupten, für Ansiedelungen. Eine große Menge Menschen aus verschiedenen Gegenden des römischen Reichs zog dorthin ein; es erhoben sich viele Städte und Dörfer und römische Sprache und Sitte bürgerte sich dort so ein, daß noch heute in Walachei und Moldau, so wie von Walachen in Ungarn und Siebenbürgen, welche Nachkommen der alten römischen Ansiedler und der alten Dacier sind, eine verdorbene lateinische Mundart gesprochen wird.

---

4. Der Markmannenkrieg.

Die Eroberung Daciens erregte durch den Uebergang der Römer auf das diesseitige Ufer der Donau und die Besitznahme der dortigen Länder bei den Deutschen gerechte Besorgnisse. Sie sahen eines Theils die Schwäche der Römer und andern Theils ihre eignen geringen Erfolge gegen die gefährlichen Grenznachbarn. Sie sahen an Daciens Eroberung, welche nicht hätte erfolgen können, wenn die benachbarten deutschen Stämme den bedroheten Daciern beigestanden hätten, daß nur ihre Zersplitterung und die feindselige Bekämpfung der deutschen Stämme unter sich den schwachen Römern noch

einige Stärke verleihe. Es trat eine wichtige Entwickelung im deutschen Volksleben ein: man erkannte die Nothwendigkeit größerer Vereinigung und innigern brüderlichen Zusammenhaltens. Naturgemäß konnte nicht gleich eine Vereinigung sämmtlicher, weit auseinander wohnender und verschieden gebildeter deutschen Völkerschaften zu Stande kommen; aber es bildeten sich mächtige Bündnisse. Die erste Spur davon zeigte sich im sogenannten Markmannenkriege.

Es enstand nämlich nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts eine große Bewegung deutscher Völkerschaften gegen das römische Reich. Nachdem im Jahre 162 sich zuerst die Völker am Rheine erhoben und die Katten über den römischen Grenzwall hinüber bis in die rhätischen Alpen hereingebrochen waren, unter deren Gefallenen man viele bewaffnete Frauen fand; und nachdem die Chauken, die zwischen Ems und Weser wohnten, gegen Gallien und Britannien, oder das heutige Frankreich und England, als kühne, gefährliche Seeräuber aufgetreten waren: wälzten sich bald ungeheuere Massen süddeutscher Völkerschaften über die mittlere und untere Donau in das römische Gebiet hinein. Nach blutigen Kämpfen an der Donau drangen sie durch den westlich von der Donau liegenden Theil des heutigen Ungarns und durch Slavonien westlich hin durch Illyrien bis Triest und bedroheten von da Oberitalien. Doch brach sich ihr Andrang an der großen und festen Stadt Aquileja am adriatischen Meere im Jahre 166. Die Provinzen wurden ausgeplündert, einzelne Heeresabtheilungen der Römer gänzlich vernichtet und viele Tausende von Menschen als Sklaven fortgeschleppt. Dieser wilde Völkersturm mit seinem Unglücke trübte die ganze Regierungszeit des edelsten und weisesten römischen Kaisers Markus Aurelius, welcher von 161 bis 180 regierte. Nur dadurch konnte er den Sturm für Augenblicke beschwichtigen, daß er öfters mit den einzelnen deutschen Völkerschaften, gegen die er eben glücklich gewesen war, Frieden machte. Wären die einzelnen Völkerschaften nicht darauf eingegangen, besondere Verträge abzuschließen, so würde Rom bald gezittert haben. Der edle Kaiser starb, ohne Italien vor den wilden Schaaren sicher gestellt zu haben. Sein unwürdiger Sohn Commodus, ein arger Wüstling, schloß sofort

Frieden mit den Deutschen, um nur in Rom seinen gewohnten Schwelgereien obliegen zu können. Die Deutschen versprachen, über der Donau bleiben zu wollen, und der römische Kaiser ließ die jenseit der Donau angelegten Kastelle schleifen.

Die Deutschen, welche in diesem Kriege Italien so sehr bedroheten, werden Markmannen genannt, nach ihnen der Krieg der markmannische. Aber es waren nicht etwa blos die Markmannen, welche ins römische Gebiet einfielen, eine Völkerschaft, welche wir unter Marbods Leitung zur Zeit der Römerkriege in Deutschland schon haben kennen gelernt*), sondern es war ein großer Bund vieler verschiedener deutscher Völkerstämme, den die Markmannen zu Stande gebracht hatten und an dessen Spitze sie standen. Schon Marbod hatte ja viele deutsche Völkerschaften zusammengebracht**) und strebte danach, ein großes markmannisches Reich zu gründen; da er aber dieses Reiches unumschränkter Herr und Gebieter sein wollte, nach römischer Sitte und ganz gegen deutsche Weise, so scheiterte sein Plan und was er schon zusammengefügt, zerfiel wieder. Die Markmannen hatten aber seit Marbod unter den Deutschen ein hohes Ansehen erlangt; daher schlossen sich auf ihren Ruf leicht viele deutsche Stämme ihnen an zu einem freien Bunde freier Brüder, die sich alle gleicherweise vom alten Feinde bedrohet sahen. Es waren dies die Hermunduren d. h. Hochkühnen (später Duringer, Thüringer), die den Markmannen in Böhmen westlich (zwischen Elbe, Saale und Donau); die Quaden in Mähren, die ihnen östlich angrenzten; dann die Longobarden, Vandalen, Bastarner, die Gothen mit vielen kleinen Stämmen, Astingern, Nariskern, Buriern u. s. w., Völker, welche vom Nordosten Deutschlands, von Elbe, Oder, Ostsee, Weichsel, bis herab ans schwarze Meer wohnten. Diese große Völkerverbindung wurde den Römern gefährlich und würde es noch mehr geworden sein, wenn sie nicht noch zu locker verbunden gewesen wäre und gemeinschaftlich gehandelt hätte. Es war aber auch nur das Vorspiel von engern Verbindungen, die bald zusammentraten.

---

*) 1. Bdch., S. 63—64, 66—68.
**) 1. Bdch., S. 74, 75, 103 ff.

Woher nun kam diese plötzliche Bewegung der deutschen Völker von Donau und Rhein her gegen das römische Reich? diese große Völkerbewegung, die sich mehr und mehr entwickelte, bis sie in der großen Völkerwanderung das große römische Reich zertrümmerte? — Sie erklärt sich aus der zunehmenden Bevölkerung Deutschlands seit den Jahren der Ruhe im Innern, aus dem innern Verderbniß des römischen Reichs, aus der Wanderneigung der Deutschen bei ihrer halbnomadischen Lebensart und aus dem Gelüste nach den Herrlichkeiten der römischen reichen Städte und des schönen Italiens. Vornehmlich waren es die beiden ersten Gründe, die sie jetzt veranlaßten. Die durch die Römerkriege geschwächte Bevölkerung der Deutschen hatte seit der Ruhe, welche das innere Deutschland seit Armins Befreiungskriege vor seinen alten Feinden genoß, mächtig wachsen können; ja auch an den Rheingrenzen waren seit dem Aufstande der belgischen Bataver über dem Rheine unter ihrem Herzog Civilis, dem sich auf Ermunterung der Weleda deutsche Stämme diesseits des Rheins angeschlossen, ein ganzes Jahrhundert hindurch keine bedeutenden Kämpfe vorgefallen *) und an der Donaugrenze war durch die Eroberung Daciens nur ein Strich der südlichen Grenze berührt worden ohne Einfluß auf das Innere Deutschlands. — Aus den Kämpfen der Römer an ihren Grenzen erkannten die Deutschen aber immer mehr die Schwäche und das Verderbniß des römischen großen Reichs. Das innere Verderben nahm dort immer mehr überhand. Die Schuld davon trug die unnatürliche Größe des römischen Weltreichs in drei Erdtheilen. Eines Theils wurden die Römer dadurch übermüthig, bei ihren zusammenge-

---

*) 1. Bdch. S. 193. Hier sei noch bemerkt, daß dieser Aufstand der Bataver in Verbindung mit gallischen und deutschen Völkerschaften den Römern äußerst gefährlich wurde; daß diese den tapfern Civilis aber doch endlich bei Trier besiegten, da sich seine Leute bei anfänglichem Siege zu unbesonnen der Plünderung der römischen Herrlichkeiten überließen; daß die Deutschen sich nach dieser Niederlage von den Batavern trennten; daß die Römer mit Civilis, der sich in den batavischen Sümpfen tapfer vertheidigte, endlich gern Frieden schlossen und daß die Weleda von den Römern als Gefangene nach Rom abgeführt wurde, man weiß nicht, ob gleich nach dem Kriege oder später.

holten Reichthümern in ihrer Lebensweise üppig und verschwenderisch, die Hohen und Reichen brutal, die Niedern und Armen kriechend, Alle heuchlerisch und selbstsüchtig; andern Theils konnten die unzählig vielen besiegten und unterjochten Völker nur dadurch in Gehorsam gehalten werden, daß man ihnen gegen ihr eigenthümliches Wesen, wodurch ein Volk in Sitte, Sprache und Denkweise sich von dem andern unterscheidet, gegen ihre Nationalität oder ihr Volksthum römische Weise und Verwaltung aufdrang; daß man sie knechtisch behandelte und vor den gestrengen Herren den Nacken beugen lehrte. — Hierdurch aber, durch den herrischen Uebermuth auf der einen, durch die knechtische Erniedrigung auf der andern, durch Heuchelei, Eigennutz und Genußsucht auf beiden Seiten, nahm die Entwürdigung und Entsittlichung immer mehr überhand, griff pestartig immer tiefer ins Leben der Völker ein. Die Religion der Väter, die sich überlebt und die Wahrheit in dem Bewußtsein der Menschen verloren hatte, wurde mißachtet oder gar verspottet und das Christenthum mit seinem neuen Geiste war noch nicht überall gekannt und noch nicht öffentlich bekannt; Tugend und Sittlichkeit fand selten Achtung, die Wissenschaft selten Gehör; kaum eine Sitte wurde heilig gehalten, aus Wort und That war die Wahrheit geschwunden, edle Seelen — es giebt deren überall, in dieser sittlich verpesteten Zeit freilich nur einzelne — fühlten sich Fremdlinge in ihrer Zeit und mußten sich, weil sie keine Genossen fanden, weil sie nicht verstanden, wohl gar verlacht wurden, in sich selbst zurückziehen und vereinsamt in ihrer eignen Welt leben. — Durch die allgemein eingerissene Sittenlosigkeit und Ueppigkeit wurden Herren und Diener gleicherweise entnervt und aus diesen Entnervten konnten auch nur entnervte Heere hervorgehen. Daher konnte das große römische Reich den eindringenden rohen Völkern mit ihrer natürlichen Frische und Kraft nicht mehr widerstehen; es bebte vor den fürchterlichen Kindern der Natur, die ehedem als kleines Volk in sittlicher Strenge und Einfachheit durch ihre unwiderstehliche Männlichkeit und Tapferkeit ein Volk nach dem andern sich unterworfen hatten. Man ließ in seiner Noth, wenn die deutschen Völker andrangen, Sklaven frei, ja Verbrecher aus den Gefängnissen los, um Heere aus ihnen zu bilden, die das Reich

vom Untergange retten sollten. Da auch dies nichts half, so richtete man sein hoffendes Auge auf die kräftigen Nordvölker selbst: man suchte deutsche Völker, namentlich über dem Rheine, in Strichen, die man bewältigt hatte, und an der Donau, sich zu Bundesgenossen zu machen, d. h. man versprach ihnen Ruhe und Frieden, wenn sie Hülfe durch ihre tapfern Schaaren versprachen. Und was liebte der Deutsche mehr als die Gelegenheit zu tapfern Thaten im Kriegsgetümmel? Aber auch aus andern von den Römern ganz unabhängigen deutschen Völkern kamen genug herbeigeströmt, die in römische Kriegsdienste traten. Wie? gegen ihr Vaterland? gegen ihr eignes Volk? wird man fragen. Ja, die Deutschen waren bei ihrem unstäten Wanderleben, wo die einzelnen Völkerschaften noch keine festen Sitze hatten, ja wo sie selbst außerhalb Deutschland gern deren suchten, — und bei der vereinzelten Stellung der Stämme, die sich oft genug befehdeten, so daß wohl ein Stamm der Vernichtung eines andern durch einen dritten gleichgültig zusah (besonders seit die Römer für immer aus dem Innern geworfen waren) — noch nicht zum klaren Bewußtsein eines Vaterlandes und eines gemeinsamen Volkes gekommen. So führte der Streit der deutschen Stämme unter einander, oder bei innerer Ruhe im Gegentheile wieder der Müßiggang (denn ohne Krieg und Jagd hatte der alte freie Deutsche fast keine Beschäftigung) und der nie rastende kriegerische Thatendrang, so wie endlich die Neugier und das Verlangen, bei den kriegsgeschulten Römern mit ihrem Glanze und ihren Herrlichkeiten sich umzusehen und in der Kriegskunst auszubilden, immer deutsche Flüchtlinge und Abenteurer in die Reihen der Römer, die sie freudig aufnahmen und aus ihnen ihre tapfersten Legionen bildeten. Gern rächten sich Solche an ihren Brüdern in Deutschland, mit denen sie in Streit und Kampf gerathen waren, und Keiner dachte daran, ein Unrecht zu begehen, wenn er gegen das eigene Volk focht. Aber es ging ja auch nicht immer nur gegen Deutschland; die Römer verwendeten die deutschen Legionen auch in andern Ländern, ja in den blutigsten Kämpfen, die sie jetzt oft unter sich selbst führten. Es war bei der allgemeinen Sittenlosigkeit der Römer jetzt sittenlose Sitte geworden, daß die Legionen mit den Waffen in der Hand die übermüthigsten

und rohesten Herren spielten und bald einen Kaiser stürzten, bald einen andern auf den Thron erhoben. Wer am reichsten war — mochte er seinen Reichthum gewonnen haben, wie er wollte — und am reichlichsten bezahlte, den machten die Legionen zu ihrem Kaiser und mordeten oft genug nur deshalb den Vorgänger. Ja oft erhoben die Legionen am Rheine den Einen zum Kaiser, während die im asiatischen Syrien einen Andern, die in Rom einen Dritten dazu ausriefen. Jede Partei mit ihrem Kaiser an der Spitze bekämpfte sich und die Deutschen hatten dabei Gelegenheit, das Sittenverderbniß und das Sinken des römischen Reiches wahrzunehmen. — Schon Cäsar erfocht seine Siege über seinen Gegner Pompejus mit durch seine tapfern deutschen Krieger*) und immer finden wir von da bis zum Untergange des römischen Reichs Deutsche in den Heeren der Römer. So waren Armin und Marbod in der römischen Kriegsschule gebildet; so hatte der Feldherr und nachherige römische Kaiser Titus bei der Eroberung Jerusalems Deutsche in seinem Heere und rühmte sich derselben ausdrücklich als der herrlichsten Krieger, deren Seelen noch größer seien als ihre Körper; so unterstützten die überrheinischen belgischen Bataver mit ihrer durch Tüchtigkeit vorzugsweise berühmten Reiterei die Römer, so lange sie deren Bundesgenossen waren; so die kriegerischen Markmannen vor Ausbruch des großen Markmannenkrieges ebenfalls als gezwungene römische Bundesgenossen, und beim Friedensschlusse mit ihnen nach dem genannten Kriege machte der nichtswürdige Kaiser Commodus die unbesonnene Bedingung, daß über 20,000 Markmannen und Quaden bei den Römern Dienste nehmen sollten. Hierdurch nahm der feige Schwelger die Feinde in dem eignen Schooße auf und verrieth ihnen wie absichtlich die Kunst der ausgebildeten römischen Kriegsführung.

---

*) 1. Bdch. S. 59 und 60.

5. Die deutschen Völkerbündnisse.

Wir haben schon oben gesagt, daß der Bund der Markmannen während des danach benannten Krieges nur das Vorspiel engerer und dauernderer Bündnisse unter den deutschen Völkern war. Die Einsicht, zu der sie nothwendig kommen mußten, daß ihre alten Feinde bei dem allgemeinen Verderbniß und dem sichtlichen Sinken ihrer Kraft nur dadurch ihnen noch widerstehen konnten, daß sie nicht vereinzelt, sondern in Vereinigung handelten als Eine Kraft und Ein Wille, mochte viel dazu beitragen, daß sie die Nothwendigkeit einsahen, das Gleiche zu thun und daß die einzelnen Stämme ihre Eifersüchteleien und Streitigkeiten aufgaben und sich mehr und mehr und fester und fester unter sich verbanden.

Zu Anfang des dritten Jahrhunderts und um die Mitte desselben traten auf einmal mächtige **deutsche Völkervereine** gegen die Römer auf, von deren Entstehen nach Zeit und Art und Weise die Römer nichts wußten, die Geschichte also nichts aufbehalten hat. Genug, sie traten jetzt in Macht hervor und wurden der Schrecken der Römer.

Zuerst, ums Jahr 213, wurden den Römern die **Allemannen** bekannt. Es war dies ein Bund swevischer Völker, namentlich aus einem Theile des frühern Markmannenbundes gebildet, den Hermunduren, den Markmannen, den Quaden und Andern. Es erstreckten sich die Völker dieses Bundes zwischen Main und Donau bis an den römischen Grenzwall des Zehntlandes und östlich nach Böhmen und Mähren hinein. Der Name Allemannen (auch Alemannen und in dem ältesten Deutsch Alamannen), von „al" gebildet, welches unser all ist, damals aber als verstärkende Vorsilbe gebraucht wurde und „all, ganz, tüchtig" bedeutete, hatte die Bedeutung von „ganze, tüchtige Mannen" oder Helden, nicht, wie Manche glauben, die ganz allgemeine Bedeutung von „allerlei Mannen."

Den Römern zeigten sich die Allemannen zuerst auf der Südseite des Mains. Unter dem römischen Kaiser Aurelianus, welcher vom Jahre 270 bis 275 regierte, durchbrachen sie den römischen Grenzwall, die sogenannte Teufels-

oder Heidenmauer, und drangen über den Rhein vor, wurden aber von dem kräftigen Kaiser Probus im Jahre 277 zurückgeworfen. Probus ließ den von Hadrian angelegten Grenzwall wieder herstellen. Der Bau wurde aber nicht vollendet und bald nach des Kaisers Tode, welcher 282 erfolgte, flutheten die Allemannen wieder über den Wall und breiteten sich südwärts bis Donau und nördlich bis an den Main oder wohl auch die Lahn aus. Besonders setzten sie sich in dem bisherigen römischen Zehntlande fest, und die dort saßen, benannten sich wieder mit dem alten Namen „Sweven" und daraus ist bei ihren Nachkommen der Name „Schwaben" entstanden, der bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Der Bundesname Allemannen ist aber bei den Nachbarn über dem Rheine, den Franzosen, als Bezeichnung für die Deutschen überhaupt üblich geblieben; noch jetzt werden wir von in ihnen Allemands (Allemang's) genannt.

Nur im Kriege hatten sie zuweilen einen gemeinschaftlichen Heerführer oder Herzog, im Frieden aber nie ein gemeinschaftliches Oberhaupt, jeder Stamm hatte vielmehr seinen besondern Aeltesten oder Fürsten, welche von den Römern oft kleine Könige (Reguli, von Rex König) genannt werden.

Der zweite große deutsche Völkerverein waren die **Franken.** Unter diesem Namen erscheinen um die Mitte des dritten Jahrhunderts die Völker des nordwestlichen Deutschlands von der Lahn, welche eine Strecke oberhalb Koblenz in den Rhein fällt, bis zur Nordsee herab zu einem engern Bunde vereinigt. Ihr Ursitz war der Unterrhein und Belgien, von wo sie sich von Schelde und Maas, in das römische Gallien einfallend, später bis zur Seine (Säne ausgesprochen, an welcher Paris liegt) und Loire (Loare) im mittlern Frankreich ausbreiteten. Zu diesem Bunde gehörten die Katten, Usipier, Tenchterer, Sigambrer, Brukterer und Andere. Ihr Name bedeutet die Freien, denn frank heißt frei.

Ein dritter Völkerbund waren die **Sachsen.** Es war dies eine Vereinigung der Völker im Norden, nordostwärts von den Franken, namentlich an der untern Elbe (an ihrem Ausflusse in die Nordsee) und zwischen Weser und Elbe. Die Hauptvölker dieses Bundes waren die Chauken, zwi-

schen Ems und Elbe, und die Cherusker weiter hinauf an der Weser bis Elbe und Saale und im Harze bis zum thüringer Wald. Der Name Sachsen bedeutet Schwertmänner; im Altdeutschen hießen sie Sachso (Sachsen), in der Sprache der Angelsachsen, welche im Holsteinischen saßen und von da später nach Britannien hinüberschifften und dort angelsächsische Reiche gründeten, wovon Britannien den Namen Angelland, England erhielt, Seaxa (Searen); beide Namen aber (oder vielmehr der Eine in doppelter Mundart) kommen von Sahs und Seax her, welches ein kurzes Schwert bedeutet. Solche kurze Schwerter führten die Sachsen, während die Franken große breite Schwerter hatten, Spatha genannt.

Der vierte Völkerbund endlich waren die **Gothen**. Diesen Namen führte ursprünglich eine Völkerschaft, die an der untern *) Weichsel bis nach der Oder hin ihren Sitz hatte und aus vielen Stämmen bestand. Sie machte sich frühzeitig durch Tapferkeit und größere Bildung oder wenigstens Bildungsfähigkeit einen guten Namen. Von ihren Ursitzen an der Weichsel zogen die Gothen weiter westlich nach Deutschland hinein; da sie aber in diesen Zügen in dieser Richtung durch die Sachsen verhindert wurden, so wendeten sie ihren Lauf nach Südosten und durchzogen die Strecken zwischen Oder und Weichsel hinauf, an den Karpathen, dem Waldgebirge, welches das nördliche Ungarn in einem großen Halbkreise umgiebt, hin bis herab ans schwarze Meer. Dies geschah unter dem römischen Kaiser Markus Aurelius, welche den Markmannenkrieg zu bestehen hatte und von 161 bis 180 regierte. Auf diesen Zügen durch so ungeheuere Strecken unterwarfen sich die Gothen oder rissen mit sich fort eine Menge kleinerer Völkerstämme. Diese vereinigten sich in ihren Bund und die Gothen (so hieß nun der ganze Völkerverein) wurden bald so mächtig, daß sie (nachdem sie später auch Dacien den Römern abgenommen hatten) von der Ostsee bis zur Donau und von den Ufern der Weichsel (und noch weiter zur Oder hin) bis zum Don,

---

*) „Unter" bedeutet bei einem Flusse allemal nach dem Ausflusse oder seiner Mündung zu, weil das Land da tiefer, nach seiner Quelle zu aber höher liegt.

dem großen Flusse Rußlands, der sich ins asowsche Meer, welches nordöstlich über dem schwarzen Meere ist, ergießt, herrschten. — Jedes der gothischen Völker stand unter einem besondern Oberhaupte, Reiks, d. h. Richter, bei ihnen genannt. Die Römer nannten sie Könige. Im Kriege hieß das Oberhaupt Thiudans, d. h. Volksführer und war dasselbe, was bei den andern deutschen Völkerschaften Herzog genannt wurde. Bald stritt jede Völkerschaft unter ihrem besondern Häuptlinge, bald ihrer mehrere unter einem gemeinschaftlichen Herzog, bald herrschte ein Oberkönig über viele tributpflichtige Könige oder Richter, bald löste sich seine Herrschaft wieder auf und alle zeigen sich wieder selbstständig.

Dies waren die vier großen Völkerbündnisse, welche im dritten Jahrhunderte plötzlich hervortraten; den Römern, welchen ihr Entstehen und die vorbereitenden Ursachen dazu fremd geblieben waren, wie Pilze aus der Erde gewachsen. Nun wurden ihnen die Deutschen freilich gefährlicher als früher, wo sie vereinzelt gegen sie gekämpft hatten. Von der Zeit des zweiten Viertels des dritten Jahrhunderts an führten diese vier Völkervereine einen beständigen Krieg gegen das römische Reich. Von allen Seiten drangen sie in die angrenzenden Gebiete ein, Alles überfluthend, plündernd und vernichtend. Bald drangen die Franken über den untern Rhein in Gallien, das heutige Frankreich ein; bald die Allemannen über den obern Rhein und die Donau in Gallien und nach Italien; bald die Gothen über das schwarze Meer und über die Donau in die heutige europäische Türkei und Griechenland und westlich durch Illyrien nach Italien; und die Sachsen unternahmen Raubzüge zur See. Am gefährlichsten wurden den Römern zunächst die Allemannen und Gothen und Letztere am furchtbarsten. Die Römer wußten sich kaum zu retten; bald mußten sie da, bald dort die Eindringlinge abzuwehren suchen. Oft konnten sie der Fluth nicht widerstehen, und gelang es ihnen, an dem einem Orte zu widerstehen und zurückzutreiben, so brach die Völkerfluth an einem andern durch. Eine gräßliche Zeit für die Römer! — Die Gothen drangen am weitesten vor. Ihnen zunächst lag das römische Dacien. Dies, durch Gebirge und die Donau und Donaufestungen geschützt, umgingen sie vor der Hand, drangen von

beiden Seiten über die Donau, durchzogen die Länder südlich der Donau, welche heut zu Tage die nördliche Türkei ausmachen (Bosnien, Servien und Bulgarien) und stürmten herab bis in die Nähe Konstantinopels und bis Griechenland hinunter; ja kühn fuhren sie öfters auf vielen zerbrechlichen Fahrzeugen, die ihnen gefangene Römer hatten erbauen müssen, über das schwarze Meer nach Kleinasien hinüber, überfielen plündernd die Küstenstädte und streiften bis tief in das Land hinein. Einmal drangen sie auch in Italien ein und kamen selbst bis vor Rom. Aber die eben dort hausende Pest zwang sie zur Umkehr. Eine schreckliche Vertheidigerin für Rom! Sowohl in dem schönen Griechenland als in Kleinasien plünderten und zerstörten sie die herrlichsten Städte, wie z. B. die berühmten griechischen, Athen, Korinth, Sparta, in Kleinasien Ephesus und andere, und zogen mit vieler Beute beladen heim. In dem schönen Athen, der Haupstadt Griechenlands mit den herrlichsten Schätzen der Kunst und altgriechischer Wissenschaft, das sie auch eroberten und ausplünderten, wollten sie eben die ungeheure Menge Bücher, die sie dort vorfanden, verbrennen — was ein großer Verlust für die Nachwelt gewesen wäre, weil da manche Weisheit und manche Geschichtsbücher mit ihren Berichten nicht auf uns gekommen wären, Bücher, die so viel zu unserer Bildung beigetragen haben — sind doch solch wichtige alte Schriften genug verloren gegangen! — hier wollten sie also eben die vielen Schriften verbrennen, als ein alter Mann unter ihnen hervortrat und den Rath gab, diese Bücher nicht zu vernichten, denn so lange diese Völker die Feder so emsig führten, würden sie das Schwert nicht zu führen verstehen. Und dieser Rath rettete viele geistige Schätze vor dem Untergange. Zu Ephesus in Kleinasien, einer berühmten Handels-Seestadt, stand ein hochberühmter Tempel, der zu den sieben Wunderwerken der alten Welt gerechnet wurde, von ungeheurer Größe, den herrlichsten Säulen, Bildsäulen und Gemälden. Er wurde von den Gothen niedergebrannt. — Auch die Römer schlugen manchmal sowohl auf dem schwarzen Meere als zu Lande die Gothen und vernichteten große Schaaren derselben. Besonders geschah dies mit Hülfe deutscher Söldner, namentlich der Fran-

ken, die den Gothen immer feind waren. Und gut war es noch für die Römer, daß die Gothen nur Streifzüge machten, freilich äußerst verheerende, ohne daran zu denken, zu erobern, um sich niederzulassen. Es kämpften unter ihnen auch Jungfrauen, Schildjungfrauen genannt. Mehrere nahm man mit den Waffen in der Hand gefangen und eine, Hunilda genannt, wurde wegen ihrer Schönheit bei dem kühnsten Feuer ihres Auges, und wegen des hohen Verstandes, den ihr die Natur verliehen, von den Römern so bewundert und mit Achtung behandelt, daß sich ein hoher Römer mit ihr verheirathete.

Die wichtigste That der Gothen war die Wiedereroberung Daciens im Jahre 271, nachdem die Römer dies Land 165 Jahre besessen hatten. Während alles Andere nur in verheerenden Raubzügen bestand, war dies eine bleibende, einflußreiche That, durch welche die Römer ganz über die Donau hinübergeworfen wurden.

Außerdem daß die Römer meist mit deutschen Söldnern siegten, die sie eifrigst zu gewinnen suchten, und dadurch ihre eignen Waffen immer mehr in deutsche Hände gaben, suchten sie auch dadurch Ruhe zu erlangen, daß sie große Massen deutscher Völker in das Reich aufnahmen, wie z. B. die Vandalen Wohnsitze in Pannonien (dem westlichsten Theile Ungarns bis zur Donau, so wie Slavonien und dem nördlichsten Bosnien) erhielten. Dies war aber keine Vergrößerung der römischen Macht, wofür sie es ausgaben, es war vielmehr gleichsam eine Eroberung Deutscher im römischen Reiche. Eben so nahm man Vandalen, die römischer Seits gegen die Gothen aufgehetzt von Letztern geschlagen worden waren, in römische Dienste. Man zählte zu Konstantinopel, dem alten Byzanz, welches der römische Kaiser Konstantin 330 anstatt Roms zur Hauptstadt des römischen Reichs erhoben hatte, damals schon 40,000 deutsche Söldner, Wäringer genannt.

Es wird Jeder auch ohne näheres Eingehen genugsam einsehen, wie schrecklich es damals im alternden, sinkenden römischen Reiche aussah, und wie gefahrdrohend demselben die aller Orten einbrechenden kräftigen, aber noch rohen Naturvölker wurden. Die gänzliche Auflösung des ungeheuren

Reichs konnte nicht ausbleiben, sobald ein besonderer Anstoß die deutschen Völker veranlaßte, statt der flüchtigen Raubzüge bleibende Eroberungen im römischen Reiche zu beabsichtigen. Der Anstoß, ein mächtiger Anstoß von außen, blieb nicht aus. Es war dies die Ankunft asiatischer Barbaren, welche die größte Völkerbewegung veranlaßte, die je stattgefunden hat, die sogenannte Völkerwanderung.

II. Die Zeiten der Völkerwanderung

vom Jahre 375 bis 376.

---

1. Ankunft der Hunnen.

Ums Jahr 375 n. Chr. G. kam nach den Ufern der Wolga, da, wo sich dieser große asiatisch-russische Strom ins kaspische Meer ergießt, weiter aus dem Osten Asiens ein Völkerschwarm dahergezogen, der die dort wohnenden Völker in Furcht und Schrecken setzte. Keiner zog zu Fuß daher, Alle saßen auf kleinen Pferden, wie damit verwachsen, und Weiber und Kinder folgten auf Karren. Sie waren von kurzem, gedrungenem Körperbau, hatten breite Schultern und starke Arme, aber vom fast stäten Sitzen auf den Pferden krumme Beine, ferner kleine geschlitzte, schiefliegende Augen, eine gequetschte platte Nase, aufgeworfene dicke Lippen, dicken Hals und gelbe Haut. Kurz, sie waren über die Maßen häßlich, so häßlich wie die Kalmücken und Mongolen noch heute sind, denn sie waren eben ein mongolisch-kalmückischer Volksstamm, die ihren Ursitz in dem nördlichen Theile des mittlern Asiens hatten, in den ungeheuren Steppen zwischen dem asiatischen Rußland und China, da wo noch heute die

Mongolei und Tartarei ist. Dort lebten sie ursprünglich als Nomaden, d. h. als ohne feste Sitze mit ihren Viehheerden umherziehende Völker, die noch keinen Ackerbau kennen und noch fern von jeglicher Kultur oder Bildung sind, die damit zusammenhängt und daraus hervorgeht. Sie wohnten gar nicht in Häusern, sondern nur unter Zelten, wie noch heute dort die Kalmücken leben, und nährten sich hauptsächlich von Wurzeln und rohem Thierfleisch, das sie auf dem Rücken ihrer Pferde mürbe ritten. Wahrscheinlich hatte die Ueberfüllung und das daraus hervorgehende Drängen der Völker sie veranlaßt, den heimischen Boden zu verlassen und eine weitere Wanderung in fernere Gegenden zu unternehmen. Auch stimmt dies ganz mit der Neigung solch unstät umherziehender Naturvölker: feind jeder ernsten und andauernden Arbeit verachten sie die Fleiß und Anstrengung erfordernde Beschäftigung mit dem Feldbau. — Ihre widerliche Gestalt und Häßlichkeit, ihr Dahinfliegen auf kleinen Pferden, ihre geschickte Handhabung mit Bogen und Pfeil und der Umstand, daß sie unversehens Alles umschwärmten, eben so schnell verschwindend als sie erschienen waren; ferner ihre unersättliche Raubgier nach Gold und Silber und andern Schätzen, von denen sie nicht einmal Gebrauch zu machen wußten; sodann ihre Zerstörungswuth aus bloßer Freude am Zerstören, und endlich Rohheit und Schamlosigkeit gegen das schwächere Geschlecht, welches die deutschen Völker selbst auf ihren Kriegs- und Raubzügen mit Achtung zu behandeln pflegten, und das Mißhandeln und Fortschleppen der Männer wie Frauen als Sklaven: dies Alles jagte Allen, auf die sie in verheerenden Zügen stießen, ein Grauen ein. Sie waren Deutschen, Römern und Griechen, die sie zeitig genug kennen lernen sollten, gleicherweise so widerlich und ein solcher Gräuel und Abscheu, daß diese Völker sie allgemein für Abkömmlinge böser Geister hielten. Und dieser Aberglaube trug gar viel dazu bei, daß sie siegten, wo sie nur erschienen.

Zunächst drangen sie über die Wolga und unterwarfen im Sturme sich die Alanen, ein zwischen der Wolga und dem Don, der ins asowsche Meer ausmündet, sitzendes und zum Bunde der Gothen gehörendes Volk.

Hierauf gingen sie über den Don. Von dort aus, am

asowschen und schwarzen Meere entlang bis westlich an die Donau nach Dacien herein, und nördlich hinauf, der Weichsel entlang, bis an die Ostsee, breitete sich das große Volk der Gothen mit den ihnen unterworfenen Völkern aus. Man theilte sie nach der Lage ihrer Sitze in Ost- und Westgothen ein. Die Ostgothen, natürlich **die** Stämme, welche von uns aus am weitesten nach Osten oder Morgen hin wohnten, saßen vom Donflusse über den Dneper hinüber bis zum Dnester, der sich ins schwarze Meer ergießt; die Westgothen, weiter nach Westen oder Abend hin sich ausdehnend, vom Dnester am schwarzen Meere und der Donau hin bis nach Dacien oder der heutigen Moldau und Wallachei hinein. — Die östlichen Gothen waren mehr der Sitte und Weise ihrer Väter treu geblieben, die westlichen aber in Dacien und den angrenzenden Ländern, mit Römern vermischt, in der Nähe der in Kunst und Wissenschaft gebildeten Griechen, wandten sich mehr und mehr der Bildung ihrer Nachbarn zu. Ackerbau und Gewerbe, Schifffahrt und Handel blühete unter ihnen auf, an Wissenschaften und Künsten begannen begabtere Geister Geschmack zu finden, und — was das Wichtigste zur Entwickelung ihres Geistes war — sie wurden Christen und hingen mit Wärme einer vernunftgemäßern Ansicht des Christenthums an. Sie hatten schon einen gelehrten Bischof, Ulphilas, unter sich, welcher der Erste war, der die Bibel ins Deutsche übersetzte. Noch bis auf unsere Tage hat sich ein Theil seiner Uebersetzung erhalten. Sie ist wichtig für die Kenntniß der damaligen deutsch-gothischen Sprache, die in ihren Formen und in vielen Wörtern allerdings so von unserer jetzigen Sprache abweicht, daß sie blos der versteht, der sich mit dem Studium unserer alten Sprache abgegeben hat. — Wie würde das bildungsreiche Volk der alten Gothen sich fortgebildet und fortentwickelt haben, wenn nicht der Sturm der Völkerwanderung gekommen wäre, der selbst den Namen des Volks vertilgt hat! —

Unter den Gothen war dem Wesen nach dieselbe Verfassung wie unter den andern deutschen Völkern. Das Volk wählte aus angesehenern Familien tapfere Männer zu ihren Oberhäuptern. Nur der Unterschied fand statt, daß diese mehr Gewalt hatten, als es unter den übrigen deutschen

Stämmen der Fall war. Namentlich ist es merkwürdig, daß ihre Macht um so ausgedehnter zu werden anfing, je weiter die Stämme, denen sie vorstanden, nach Osten hin, in das heutige Rußland hinein, saßen und sich Asien näherten, wo von jeher die unumschränkte Fürstenmacht geherrscht hat. Zu der Zeit, als die Hunnen hereinbrachen, standen die **Ostgothen** unter Einem Häuptlinge, der sich über alle ostgothische Völkerschaften zu einem mächtigen Fürsten emporgeschwungen hatte. Er hieß **Hermanarich.** Sein Reich dehnte sich von der Ostsee bis zum schwarzen Meere aus. Nicht als ob er der einzige Fürst aller unterworfenen Völker, der Burgunder, die damals zwischen Oder und Weichsel saßen, der Gepiden, der Vandalen, der Alanen und anderer, gewesen wäre: er hatte nur alle von sich abhängig gemacht und durch Gewalt ein Königthum sich geschaffen, wie es gar nicht ächtdeutsche Art war. Daß solche Macht eines Einzelnen auch unter den Gothen nicht herkömmlich und gesetzlich war, sondern nur einmal vorübergehend durch den kräftigen Geist eines Herrschsüchtigen entstanden, geht daraus hervor, daß nach Hermanarichs Tode nur Ein Theil seinem Sohne Hunimund getreu blieb, die Andern aber nach freier Sitte der Väter sich einen Andern zum Oberhaupte wählten.

Hermanarich hatte auch die Westgothen an das ostgothische Reich zu binden gewußt, doch standen sie ziemlich unabhängig unter einem eignen tüchtigen Fürsten oder Richter, **Athanarich** geheißen, der mehr ein Mitregent des großen gothischen Reichs, oder Statthalter des westgothischen, als ein Untergebener war. Aber auch dieser Athanarich war nicht Volksherrscher, sondern wird ausdrücklich Richter der Gothen oder Fürst (in der Bedeutung von Führer) genannt. Er war unter vielen Richtern oder Häuptlingen nur der erste, der die oberste Leitung an sich gebracht. Er war unter Andern seines Gleichen, was z. B. Armin unter den Cheruskern war, d. h. von mehrern Stammältesten oder Fürsten der Erste, in dessen Händen die Oberleitung lag. Kräftige Geister schwangen sich leicht dahin auf. Sie herrschten aber nicht über die Andern, sie hatten nur den Vorsitz und waren die obersten Führer. Das Gefühl der einzelnen Stämme für die

Nothwendigkeit größern Zusammenhaltens und größerer Einheit brachte das naturgemäß so mit sich, daß kräftigere Geister, die des Volkes Vertrauen erhielten, an die Spitze traten. Sobald das Vertrauen zu ihnen oder ihr Ansehen schwand, oder Verhältnisse eintraten, die eine Aenderung, eine Spaltung herbeiführten, so wählte auch das Volk wieder Andere und es traten statt des Einen oft wieder Mehrere als die Hauptführer auf. Denn nicht immer ist ein Geist da, der Alle für sich zu gewinnen versteht. So traten auch hier, noch zwei Andere durch des Volkes Wahl als Häupter auf, Frithigern und Alawif, von denen wir noch hören werden.

Die Hunnen hatten also, um uns den Stand der Dinge wieder zu vergegenwärtigen, die Wolga überschritten und die zwischen Wolga und Don sitzenden Alanen bald unterworfen. Von da zogen sie über den Don und kamen somit ins Gebiet der Ostgothen, welche bis zum Dnester hin wohnten. Der mächtige Hermanarich war aber ein Greis von 110 Jahren. Da nun slavische Völkerschaften *), die Hermanarich unterworfen, die Ankunft der Hunnen als Gelegenheit benutzten, sich frei zu machen und z. B. der Fürst der Rorolanen zu den gefürchteten Feinden überging, und da bei dem Einfalle der fürchterlichen Hunnen Alles in Verwirrung, Furcht und Zwietracht gerieth und sich Hermanarich nicht zu behaupten wußte, so zog er den Tod der schmachvollen Erniedrigung der Unterwerfung vor und stürzte sich in sein eignes Schwert. Ein Theil der Ostgothen stritt unter Hermanarichs Sohn, der aber bald überwunden ward; der andere Theil unter einem neugewählten Fürsten, Withimer, der die Hunnen in zwei Schlachten tapfer zurückschlug, bis er einen ehrenvollen Tod im Kampfe fand. Ein Theil der Ostgothen unterwarf sich nun dem Hunnenfürsten Balamir, der andere floh unter Widerich, Withimers Sohne, und zwei andern Führern. So zerfiel das Reich der Ostgothen und wurde hier (in dem heutigen Südrußland) von den Hunnen überfluthet.

Am Dnester, der Grenze des ostgothischen Reichs, stand

*) Die Slaven sind ein nichtdeutscher Völkerzweig, zu welchem Russen, Polen, Wenden, Böhmen und Andere gehören.

gerüstet Athanarich, der Fürst der Westgothen, ein tüchtiger Held, und erwartete die Ankunft des Feindes. Dieser setzte aber an einer nicht vermutheten Stelle über den Dnester und umging die Westgothen. Sie erlitten eine große Niederlage und Athanarich wich zurück über den Fluß Pruth, der sich in die Donau ergießt in der Nähe ihres Einflusses in das schwarze Meer und die nördliche Grenze des damaligen römischen Daciens oder der heutigen Moldau und Wallachei bildet. Dort verschanzte er sich in Eile. Aber auch hier konnten sich die Gothen nicht halten. Sie sahen, daß vor der Fluth der Hunnen jeder Widerstand vergeblich sei und flohen, die Meisten unter Frithigern und Alawif der Donau zu, um auf römischem Gebiete Schutz zu suchen, Andere unter Athanarich, der noch vor kurzen Jahren mit den Römern im Kampfe gestanden und als ihr ärgster Feind geschworen hatte, nie das römische Gebiet zu betreten, so daß er selbst den Frieden mit den Römern mitten auf der Donau abgeschlossen hatte, in die Gebirge Siebenbürgens. — Dem Athanarich hingen dazumal nämlich nur die Westgothen an, welche Heiden geblieben; die Andern, welche durch die benachbarten Römer das Christenthum kennen gelernt und Christen geworden waren, hatten zu ihren Herzögen Frithigern und Alawif gewählt. Hier nun sehen wir das Verhältniß der gothischen Völker zu ihren Fürsten einmal recht klar und deutlich. Bei der gemeinsamen Gefahr vor den gefürchteten Hunnen stellten sich die Westgothen unter den alten Helden Athanarich, der schon früher ihr gemeinsames Haupt gewesen war; nach der Niederlage aber halten sie sich nicht an ihn als ihren Fürsten gebunden, sondern folgen frei, die Einen ihm, den sie als ihr Oberhaupt beibehalten hatten, die Andern Frithigern und Alawif, die ihre frühern selbstgewählten Herzöge gewesen. Athanarich hatte also unter mehrern Volkshäuptern (denn es gab außer den Genannten auch noch andere Gau- und Geschlechtsfürsten) durch sein Ansehen die Oberleitung erhalten; eine Spaltung trat im Volke ein, dadurch daß ein Theil das Christenthum annahm, der andere Theil das Heidenthum beibehielt, und siehe, der erstere Theil des Volks wählt frei und unabhängig zwei Andere zu seinen obersten Häuptern; es tritt darauf unerwartet ein gemeinsamer

fürchterlicher Feind auf, und die beiden Theile der Westgothen stellen sich wieder unter das frühere gemeinsame Oberhaupt und Athanarich ist wieder der Erste unter allen Volkshäuptern; es mißlingt der Kampf und die Westgothen folgen wieder frei dem Einem oder Andern, Athanarichs Oberherrschaft ist vorbei und Frithigern und Alawif sind der Stellung nach ihm ganz gleich. Es konnte ein Fürst also wohl durch die Ueberlegenheit seines Geistes, durch dadurch erworbenes persönliches Ansehen, Vertrauen und sonstige günstige Verhältnisse die Obermacht erlangen, gleichsam der Oberkönig oder Volkskönig der Gesammtheit werden, aber er war es weder auf Lebenszeit noch viel weniger durch Geburtsrechte, und das Volk blieb frei und selbstständig, wenn es nur einen freien, selbstständigen Geist bewahrte. Das Eine nur berichtet Tacitus, daß unter den gothischen Fürsten die Volksgemeinde der That nach beschränkter war als bei den Deutschen im Innern und im Westen unseres Vaterlandes, rechtlich und dem Wesen nach aber der Zustand des Volks derselbe war.

An der Donau angekommen, sandten Frithigern und Alawif eine Gesandschaft an den römischen Kaiser Valens, um Aufnahme ins römische Reich zu bitten. Der gelehrte Bischof Ulphilas war das Haupt und der Sprecher der Gesangtschaft. Man bat um leere Strecken in der heutigen Bulgarei, die man anbauen wolle, und versprach ruhiges, friedliches Verhalten und, wenn nöthig, Hülfeleistung. Valens, dem der daherbrausende Sturm der Hunnen ebenfalls nicht gleichgültig war, bedachte sich bald, daß er die andrängenden Gothen, die er am Ende wohl kaum möchte abwehren können, doch lieber als Freunde aufnehmen und durch diese tapfern Männer die nachdrängenden Hunnen von sich abhalten wollte; so gewann er durch ihre Aufnahme eine kräftige Grenzwehr und dazu rüstige Bebauer öder Fluren. Er gewährte die Bitte, doch unter der harten Bedingung, daß die Wehrhaften vor ihrem Uebergange über die Donau die Waffen ablegen, daß sie einen Theil ihrer Kinder als Geißeln in die Städte Kleinasiens abführen lassen, und daß sie Alles, was sie an Lebensmitteln brauchten, nach Forderung bezahlen sollten.

2. Der Gothen Uebergang ins römische Gebiet.

Die Forderungen des römischen Kaisers konnten von den Gothen nicht lange abgewogen werden. Es war Eile nöthig, sich zu retten. In Hast ließ man sich auf Schiffen und Flößen übersetzen. Der Drang, nicht blos der Bewaffneten, die doch einen Schutz in den Händen hatten, sondern noch mehr der Unbewaffneten und Schutzlosen, der Sklaven, Greise, Weiber und Kinder, war fürchterlich. Ueberall Getümmel und Verwirrung, so daß Viele in den Wellen der Donau ihren Tod fanden. Die Ersten legten wohl die Waffen in die Hände der Römer, aber, gleichsam als wäre nun dem Befehle des Kaisers genug gethan, ließen sich die römischen Beamten, habsüchtig und bestechlich nach der Sitte ihrer Zeit, ohne Mühe die Erlaubniß von den Gothen abkaufen, ihre Waffen behalten zu dürfen. Auch wurde im wilden Andrange nach den Fahrzeugen, und dadurch daß die Römer ihr Augenmerk gar zu sehr auf die goldlockigen, blauäugigen schönen Frauen und Jungfrauen der Deutschen richteten, die Entwaffnung nur allzu nachläßig versäumt, und es setzten ganze Schaaren mit den Waffen in den Händen über. Es sollen etwa eine Million Menschen über die Donau gegangen sein; unter ihnen etwa 200,000 streitbare Männer. Die Ueberwandernden waren von den westgothischen Stämmen, welche bis zum Pruth hin wohnten; alle Gothen dagegen, welche westlich von diesem Flusse in Dacien lebten, blieben in ihren Sitzen, geschützt zunächst durch die wilden Gebirge der sie umgebenden Karpathen.

Kaum waren die Westgothen übergesetzt, so kamen die flüchtigen Ostgothen an und verlangten ebenfalls hinübergenommen zu werden. Man hatte aber an jenen genug und verweigerte ihnen die Aufnahme.

Die Westgothen fanden aber auf römischem Gebiete nicht das, was sie suchten und erwarteten und es war wahrlich gut für sie, daß ihrer Viele noch bewaffnet waren, sonst möchten sie Alle umgekommen oder in die gräßlichste Sklaverei gerathen sein.

Statt daß ihnen bestimmte Strecken zum friedlichen Anbau angewiesen und Nahrungsmittel für billigen Preis gereicht wurden, wobei sie eine gute Grenzwehr geworden wären, fielen die Römer mit ihrer Habsucht über sie und brachten Noth und Unglück im Uebermaße über das getäuschte Volk. Die schlechtesten Nahrungsmittel mußten sie übertheuer bezahlen und als sie dafür ihr Geld, ihre leinenen Gewänder und sonstige Stoffe und all ihr mitgenommenes Hab und Gut weggegeben hatten, mußten die Armen, um nicht Hungers zu sterben, ihre Knechte (die Unfreien unter ihnen) und dann selbst ihre Kinder hingeben. Für ein Brot, für ein Stück Fleisch, selbst für einen todten Hund forderten die habsüchtigen Römer einen Menschen, den sie dann theuer als Sklaven zu verkaufen gedachten. Die schönen kräftigen Frauen und Jungfrauen gefielen diesen gierigen Menschen besonders und schlanke gelblockige Knaben, Jungfrauen und Weiber wurden von römischen Beamten in Menge gewaltsam hinweggerissen und ins Innere abgeführt.

Die Gothen wurden durch dies schändliche, habsüchtige und selbst menschenräuberische Verfahren mitten in der Noth des Hungers zur Verzweiflung getrieben. Ihre Kinder, die sie wohl mehr liebten als die entsittlichten Römer, ihre Frauen und Jungfrauen, die sie, die einfachen deutschen Völker, mit einer Achtung behandelten, die jenen fremd war, mußten sie einem unwürdigen Geschicke und der entehrendsten Behandlung preisgegeben sehen! Wie die Noth und die schmachvolle Behandlung anging, verlangten sie über die Donau zurückzugehen, denn sie wollten lieber mit den Waffen in der Faust gegen die fürchterlichen Hunnen kämpfend den Tod finden, und immer blieb doch da die Hoffnung, die Ungeheuer zurückzuschlagen oder sich in die Gebirge zu werfen, als von der Gnade solcher Unmenschen in Entehrung und Elend leben. Aber sie wurden durch römische Heere daran verhindert und gewaltsam vorwärts getrieben.

Während sich aber so die römische Besatzung von den Ufern der Donau entfernte, setzten die Ostgothen unter Widerich, ohne zu fragen, über.

Frithigern und Alawif waren in einer traurigen Lage, denn die gothischen Krieger waren nicht mehr geordnet beisammen. Frithigern suchte den Zug ins Innere möglichst

hinzuhalten; er hoffte auf die Brüder drüben der Donau. Man kann nach Marcianopel, einer Stadt in der heutigen Bulgarei. Hier hofften die Gothen reichlichere und bessere Nahrung zu finden. Aber sie mußten vor den Thoren liegen bleiben und wurden ärger behandelt denn zuvor. Nur ihre Führer wurden von dem römischen Statthalter Lupicinus zu einem Gastmahle eingeladen. Da sie draußen vor der Stadt verhöhnt wurden gleich armseligen Bettlern und ihre Führer ihnen zu lange ausblieben ohne tröstliche Versicherungen in ihrem Ungemache zu bringen, so entstand Argwohn unter den Gothen. Der Argwohn stieg zu drohenden Bewegungen und endlich stürmte man gegen die Stadtthore an. Der römische Statthalter hatte wirklich Verrath im Sinne und befahl, seine Gäste zu ermorden. Nur Frithigerns Geistesgegenwart rettete ihn und die Seinen. Er stellte sich kaltblütig vor den Römer und gab ihm die Versicherung, daß in diesem Falle die Wuth der Gothen unbezähmbar und der Untergang der Stadt unvermeidlich sei. Weder er noch irgend einer der Seinigen werde dem Tode entrinnen. Lasse er sie aber frei, so wolle er seine Leute beruhigen und abführen. Lupicinus wurde durch diese kaltblütige Rede betroffen. Er entließ die geladenen gothischen Führer aus der Stadt.

Die Gothen jauchzten freudig auf, als sie ihre Führer unversehrt erblickten, und Frithigern führte seine Leute zurück, um sich, wo möglich, mit ihren Brüdern, den Ostgothen, zu vereinigen und so den Römern widerstehen zu können. Denn nun war Glaube und Treue geschwunden und die Gothen zogen plündernd und verwüstend umher. Die Römer bereuten es, so viele tapfere Männer aufgenommen zu haben; mehr noch hätten sie ihr Verfahren gegen die Aufgenommenen bereuen sollen. Lupicinus entschloß sich nach vereiteltem Verrath zu einem schnellen Streiche gegen die theils noch Wehrlosen theils Ausgehungerten. Er zog ihnen mit seinem Heere nach. Etwa zwei Stunden vor der Stadt traf er mit ihnen zusammen. Es kam zu blutiger Schlacht; die Gothen, welche in frischer Entrüstung auf Leben und Tod kämpften, gewannen trotz mangelhafter Bewaffnung einen großen Sieg, die Römer wurden vollständig geschlagen. Adler und Fahnen wurden ihnen stürmend entrissen, die römischen

Hauptleute erschlagen, das ganze Heer aufgerieben. Begierig stürzten die Gothen über die erschlagenen Feinde und legten der Gefallenen Waffen an. Die Mißhandelten waren als Sieger furchtbar anzuschauen. Tod und Verderben blitzte aus ihren feurigen Augen; bis zum Hämus- oder Balkangebirge hin war das feindliche Land in ihrer Hand. Die dortigen Bergleute und andere Gedrückte schlossen sich ihnen an, wurden ihre Wegweiser und zeigten ihnen die verborgenen Schätze und Lebensmittel. Außerdem verstärkten sie sich durch die Ostgothen, welche unter Widerich über die Donau gekommen waren, und endlich durch die vielen gothischen Söldner in römischem Dienste, die Wäringer. Diese standen nämlich bei Adrianopel, einer Stadt in dem Lande über dem Balkangebirge, Thracien noch jetzt wie damals genannt, oder heutiges Tages auch Rumelien oder Romanien, d. h. das Land der Römer, in dessen südöstlicher Spitze oder Landzunge Konstantinopel liegt. Sie erhielten den Befehl, nach Kleinasien abzugehen, denn man fürchtete, sie möchten die Partei ihrer Landsleute nehmen und wollte sie deshalb weit weg verlegen. Sie merkten das nur zu gut und da ihnen längere Zeit rückständiger Sold nicht ausgezahlt worden war, so war ihre Unzufriedenheit um so größer. Sie baten um Aufhebung des Befehls und da die Bitte ihnen verweigert wurde, so widersetzten sie sich mit Gewalt, zogen bewaffnet ihren Brüdern zu und stellten sich unter Frithigers Fahne. Das war eine böse Sache für die Römer; die Feinde wurden durch ihre Brüder verstärkt, die sie erst in ihrer Kriegskunst ausgebildet hatten. Es führt niemals zum Guten, Fremdlinge zu Schützern aufgenommen und mit den eignen Waffen bewaffnet zu haben!

So verstärkt schweiften die Gothen durch ganz Thracien bis Konstantinopel, durch Macedonien und Thessalien oder das obere Griechenland und nahmen furchbare Rache an den Römern. Alles Land wurde verheerend überzogen, nur die festen Städte widerstanden, denn die Gothen verstanden die Belagerungskunst nicht. So zog man gegen Adrianopel und belagerte es, aber vergeblich, und Frithigern, der ihre Schwäche hierin einsah, erklärte, er wolle mit den Mauern in Frieden leben.

In den Jahren 376 und 377 fielen viele Kämpfe und

Schlachten vor und das Unglück der Römer, vor Allem der unbewaffneten Bürger, war groß. Da zog der römische Kaiser Valens, der die Feinde erst aufgenommen, dessen habsüchtige Beamte sie freilich erst zu Feinden gemacht hatten, aus dem Morgenlande, aus Asien, wo er damals in der Stadt Antiochien stand, ihnen entgegen. Gratianus, sein Neffe, den er zum Mitregenten angenommen und zum Kaiser im Abendlande gemacht hatte und der damals in Gallien oder dem heutigen Frankreich stand, sollte ihn unterstützen. Mit fränkischen Söldnern verstärkt zog dieser an der Donau hin. Aber er wurde in seinem Zuge durch die Allemannen aufgehalten, welche 40—70,000 Mann starz über den Rhein und in die Alpen einfielen. Er mußte zurück, um hier die Feinde abzuwehren. Mit Hülfe seiner Franken unter ihrem tapfern Führer Richomer siegte er über sie. Wie viel schneller und unrettbar verloren wären die Römer gewesen, wenn die einzelnen deutschen Völkerbündnisse zusammen gehalten hätten! Gratian ließ den Kaiser Valens bitten, nichts allein gegen die Gothen zu unternehmen, er sei nun im Anzuge; aber Valens war, wohl aus Ehrsucht, um seinem jungen tapfern Neffen nichts zu verdanken zu haben und den Ruhm mit ihm theilen zu müssen, unbesonnen genug, die Hülfe nicht abzuwarten. Es stand ein entscheidender Kampf bevor, wichtig für die ganze Zukunft. Frithigern ließ dem Kaiser durch eine Gesandtschaft ein Schreiben übergeben, worin er sagte, sie wären heimathlose Menschen, vom väterlichen Boden durch den Ueberfall wilder Völker vertrieben; der Kaiser möge ihnen Thracien einräumen, so würden sie ruhig leben für alle Zukunft. Valens wies den Friedensantrag zurück. Den 9. August des Jahres 378 kam es bei **Adrianopel** oder Hadrianopel, d. h. Hadriansstadt, so genannt zu Ehren des Kaisers Hadrianus, der den römischen Grenzwall, die Teufelsmauer erbauete, zu einer Schlacht. Richomer eilte mit seinen Franken dem Gratian voraus, war aber noch nicht angekommen, als Valens die Schlacht mit den Römern allein wagte, nachdem er öftere Friedensanträge seiten Frithigerns ausgeschlagen hatte. Bis in die Nacht dauerte der erbitterte Kampf. Der Ausgang war, daß die Römer fürchterlich geschlagen wurden. Ohne Aussicht auf Flucht tödteten sich

Viele mit eigner Hand. Nicht der dritte Theil des römischen Heeres entging der Niederlage; 35 Kriegsoberste fielen mit dem Oberfeldherrn und nur 3 entkamen dem Blutbade; selbst der Kaiser büßte sein Leben ein. Verwundet ward er in eine Bauernhütte gebracht; sie ward angezündet und Valens kam mit seinen Begleitern in den Flammen um. Es war eine Niederlage, so groß und vernichtend sie die Römer seit lange nicht erlebt hatten.

Nun zog die siegestrunkene Schaar gegen die Stadt Adrianopel selbst; Frithigern verbot zwar das vergebliche Unternehmen, konnte sie aber doch nicht von der Belagerung zurückhalten. Man konnte jedoch die feste Stadt nicht nehmen und zog zornerfüllt gegen die Hauptstadt Konstantinopel. Aber auch hier mußte man unverrichteter Sache wieder abziehen. Immer aber waren diese festen Städte bedrohet und das ganze Land bis zur Hauptstadt hinunter den Raubzügen der Gothen preisgegeben.

Die Römer waren in Verzweiflung und Wuth und vollbrachten eine gräßliche That. Drüben in Asien (von Konstantinopel nur durch eine Meerenge geschieden) standen noch viele gothische Söldlinge. Man beschied sie in die Hauptstädte des Landes und ermordete sie dort auf Befehl des römischen Statthalters treulos an Einem Tage. Dasselbe grausame Schicksal erfuhren viele Knaben und Jünglinge, die man den Gothen früher gewaltsam entrissen und in die dortigen Städte abgeführt hatte. Ganz unschuldig mußten diese ihr junges Leben hergeben. Diese Unthat empörte die Gothen dergestalt, daß sie wuthentbrannt die Länder Bulgariens, Thraciens und Griechenlands mit Feuer und Schwert verwüsteten.

Gratian, der nach der Nachricht von der Niederlage seines Oheims Valens nach Gallien zurückkehrte, ernannte einen kräftigen und klugen Mann, den Spanier **Theodosius**, den Sohn eines seiner Oberfeldherren, zum Mitregenten und Kaiser des Morgenlandes, denn schon fühlte **Ein** Kaiser sich zu schwach, das zerfallende römische Reich zusammenzuhalten. Theodosius, wegen seiner Thatkraft und Umsicht der Große genannt, mußte im Jahre 379 gegen die Gothen nach Thracien aufbrechen. Seine Hauptstärke war ein fränkisches Söldnerheer, das unter ihren Fürsten

oder Führer Bauto und Arbogast ihm bedeutende Siege über die Feinde erfocht. Sein Hauptstreben aber ging dahin, die Gothen zu beruhigen und eine Versöhnung mit den Gefürchteten, die einmal nicht wieder aus dem Lande zu bringen waren, zu Wege zu bringen. Und dadurch verrieth er Einsicht in die bestehenden Verhältnisse und Klugheit, denn nur auf diese Weise war das Reich zu retten. Auch mußte er seine Absicht mit Umsicht zu erreichen. Er vermied mit seinen Truppen so viel als möglich den Kampf auf offenem Felde und benutzte dagegen weislich jede Blöße, die ihm der Feind darbot, um durch einzelne Siege und Vortheile seinen Soldaten wieder Selbstvertrauen einzuflößen; die festen Städte aber schützte er kräftig vor möglicher Eroberung. Hauptgrundsatz aber war bei allem Verfahren, durch Schonung die Feinde sich zu gewinnen. Klüglich verhandelte er mit den einzelnen Truppentheilen und namentlich ihren Führern, und verstand es, einen gothischen Fürsten nach dem andern an sich zu ziehen, wodurch er Tausende ihrer Leute in seine Dienste bekam, während er Andern Wohnsitze an der Donau einräumte, um sie zu friedlichen Beschäftigungen zu bringen. Hätte dies der Kaiser Valens, der Zusage gemäß, doch gleich anfangs gethan! Ja Theodosius trat mit dem alten Helden Athanarich in Verbindung und vermochte ihn, seinem frühern Schwure und seiner alten Feindschaft gegen die Römer untreu zu werden und, da in den Bergen und Thälern Siebenbürgens bei ewigem Kampfe mit feindlichen Stämmen kein friedliches Bleiben zu erringen war, mit den Seinigen auf römisches Gebiet zu kommen und sich seinem Schutze anzuvertrauen. Er mochte dessen noch nicht vergessenes Ansehn und seinen Einfluß zu würdigen wissen und ihn durch diese Aussöhnung nicht blos unschädlich sondern selbst nützlich für die römische Sache zu machen hoffen. Er betrachtete ihn, nachdem Frithigern im Kampfe gefallen war, als das Oberhaupt der Gothen und schloß mit ihm im Jahre 381, nachdem die Gothen sieben Jahre lang die unglücklichen Länder Thraciens, Illyriens und Griechenlands plündernd und verheerend durchzogen hatten und selbst in Italien eingefallen waren, einen förmlichen Frieden, wonach den Gothen das ganze Land längs der Donau, das heutige Servien und Bulgarien, der Hämus oder das Balkan-

gebirge und drüber hinaus ein Theil Thraciens überlassen wurde, sie dagegen — so sehr mußten die Römer sich auf deutsche Hülfe stützen — 40,000 Mann Hülfstruppen in römischen Dienst stellen mußten gegen Sold, unter dem Namen von Geschenken. In den überlassenen Strichen lebten sie nach eignen Gesetzen und Sitten unter ihren eignen Fürsten. Den Athanarich aber zog Theodosius klüglicherweise zu sich nach Konstantinopel, erwies ihm königliche Ehre, umgab ihn mit königlicher Pracht und begleitete ihn zuletzt selbst zum Grabe.

---

3. Alarich.

Durch diesen Frieden wird der Einfluß der Deutschen im römischen Reiche immer größer. Fast alle bedeutendern Staats- und Kriegsämter wurden mit Deutschen besetzt, weil in ihnen die Kraft, bei den Römern die Schwäche war. Die römischen Schriftsteller der damaligen Zeit sagen selbst, die Deutschen seien als die Männer im römischen Reiche zu betrachten gewesen, die Römer nur als die Weiber. Die Nachkommen dieses einst so heldenmüthigen Volks waren so gesunken, daß sie kaum durch Androhung von Todesstrafen und Enterbung vermocht werden konnten, sich ins Heer zu stellen. Aus einer noch erhaltenen statistischen Reichsübersicht aus dem 4. Jahrhunderte ergiebt sich, daß das römische Heer großentheils aus deutschen Soldhaufen bestand. Es werden darin angeführt: Nervier, Bataver, Menapier, Dacier, Gothen, Vandalen, Alanen, Alemannen, Franken, Sachsen, Quaden, Markmannen, Heruler, Brukterer und viele Andere. Jetzt, nachdem die tapfern und kräftigen Gothen in ein friedliches Verhältniß zu dem römischen Staate getreten waren, ahmte Alles die Gothen nach. Wer vornehm sein wollte, trug, um ihnen doch in Etwas zu gleichen, statt

des eignen fremdes blondes Haar und im Senate zu Rom erschien man in gothischen Pelzen. Ein Zeichen, daß man die Fremdlinge als die Herren achtete!

Theodosius war nach dem Tode des Gratian alleiniger Kaiser, aber als wolle einmal Ein Kaiser nicht mehr genügen, überließ er seinem zwanzigjährigen Schwager, Valentinian dem Zweiten, die Herrschaft des Westens. Der eigentliche Regent aber war der Franke Arbogast, der früher als General unter Gratian und Theodosius gedient hatte und dann römischer Statthalter von Gallien geworden war. Valentinian wurde endlich der Abhängigkeit von Arbogast überdrüssig und gab ihm seine Entlassung. Arbogast nahm sie nicht an: er habe sein Amt von Theodosius erhalten. Und wenige Tage nachher ward der junge Kaiser todt in seinem Bette gefunden. Arbogast fürchtete nun aber die Rache des Theodosius für den Tod seines Schwagers, sich selbst aber wagte er als Fremder nicht zum offen ausgesprochenen Herrn Italiens zu machen, er erhob daher einen der Hofleute des ermordeten Valentinian, Namens Eugenius, zum Kaiser.

Theodosius zog gegen Eugenius. Seine Hauptkraft bestand aus Gothen. So fochten Gothen und Franken gegenüber und beide für die Römer, nur zu Gunsten zweier Parteien! So schwächten die Deutschen ihre eigne Kraft und die Römer konnten sich nur durch den Zwiespalt der großen deutschen Völkerschaften noch halten, durch die sie bald untergehen sollten! Unter den gothischen Helden thaten sich besonders Alarich, Stilicho, Gainas und Saul hervor, und Stilicho stand sogar als Oberfeldherr an der Spitze des römischen Heeres des Kaisers Theodosius. Es kam zwischen den Gothen und den Franken in Oberitalien zu einer Schlacht. Die Franken unter Arbogast siegten und es fielen in diesem Kampfe 10,000 Gothen. Die Römer, selbst des Theodosius, hatten eine große Freude über den Untergang so vieler gothischen Männer! Man sieht, wie sehr sie es fühlten, daß die tapfern Deutschen, die jetzt ihre alleinige Kraft und Stütze waren, nothwendig auch ihr Verderben werden mußten. Die gewonnene Schlacht half aber dem Arbogast nichts. Tags darauf gerieth Eugenius in die Gefangen-

schaft des Kaisers Theodosius. Es wurde ihm der Kopf abgeschlagen und dieser auf einer Lanze dem abendländischen Heere entgegen getragen. Als dies den Untergang dessen, für den es gekämpft hatte, sah, begrüßte es den Sieger als Kaiser. Arbogast, dem selbst die Flucht abgeschnitten war, gab sich selbst den Tod. Alles dies geschah im Jahre 394.

Theodosius war wieder alleiniger Herr des römischen Reichs. Aber er sollte seinen Sieg nicht lange genießen. Im folgenden Jahre, 395, starb er. Er hinterließ zwei Söhne und hatte verordnet, daß sie die Herrschaft des Reichs unter sich theilen sollten. Wir wissen, daß der Kaiser Konstantin der Große anstatt des alten Roms die Stadt Byzanz, die ihm zu Ehren nun Konstantinopel (d. h. Konstantinsstadt) genannt wurde, zur Hauptstadt gemacht hatte, um mehr im Mittelpunkte des großen Reichs, an der Grenze zwischen Asien und Europa, seine Residenz zu haben. Auch haben wir gesehen, daß es Sitte unter den römischen Kaisern ward, einen Mitregenten anzunehmen, und daß dieser die nach Westen oder Abend hin gelegenen Länder, besonders Gallien, oder das heutige Frankreich, und die Länder an der Donau zu verwalten pflegte. Was Sitte geworden war, machte Theodosius in seinem Testamente gesetzlich. **Arkadius,** sein älterer Sohn, sollte von Konstantinopel aus die Länder bis nördlich zur Donau (die heutige europäische Türkei) und Griechenland, so wie alle Lande Asiens, die den Römern unterworfen waren, beherrschen. Da dies die nach Osten oder Morgen hin gelegenen Länder des großen römischen Reichs waren, so wurden sie das **oströmische** oder **morgenländische,** oder auch, weil Griechenland mit den nördlich bis an die Donau gelegenen Ländern das Hauptland war, das **griechische Kaiserthum** genannt. — **Honorius,** der jüngere Sohn, sollte von Rom aus Italien, die Alpenländer der Donau und alle westlich gelegenen Länder Europas, nämlich Gallien oder Frankreich mit den heutigen Niederlanden, Spanien und mit Portugal, und Britannien oder England, so wie bie Nordküste Afrikas, wo jetzt die Staaten Algier, Tunis und Tripolis sind, beherrschen. Da dies die nach Westen oder Abend hin gelegenen Länder des römischen Reichs waren, so wurden sie das

weströmische oder **abendländische**, oder auch, weil das berühmte Rom die Hauptstadt und das ursprüngliche Land der Römer das Hauptland war, im engern Sinne das **römische Kaiserthum** geheißen. Die Theilungsgrenze zog sich von der Ostküste des adriatischen Meeres aus, da wo Dalmatien ist, nördlich bis zur Donau, wo die Flüsse Drau und Sau in sie münden, so daß noch ein Theil Ungarns, westlich von der Donau, zum abendländischen oder weströmischen Reiche gehörte.

Theodosius wollte durch diese Theile keineswegs eine Trennung des Reichs herbeiführen, es sollte vielmehr immer Ein Reich bleiben, aber er legte damit doch unklung den Keim zur Trennung. Herrschsucht, Neid und Streit der beiderseitigen Regenten, und zunächst der Vormünder der beiden unmündigen und schwachen Brüder, bewirkte einen unheilbaren Riß und nie wieder wurde es Ein Reich unter Einem Herrscher.

Arkadius war erst 18 Jahre als, als der Vater starb, und Honorius sogar noch ein Kind von 11 Jahren. Theodosius bestimmte ihnen Vormünder und Reichsverweser: für den Arkadius den Gallier Rufin, für den jüngern Honorius seinen großen Feldherrn Stilicho, einen Vandalen von Geburt. Keiner der Brüder war dem großen Vater gleich, beide vielmehr von der Natur mit nur geringen Gaben ausgestattet. Dabei mönchisch erzogen, blieben sie stets ein Spielzeug ihrer Umgebungen. Stilicho, der Oberbefehlshaber der römischen Heeresmacht unter Theodosius war nach dem Tode des Letztern der geistvollste und begabteste Mann im römischen Reiche; ein eben so tüchtiger Feldherr als ausgezeichneter Staatsmann. Dabei wird er auch als der schönste Mann seiner Zeit gepriesen und Männer und Frauen sollen gleichbezaubert bei seinem Anblicke gewesen sein. Theodosius wußte den großen Geist des schönen Vandalen zu würdigen und hatte ihn noch enger dadurch an sich gekettet, daß er ihm seine Bruderstochter Serena zur Gemahlin gab. — Rufin, der unter Theodosius als Präfekt (Vorgesetzter, Befehlshaber, Gouverneur, Statthalter) des Morgenlandes eine der ersten Stellen begleitet hatte, war keineswegs ein ausgezeichneter Mann, sondern nur sehr verschlagen, aber als Feldherr völlig

untüchtig. Beide Männer aber waren ehrgeizig und habsüchtig; beide strebten danach, ihre Töchter mit den von ihnen geleiteten Kaisern zu vermählen, um ihre Nachkommen auf den Thron des großen Reichs zu bringen; beide waren neidisch und eifersüchtig auf ihren gegenseitigen Einfluß und beide suchten deshalb einer den andern zu stürzen. Stilicho trug den Sieg davon. Er stürzte den Rufin schon nach zehn Monaten und brachte es später auch dahin, daß der Kaiser Honorius seine Tochter Maria heirathete und nach deren Tode sich wieder mit deren Schwester Thermantia vermählen mußte.

Die aus dem Kampfe gegen Eugenius heimgekehrten Gothen hatten rückständigen Sold zu fordern. Der Reichsverweser Rufin zahlte ihn nicht aus. Das erbitterte die Gothen und mit Recht, denn welcher Soldat hat gerechtern Anspruch auf seinen Sold als der, der aus Kampf und Todesgefahr siegreich heimgekehrt ist? Auch beachtete Rufin den Alarich nicht, der sich großer Verdienste zu rühmen hatte. Seine und seiner Gothen Thaten waren vergessen, so wie der kaiserliche Nebenbuhler gefallen war. Alarich, ein Mann von hoher Kraft und gewaltigem Geiste und Ehrgeize, fühlte sich vernachlässigt und gekränkt. Im Unwillen und Zorn bewog er die unzufriedenen Gothen, nun des Theodosius Geist fehlte, das Band mit Rom zu lösen, sich von dem undankbaren Reiche loszureißen und, um sich wegen der ungerechten Zurücksetzung zu rächen und sich ihr Recht selbst zu verschaffen, sich unter seine Fahne zu stellen. Die Gothen erkannten ihn, den gewaltigen Helden, der einem ihrer edelsten Geschlechter angehörte, als ihren König an.

Nun zog Alarich mit seinen Gothen südlich herab bis vor die Hauptstadt Konstantinopel und fand nirgends Widerstand durch Rufin. Denn dieser war schmählich beleidigt von seinem Kaiser und wollte sich für seine gescheiterten Pläne rächen. Arkadius nämlich, durch die Ränke eines Neiders und Feindes des Rufin, Namens Eutropius, vermocht, zog, als Rufin die Vermählung seiner Tochter mit dem Kaiser für nahe bevorstehend hielt, im Hochzeitsschmucke vor der Wohnung seines Reichsverwesers und dessen im Brautschmucke harrenden Tochter spöttisch vorbei und holte die schöne Eudoxia, Tochter des tapfern Frankenherzogs Bauto, der

unter seinem Vater ein berühmter Heerführer gewesen war, als seine Gemahlin heim. Stilicho eilte ohne Aufforderung mit Heeresmacht herbei, um die bedrängte Hauptstadt zu befreien und den Alarich, der sich vom Reichsverbande losgesagt hatte, zu züchtigen. Aber Rufin, dem nun bange um die Gefährdung seines Einflusses ward, wenn Stilicho Sieger sein sollte, verbat sich im Namen seines Kaisers seine Gegenwart im östlichen Reiche und forderte außerdem seines Kaisers zurückgehaltenen Antheil an seines verstorbenen Vaters Heeren und Schätzen. Den Alarich aber hatte er vorher durch Unterhandlungen vermocht, die Hauptstadt in Ruhe zu lassen. Stilicho, obgleich innerlich ergrimmt, gehorchte, kehrte nach Italien zurück und sendete die geforderten Truppen unter Anführung des tapfern gothischen Heerführers Gainas. Durch diesen aber hatte sich Stilicho rachsüchtig mit Rufins Feinde, dem Eutropius, zu Verrath und Mord verbunden und als Gainas, in Konstantinopel angelangt, , seine Truppen vor dem Kaiser aufgestellt hatte, um sie diesem zu übergeben, und der Kaiser mit Rufin vor den Reihen vorbeiritt, wurde der Letztere von den Soldaten umzüngelt und vor den Augen seines Herrn niedergestoßen. Solch verrätherische That durfte man im Angesicht des Kaisers ausüben. Fürwahr ein schwacher Herr!

Alarich zog von Konstantinopel ab und drang im folgenden Jahre 396 mit seinem Heere in die Länder des eigentlichen Griechenlands. Während das Christenthum schon sehr um sich gegriffen hatte, war Griechenland heidnisch geblieben, und wie in den ersten Jahrhunderten die Christen von den Heiden verfolgt worden waren, so verfolgten nun leider die Christen — die Christi Geist nicht verstanden hatten und den Glauben höher stellten als die Liebe, die ihr Herr und Meister gepredigt hatte — oft die Heiden. Als daher Alarich seine Züge gegen Griechenland richtete, schlossen sich im bigotten Glaubenseifer viele christliche Einwohner der dortigen Länder ihm an und zeigten ihm die Wege durch die Gebirge, während christliche Mönche in unheilgem Eifer oft genug voran gingen und Feuer an die alten Tempel legten. Die alten Griechen waren das kunstsinnigste Volk der Erde und Griechenland hatte Kunstschätze in Erz und Stein und an herrlichen Gemälden

und Bauwerken aufzuweisen, deren geringe Ueberbleibsel noch heute die gebildetsten Völker Europas in Erstaunen und Bewunderung versetzen. Unzählige dieser Kunstwerke nun — Schöpfungen der kunstsinnigsten Geister — wurden, weil sie Gegenstände des heidnischen Glaubens darstellten oder zur Verherrlichung desselben gedient hatten, mit roher Gewalt vernichtet, die herrlichsten Städte als Sitze des Götzendienstes zerstört und heidnische Priester unbarmherzig ermordet. Alarich drang immer weiter in Griechenland ein. Alle Städte Mittelgriechenlands wurden erobert außer Theben; alle geplündert außer Athen, das sich freiwillig unterworfen hatte. Hierauf überzog er mit seinen Schaaren die untere Halbinsel Griechenlands, damals Peloponnes *), jetzt Morea genannt. Nirgends hielten die griechischen Soldaten Stich. Korinth, Argos, Sparta und andere im Alterthum berühmte Städte fielen in die Hände der Gothen, die plündernd und verwüstend die ganze Halbinsel durchzogen. Da mag manches Menschenherz vor Jammer geblutet haben!

Da der furchtbare Alarich Anstalt machte, von dort aus auf Fahrzeugen nach Italien überzusetzen und somit das weströmische Reich in seinem Hauptlande bedrohet war, so konnte Stilicho nicht länger unthätig zusehen. Er ging mit Heeresmacht zu Schiffe nach dem Peloponnes hinüber. Alarich, welchem Stilicho ein gewachsener Gegner war, wich vor ihm in die Gebirge Arkadiens zurück, viele Schätze und Sklaven und Sklavinnen mit sich fortschleppend. Er ward dort eingeschlossen, entging aber doch noch der Gefahr gänzlicher Vernichtung, entweder durch eine Fahrlässigkeit des römischen Feldherrn oder es ließ ihn dieser wohl auch absichtlich entschlüpfen. Denn es schien, als ob Stilicho nur das abendländische Reich schützen wollte, eine längere Züchtigung und Entkräftung des morgenländischen aber wohl ganz gern sah.

Alarich zog aus Griechenland herauf nach Illyrien und ward plötzlich zum Staunen der Welt von Konstantinopel aus zum **Befehlshaber des oströmischen Illyriens** ernannt. Der Rebell und gefürchtete Feind zum Be-

---

*) Mit langem Tone auf der letzten Silbe, denn „nes" ist aus dem griechischen Worte „nesos" verkürzt, was Insel heißt.

fehlshaber einer Provinz — was sollte das bedeuten? — Durch Illyrien, den großen Strich am adriatischen Meere, wozu das heutige Dalmatien gehört, ging die Grenzlinie, welche das griechische und römische oder das morgenländische und abendländische Kaiserreich schied. Jedes Reich hatte also einen Theil Illyriens als Grenzprovinz gegen das andere. Bei der Feindseligkeit und Eifersucht beider Reiche oder vielmehr beider Reichsverweser und ersten Minister gegen einander war es kein Wunder, daß man die etwaigen glücklichen Erfolge des Stilicho, dessen Feldherrntalente man kannte, in thörichter Verblendung mehr fürchtete als die des Alarich. Man schloß daher Frieden mit dem Letztern ab, um gegen den Erstern zu wirken und dessen Unternehmungen zu hemmen, und gab dem gefürchteten Gothen die Grenzprovinz Illyrien, um in ihm eine drohende Macht gegen das Abendland aufzustellen, ja ihn zu veranlassen, von da nach Italien einzubrechen, sowohl um das gehaßte Bruderreich zu züchtigen als auch um dem gefährlichen Feinde eine andere Richtung zu geben und so die Gefahr, die dem Reiche drohete, von sich abzulenken. Dies war das Werk des Eutropius, der erst durch verrätherisches Einverständniß mit Stilicho den Rufin gestürzt und sich zum ersten Minister des Morgenlandes emporgeschwungen hatte.

Der Hof von Konstantinopel erklärte den Stilicho für einen Feind des Reichs und trieb die deutschen Völker an Donau und Rhein, die Bünde der Allemannen und Franken, zu feindseligen Einfällen ins abendländische Reich an. Stilicho aber focht mit rühmlichen Erfolge gegen sie. Da reizte man den Alarich an, den abendländischen Theil Illyriens wegzunehmen, und zeigte ihm dann das schöne Italien als angenehme Beute. Alarich ließ aus den Zeughäusern Illyriens seine Gothen vollständig mit Waffen versehen und brach unter dem verabreten Vorwande, die Aechtung gegen Stilicho auszuführen, die das Morgenland ausgesprochen, im Jahre 400 in das abendländische Illyrien ein und nahm es mit Gewalt der Waffen in Besitz.

Zwei Jahre später fiel Alarich von Illyrien aus in Italien selbst ein. Honorius flüchtete von Mailand in das

starkbefestigte Ravenna*), eine Stadt am adriatischen Meere in Oberitalien. Roms Mauern wurden in Eile ausgebessert. Hätte es dessen in Zeiten solcher wilden Kriegszüge bedürfen sollen? — Aber Rom wollte sich noch immer für die ewige Weltstadt halten, die unantastbar wäre! — Stilicho zog zur Vertheidigung Italiens alle Legionen aus Gallien heran.

Alarich ging plündernd und brandschatzend über den Po in Oberitalien, den größten Fluß des Landes. Stilicho ging vorsichtig zu Werke; er ließ sich nicht ohne Weiteres in eine Schlacht ein, sondern wartete eine Gelegenheit ab, wo er die Gothen mit Vortheil angreifen könnte. Diese Gelegenheit zeigte sich ihm bei der Stadt Pollentia in Oberitalien im Frühjahr 403. Alarich feierte mit den Seinen eben das Osterfest. Da ward er plötzlich angegriffen. Es kämpften hier Gothen gegen Gothen, denn auf Seiten der Römer stand Saul, der sich schon unter Theodosius gegen Eugenius als gothischer Held hervorgethan hatte, mit einer Schaar Gothen. Ein wunderliches Gewirre in dieser Zeit! Saul fand im Kampfe seinen Tod. — Jede der beiden Parteien wollte gesiegt haben; doch war der größere Vortheil offenbar auf Seiten der Römer, welche Tausende gefangener Landsleute befreiten und das Gepäck der Gothen nahmen.

Dennoch waren die Gothen nicht etwa völlig geschlagen, denn sie hielten sich in Italien den ganzen Sommer hindurch. Stilicho lieferte ihnen aber im Herbste bei Verona**) an der Etsch ein zweites Treffen, das den Gothen verderblicher wurde als das bei Pollentia, denn Alarich entkam nur mit einem Theile seines Heeres.

Dennoch fand eine geheime Unterhandlung zwischen Stilicho und Alarich statt. Stilicho wünschte den gefährlichen Feind aus dem Dienste des griechischen Reichs in den des römischen oder lateinischen zu ziehen. Alarich erhielt freien Abzug mit dem ganzen Ertrage oder vielmehr Raube seiner Züge in Italien, die Zusicherung eines bedeuten-

*) Das v wird wie w gesprochen.

*) V ebenfalls wie W auszusprechen, wie dies in allen Worten aus dem Lateinischen und den daraus herstammenden Sprachen der Fall ist, z. B. dem Italienischen, Französischen, Spanischen.

den Jahrgeldes und **die Verwaltung des abendländischen Illyriens** übertragen.

So stand Alarich auf den Grenzen beider Reiche, im Dienste beider, und doch unabhängig.

Die Gothen unter Alarich blieben nun einige Jahre ruhig. Aber die unglücklichen Römer konnten sich nicht erholen und aus Angst und Noth herauskommen. Es drang im Jahre 406 ein anderer deutscher Völkerschwarm ein, der unheilvoller hauste, denn der erste. **Radagais,** ein deutscher Führer, der den Alarich auf seinen italienischen Zügen begleitet hatte, sammelte im Norden der Donau kriegslustige Stämme und Einzelne, die ihm von da und dort in großer Zahl zuströmten. Er versprach ihnen, sie nach der großen Stadt Rom zu führen, da er Wege und Stege kennen gelernt oder erkundet habe. Was für werthvolle Beute war da zu erwarten! Ja man wollte sich in dem schönen Lande niederlassen und die feigen Römer sollten ihnen als Sklaven dienen; deshalb nahm man Weiber und Kinder mit. Es war eine völlige Völkerwanderung, nicht blos ein Zug von Kriegern. Der streitbaren Männer aber werden zwischen 200 bis 400,000 angegeben. Diesem Strome, der Alles mit sich fortzureißen drohete, wagte sich Stilicho nicht zu widersetzen; er suchte ihn nur zu dämmen und in sich selbst aufzureiben. Der römische Feldherr zeigte hierin seine Größe. Die Horden drangen, von ihm nicht aus den Augen gelassen, durch Oberitalien über das Gebirge der Apenninen bis herunter nach Florenz. Hier lagerte das wandernde Volk gutes Muths, weil es bis dahin ohne Störung die Länder durchzogen hatte, in dem reizenden Thale, das von allen Seiten mit Höhen umgeben ist. Stilicho, der dem Zuge unbeachtet gefolgt war, besetzte alle Zugänge zum Gebirge, warf Verstärkung in die umliegenden Städte und ließ sein Heer von der See her mit Lebensmitteln versehen, während er mit Sicherheit hoffte, das feindliche Volk durch den bald entstehenden Mangel aufzureiben. Stilicho hatte sich als Meister kriegerischer Maßregeln und in Benutzung günstiger Umstände gezeigt. Das sorglose Volk war eingeschlossen und zwar so umsichtig und wohlbedacht und gut angeordnet, daß es nicht durchzubringen vermochte. In kurzer Zeit stellten sich Hungersnoth, Krankheiten und Elend

aller Art ein. Ein großer Theil der Waffentragenden, der sich gewaltsam einen Weg bahnen wollte, wurde niedergemacht; der größere Theil mit allen Frauen und Kindern durch Hunger und Krankheit getödtet. Das ganze schöne Thal glich einem weiten Grabe! Radagais, der Führer des unglücklichen Volkes, wurde, beim Versuche sich durchzuschlagen, gefangen genommen und hingerichtet. — Und wer leistete bei dieser Vernichtung den Römern den größten Dienst? — Waren es die Römer allein, die sonst so wenig vermochten? — Nein, alanische Reiter, Gothen und andere deutsche Völker, ja selbst Hunnen, welche in römischen Sold getreten waren, waren es, die das Meiste und Beste zu dieser glänzenden Niederlage beitrugen. Ein merkwürdiger Fall! Wer rettete Italien vor den Raubzügen dieser deutschen Abenteurer? — Der Geist eines deutschen Mannes, des Vandalen Stilicho, und die Kraft deutscher Fäuste, welche dieser Geist regierte! Und mit den Deutschen waren selbst noch Leute aus dem Volke verbunden, das als deren ärgster Feind aufgetreten und die Gothen aus ihrem Lande vertrieben hatte! — Die Römer pflegten alle nichtrömischen Völker Barbaren zu nennen — mochten sie noch auf der rohesten Stufe stehen oder nicht — und jetzt waren sie so tief gesunken, daß sie sich durch Barbaren gegen Barbaren vertheidigen ließen! Mußten sie nicht ein Spielball dieser kräftigen Naturmenschen werden und ihrem Untergange, ihrer völligen Vernichtung entgegengehen? — Wenn ihre Regierung sie zu Kriegsdienst zwingen wollte, so verstümmelten sie sich lieber selbst, als daß sie zur Rettung des eignen Volks und Vaterlandes herbeieilten. —

Stilicho hatte Italien zum zweiten Male gerettet. Freilich hatte er die römischen Truppen und Hülfsvölker aus Gallien heranziehen und so nothgedrungen die dortigen Grenzen entblößen müssen. Dies hatten andere deutsche Stämme nicht unbenutzt gelassen. Es fielen im Jahre 407 Franken und Allemannen über den Rhein in Gallien ein und es folgten ihnen Alanen, Vandalen, Sweven, Quaden, Heruler, Sachsen, Burgunder und Andere. Die Burgunder hatten ihre Sitze ursprünglich an der Ostsee, zwischen Oder und Weichsel, gehabt. Durch die Völkerwanderung mit fortgerissen, fielen sie jetzt mit Andern in Gallien ein und

gaben einem Striche den Namen Burgund, während sie in Deutschland verschwunden sind. — Straßburg, Speier, Worms, Mainz und andere römische Städte, die bisher dem Andringen der Völker einen Damm entgegengesetzt hatten, wurden zerstört und die deutschen Völker ergossen sich, gleich einer reißenden Fluth, über ganz Gallien. Sarmaten aber, Völker slavischen Stammes, von denen jetzt noch die Wenden, Böhmen, Polen, Russen und Andere abstammen, und Hunnen drängten sich in die Sitze, welche jene Völker geräumt hatten.

Stilicho erregte durch seine Thaten und seine Macht — denn allerdings war er der eigentliche Herr des Reiches — den Neid und die Eifersucht der römischen Höflinge. Man war um so eifersüchtiger und mißgünstiger gegen ihn, als er ein Ausländer war. Das wäre ganz gut gewesen, wären die Römer Männer gewesen. Wo gab es aber im Reiche einen Mann, der dem Stilicho nur zu vergleichen gewesen wäre? Und die mißgünstigen Höflinge wußten nichts Anderes, als ihn — nicht offen, sondern im Geheimen — anzuschwärzen, zu verkleinern, endlich als Verräther an Reich und Kaiser ihrem Herrn darzustellen. Gründe finden sich ja überall, wo man nicht auf Wahrheit sieht. Die Entblößung Galliens von den Legionen und der dadurch veranlaßte Einbruch deutscher Völker; die Auflehnung eines Römers, Konstantin, der durch die verlassenen Soldaten in Britannien zum Kaiser erhoben, von da aus Gallien durchzog und sich Spanien unterwarf; die Abtretung Illyriens an Alarich: Alles wurde ihm als Schuld aufgebürdet oder übel ausgelegt. So beschuldigte man ihn des Einverständnisses mit Alarich und verdächtigte ihn beim Kaiser, er strebe selbst nach der Krone, was wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat, da er seine beiden Töchter mit dem Kaiser vermählte. Man nahm die Beschuldigung zunächst aus dem Umstande, daß er allerdings den Kaiser stets bevormundete, daß also in der That nicht dieser, sondern nur Er der Regent war, aber nach seinem Tode zeigte es sich, wie sehr der schwache Kaiser der Bevormundung bedurfte und wie gut es für ihn war, daß ein so kräftiger Geist ihn eben bevormundete. Jetzt, im Jahre 408, starb der Kaiser des morgenländischen Reiches, Arkadius. Honorius hatte

Lust, nach Konstantinopel aufzubrechen und den Thron seines verstorbenen Bruders zu besteigen. Stilicho hielt ihn von der Reise zurück. Er mochte wohl den glücklichen oder unglücklichen Erfolg dieses Planes besser zu beurtheilen verstehen als der schwache Kaiser, dem es bei seiner geringen Kraft wohl hätte genügen können, Herr des Abendlandes zu sein, um so mehr als sein Bruder Kinder hinterließ. Man beschuldigte nun den Stilicho, er wolle nur seinen Sohn Eucherius auf den morgenländischen Thron setzen.

Die böse Saat seiner Hofleute hatte in dem schwachen, argwöhnischen Kaiser Wurzel gefaßt: er entschloß sich zu böser und unheilvoller That, seinen Schwiegervater und seine einzige Stütze, den bedeutendsten und kräftigsten Mann seines ganzen Reichs, ermorden zu lassen. In Ravenna anwesend, ließ er ihn und seinen Sohn plötzlich in der Kirche am Altare ergreifen, in Verhaft bringen und sofort hinrichten. Dies geschah im Jahre 408, am 23. August. Damit hatte aber das rachsüchtige Haupt der Anstifter, des Honorius Günstling Olympius, der an seine Stelle treten wollte, nicht genug. Er ließ Stilicho's ganze Familie, seine Freunde und Günstlinge umbringen. Der gräßliche Mord sollte aber noch weiter gehen und sich nicht mit einzelnen Opfern begnügen. Auf alle Anhänger des gestürzten Mannes wurde Jagd gemacht und die Ergriffenen mit Weib und Kindern niedergestoßen. Ja — als wäre man blind vor Wuth — man fiel über die Frauen und Kinder der im Heere stehenden und eben abwesenden deutschen Krieger her und mordete in einem allgemeinen Blutbade in den verschiedenen Städten nicht weniger als 30,000 gothische Frauen und Kinder. Außerdem verhängte die neue Regierung die schrecklichsten Verfolgungen gegen alle die Christen, die nicht zur katholischen Kirche gehörten, sondern einer freiern Auffassung des Christenthums zugethan waren. Es gab damals nämlich zwei christliche Parteien: Katholiken und Arianer (die Letztern von einem Geistlichen, Arius, so benannt). Während die katholische Kirche über den Stifter der christlichen Religion die Ansicht ausbildete und endlich auf einer Synode feststellte, er sei wirklicher Gott gewesen, verwarfen die Arianer diese Lehre und verehrten Jesum als den

edelsten der erschaffenen Wesen. — Nun waren alle Gothen Arianer und also keiner von ihnen sicher.

Der schändliche Mord, dies gräßliche Gemetzel gegen Deutsche jedes Alters und Geschlechts, forderte Rache. **Alarich erschien.** Und alle deutschen Menschen in Italien flohen zu ihm und alle deutschen Krieger im römischen Dienste schlossen sich ihm an, so daß er seine Macht mit Tausenden von Gothen, Alanen und Andern verstärkte. Und Wuth brannte in den Augen der Wittwer und Kinderlosen der Ermordeten. Die Römer der damaligen Zeit, die entarteten Feiglinge, wußten fast nichts als Verrath und Hinterlist.

Alarich ließ den Schwächling Honorius in seiner festen Stadt Ravenna und führte seine Schaaren gerades Wegs nach Rom hinunter. Rom wurde umlagert, alle Zugänge durch Alarich gesperrt, alle Zufuhr abgeschnitten. Da entstand in der großen Stadt Hungersnoth und Krankheit. In ihrer Angst schickte die einstige Weltgebieterin eine Gesandtschaft an den Gothenfürsten ab und bat um Frieden und um Aufhebung der Belagerung. Alarich gewährte denselben, forderte aber für seinen Abzug 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 seidne Gewänder, 3000 purpurgefärbte Häute oder Felle rothen Saffians und 3000 Pfund Pfeffer. Die Forderung, so hart sie war, wurde angenommen. Die reichern Einwohner mußten ihren Schmuck hergeben, die Tempel und Götter wurden ihrer Kostbarkeiten und Herrlichkeiten entäußert (nur die christlichen Kirchen verschont), und so wurde wenigstens ein Theil der Zahlung sogleich geleistet, der andere nachzuliefern versprochen.

Alarich verließ die Stadt, selbst ohne die Geißeln empfangen zu haben, die er zur Bürgschaft des Friedens verlangt hatte. Es war dies zu Ende des Jahres 408. Der Kaiser verweigerte aber, den abgeschlossenen Vertrag anzuerkennen, so sehr der Senat der Stadt Rom, um in Frieden vor Alarich zu bleiben, darum bat. Rom habe ihn geschlossen, ohne erst bei ihm anzufragen. War es Rom in Angst, Gefahr und Noth zuzumuthen, erst an den schwachen Kaiser zu schicken, der in seinen Mauern hätte sein sollen?

Sobald der Friedensvertrag mit ihm für ungültig erklärt worden, trat Alarich wieder feindselig auf. Und er kam

diesmal mit noch viel größerer Heeresmacht gegen das geängstete Rom herangezogen. Fast alle Sklaven nämlich, welche die reichen Einwohner Roms und der Umgegend hatten, waren bei dem Schrecken und Wirrwarr der ersten Belagerung ihren Herren entlaufen und hatten sich dem Heere Alarichs angeschlossen. Es hatten sich nicht weniger als 40,000 in des Gothen Lager eingefunden. Wie mußten die Römer vor ihnen zittern, die die Feinde mit allen Oertlichkeiten und Verhältnissen bekannt machen und ihnen alle Schätze zeigen konnten, die sonst wohl verborgen geblieben wären. — Außerdem stieß zum gefürchteten Alarich noch sein Schwager **Athaulf** (das ist unser „Adolf") mit einer beträchtlichen Schaar, mit der er aus dem westlichen Ungarn, Slavonien und Kroatien herangezogen kam. — Mit solch furchtbarer Macht erschien **Alarich zum zweiten Male vor Rom** und bemächtigte sich zunächst der Hafenstadt Ostia am Ausflusse der Tiber in das Meer, in welcher die Getreidevorräthe Roms lagen. Man schickte abermals eine Gesandtschaft an ihn. Alarich forderte ein bedeutendes Jahrgeld vom Staate, bestimmte Getreidelieferungen, verlangte Dalmatien und Norikum (das heutige Oesterreich und Kärnthen) und den Oberbefehl über das ganze römische Reichsheer. Dafür versprach er seiner Seits die Vertheidigung Italiens gegen jeden Feind. — Dies war eine Forderung, wodurch sich Alarich zum Herrn des abendländischen Reichs machte unter scheinbarer Oberhoheit des Honorius. Der Kaiser hatte doch so viel Muth, diese ungeheure Forderung zu verweigern. Er hätte dadurch freilich seine ganze Macht aufgegeben. Alarich schloß nun aber das geängstigte Rom enger ein und brachte bald große Hungersnoth in die Stadt. Da vom Kaiser kein Entsatz kam, so schickte man eine abermalige Gesandtschaft an ihn und bat um Schonung und Nahrung. Alarich forderte nichts Geringeres als die Wahl eines andern Kaisers in der Person des Stadtpräfekten, d. h. Stadthauptmanns **Attalus.** Die Römer gaben den Honorius auf. Attalus ward zum Kaiser ernannt. Nun wurden die Thore Roms geöffnet und die Gothen zogen ein. Alarich trat in die Dienste des neuen Kaisers und erhielt von diesem den Oberbefehl über das ganze römische Heer.

Nun hatten die Römer doch einen Römer zum Kaiser! — Und wirklich benahm sich der neugebackene Kaiser recht keck. Der erschrockene Honorius ließ ihm von Ravenna aus das Anerbieten thun (natürlich als Alarich wieder abgezogen war), das Reich mit ihm zu theilen. Theilung war doch immer besser als Verlust. Aber Attalus schlug im Gefühl seiner Würde das Anerbieten aus. Er dachte, das Ganze ist besser als der Theil und fühlte sich unter den Fittigen des mächtigen Alarich, der ausgezogen war, die widerspänstigen Städte für ihn zu unterwerfen (wenn nicht für sich!), sicher genug. Alarich handelte ja, Er konnte genießen. Und das that er in aller Eitelkeit und machte sich nur verächtlich. Auch sollte er bald erfahren, daß es mit dem Genießen allein nichts ist, und daß er besser gethan hätte, in Verbindung mit Alarich zu handeln, wenn er einmal Kaiser sein und bleiben wollte. Alarich zog nämlich nach Ravenna hinauf, schloß den Honorius in seiner Hauptstadt ein und gedachte ihm dort den Garaus zu machen. Aber der Kaiser wurde durch einen getreuen Mann, den Statthalter von Afrika, gerettet. Dieser schnitt nicht nur Rom alle benöthigte Getreidezufuhr ab, sondern wußte zur See auch des Kaisers Stadt Ravenna damit zu versehen, ja er schickte ihm noch außerdem Geld und Mannschaft. Da sah Alarich, daß er vergeblich die Stadt zu nehmen gehofft hatte, und gab die Belagerung auf. Da nun sein Kaiser Attalus nirgends anerkannt wurde und er sah, daß mit dem eitlen Manne auch gar nichts anzufangen war und daß er selbst in keinerlei Weise etwas that, so — versammelte er sein Heer, ließ den Attalus herbeiführen und befahl ihm im Angesicht des gesammten Heeres, den Purpur und das Diadem niederzulegen *). Doch behielt er ihn unter seinem Schutze. Den er als Kaiser und Herrn begrüßt habe, solle keine Schmach leiden, sagte der Gothenfürst. Dies geschah im Februar 410.

Alarich blieb, während Unterhandlungen zwischen ihm und Honorius gepflogen wurden, die aber zu nichts führten,

*) Diadem (Diadema) wurde ursprünglich die blaue, weißdurchwirkte Binde um den Turban der Perserkönige genannt und später mit dem Purpurmantel als Zeichen der königlichen Würde beibehalten.

vor Ravenna stehen, in der Hoffnung, den Kaiser noch irgend in seine Gewalt bekommen zu können. Aber er ward von dem römischen Feldherrn Sarus, einem Gothen, der sein Todfeind war, bei einer günstigen Gelegenheit angegriffen und erlitt einen bedeutenden Verlust. Dadurch wurden alle hinhaltenden Unterhandlungen von ihm abgebrochen und seine Wuth kehrte sich gegen Rom, das die That seines Feindes entgelten sollte. **Er erschien zum dritten Male vor Rom** und diesmal mit der entschiedenen Absicht, die Stadt schonungslos zu plündern. Wie konnten die Einwohner, die unkriegerischen Römer, die sich nur auf Bitten zu legen und sich jeder gestellten Bedingung zu unterwerfen wußten, solch bestimmter Absicht des tapfern Gothen Widerstand leisten? Er **wollte** in Rom eindringen und das war genug. Bewachten sie doch nicht einmal mit Muth und Umsicht die schlechten Mauern ihrer Stadt! Eine kleine Anzahl Gothen überstieg dieselben — man denke sich, unbemerkt! — und öffnete ihren Landsleuten ein Thor. Es war am 24. August 410, als Alarich in Rom einzog. Drei Tage wurde die Stadt allgemeiner Plünderung übergeben, einzig Schonung gegen die christlichen Kirchen und Geistlichen geboten. Welch Jammer für die jammerswürdigen Bewohner der Weltstadt: nicht nur waren die in Massen einströmenden Feinde Gothen, die doch noch Christen und nicht ohne alle Bildung waren, sondern Menschen aus allerlei Völkerschaften, ja selbst Hunnen, und was wohl das Schlimmste und Schrecklichste war, 40,000 entlaufene Sklaven, die alle Schlupfwinkel kannten, wohin etwa Einzelne sich und ihre Schätze hätten retten können! Diese bunten Schaaren durchwühlten nun das so lange Jahrhunderte hindurch weltgebietende Rom mit Plünderung und Mord und schleppten viele unglückliche Einwohner mit sich hinweg. Acht Jahrhunderte waren es, daß Rom keinen auswärtigen Feind in seinen Mauern gesehen hatte! Damals — vier Jahrhunderte vor Christi Geburt — waren es ebenfalls Völkerschaften des Nordens, Gallier genannt, mit denen aber auch Deutsche vermischt waren, welche aus den Alpen hervorbrechend der Schrecken Roms wurden *).

*) 1. Bdch. dieser Darstellungen, S. 19 und 22 unten.

Und seit sechs Jahrhunderten, wo der große afrikanische Feldherr Hannibal *) Italien durchzog, war Rom nicht einmal von einem auswärtigen Feinde in Schrecken gesetzt worden. Kein Wunder, daß die Römer, welche die Völker weit und breit sich unterworfen hatten, verlernt hatten, auch nur an die Möglichkeit zu glauben, von feindlichen Schaaren bedrohet zu werden! —

Alarich zog nach wenigen Tagen von Rom ab bis ins untere Italien, um von dort aus die Insel Sicilien und die römische Nordküste Afrikas zu nehmen. Sein Plan ging nun also dahin, sich zum Herrn des ganzen weströmischen Reichs zu machen. Aber der Plan dieses kühnen Eroberers scheiterte an einem heftigen Sturme, der seine gebrechlichen Fahrzeuge zertrümmerte, und sein gewaltiger Lauf ward gehemmt durch einen plötzlichen Tod, der ihn unerwartet traf. Er starb zu Consentia, jetzt Cosenza genannt, einer Stadt Calabriens, der südlichsten Landzunge Italiens, erst im 34. Jahre seines Alters. Die Westgothen waren tief betrübt über diesen unerwarteten Tod und betrauerten ihn schmerzlich. Und merkwürdig war die Art, wie das alte Volk seinen Helden begrub. Cosenza liegt an einem kleinen Flusse, Busento genannt. Von der Stadt entfernt, im lieblichen Thale, leiteten sie den Fluß ab, ließen im Bett desselben durch Gefangene ein Grab graben, legten den todten Helden in voller Rüstung, das Schwert in der kalten Hand, mit seinen besten Schätzen hinein, bedeckten es wieder mit Erde, ließen den abgedämmten Fluß wieder darüber hinströmen und tödteten darauf die Gefangenen, die das Grab hatten graben müssen, damit Niemand erfahre, wo der große Alarich liege, und kein Römer aus Rache oder Habsucht die Ruhe ihres Helden störe. —

Die verwaisten Gothen wählten den Schwager Alarichs, **Athaulf**, zu ihrem Oberhaupte. Dieser zog gegen Rom herauf, wünschte aber eine Versöhnung mit dem Kaiser, weil er dessen schöne und kluge Schwester Placidia, die noch unter Alarich in Gefangenschaft gerathen war, lieb gewonnen hatte und sie zu seiner Gemahlin wünschte. Er knüpfte deshalb Unterhandlungen mit Honorius an und dieser benutzte

---

*) 1. Bdch., S. 25.

das Verlangen des Gothenfürsten dazu, das lästige Volk loszuwerden und für immer aus Italien zu entfernen. Er versprach ihm die Erfüllung seines Begehrens unter der Bedingung, daß er Italien verlasse und mit seinen Gothen nach Gallien ziehe, mit dessen so wie Spaniens Besitz er ihm schmeichelte, wenn er die Feinde dort aufs Haupt schlage. Denn eigentlich waren diese Länder gar nicht mehr ein Besitzthum des römischen Reichs zu nennen. Es hausten ja verschiedene deutsche Völker darin und nur wenig wußten die Römer zu behaupten und dies Wenige gehorchte oft dem Kaiser in Italien gar nicht mehr, sondern stand unter der vorübergehenden Herrschaft eines Mannes, der sich mit Hülfe theils der römischen Soldaten, theils deutscher Schaaren, zum Kaiser daselbst aufgeworfen hatte. Den dort noch stehenden römischen Truppen war es in dem Wirrwarr und der anstürmenden Völkerfluth auch gar nicht zu verdenken, daß sie, verlassen von Rom, einen eignen Herrn und Schützer haben wollten. — Die in Gallien eingedrungenen Sweven, Vandalen und Alanen waren, weiter vorwärts gedrängt, in Spanien eingedrungen und in Gallien hausten Franken, Allemannen, Gothen, die schon vor Athaulf über den Rhein gegangen waren, und andere Völker.

Die Aussöhnung mit dem Kaiser kam zu Stande und Athaulf zog im Jahr 412 mit allen seinen Gothen aus Italien ab hinüber nach Gallien. Dort hatte sich eben ein Gallier, Namens Jovinus, zum Kaiser aufgeworfen. Athaulf, statt ihn als Rebell gegen den Kaiser zu bekämpfen, schloß sich ihm an. Er würde nach gemeinschaftlichem günstigem Erfolge sich zeitig genug an seine Stelle gesetzt haben! Franken, Allemannen und Burgunder standen gegen Jovin. Der Gothe Sarus, der frühere Hauptfeind Alarichs in römischem Dienste, der auch jetzt mit einem römischen Feldherrn nach Gallien gekommen war, um gegen Jovin zu fechten, ging auf einmal zu ihm über. Athaulf, der nicht gemeinschaftliche Sache mit dem alten Feinde Sarus machen wollte, welcher ihm dann an Ansprüchen gleichgestanden hätte und ihn wohl überhaupt bei Jovin verdrängen und sich an seine Stelle setzen wollte, fiel sofort wieder von

Jovin ab, besiegte erst Sarus, dann ihn selbst und ließ Beide hinrichten.

Er versöhnte sich durch diese That wieder mit dem Kaiser, von dem er kaum abgefallen war, und dieser versprach dem Athaulf Zufuhr an Lebensmitteln, woran es in Gallien, das durch die vielen, sich feindlich drängenden Völkerschaaren natürlich verheert und verwüstet war, sehr fehlte. Der Kaiser hielt aber sein Versprechen nicht und konnte es wohl nicht halten, da sein Oberfeldherr Konstantius, welchem er früher die Schwester zur Gemahlin versprochen hatte, um seinen Nebenbuhler zu verderben, die Zufuhr nicht zuließ. Da mußte sich Athaulf selbst zu helfen suchen. Er zog wieder feindselig gegen Rom umher und kämpfte gegen die Seestadt Marseille, in der die Römer Vorräthe hatten, wurde aber durch den römischen Feldherrn Bonifacius mit Verlust zurückgeschlagen. Es kam aber eine abermalige Aussöhnung zwischen ihm und dem Kaiser zu Stande und Honorius konnte endlich nach langem Sträuben nicht anders als in die Vermählung seiner Schwester mit Athaulf willigen. Athaulf hatte nämlich seine schöne Braut als Gefangene mit sich nach Gallien genommen. Natürlich daß es ihr in der Gefangenschaft an den gebührenden Ehren und Lebensgenüssen nicht fehlte. Im Jahre 414 wurde die Vermählung der schönen Kaiserstochter mit dem mächtigen Gothenkönig zu Narbonne, einer Stadt im südlichen Frankreich, an der westlichen Seite des großen Meerbusens von Lion oder dem Löwenmeerbusen gelegen, auf das Feierlichste und Glänzendste begangen. Athaulf hatte diese Stadt kurz vorher mit andern des südlichen Galliens erobert. Die feierliche Trauung verrichtete der gothische Bischof Sisegar, den der König auch zum Erzieher seiner Kinder bestimmte, ein Beweis, welche Bildung schon unter den Gothen herrschte. Ein prachtvolles hohes Bett war aufgestellt, um welches die herrlichsten Schätze, die man erbeutet hatte, aufgehäuft wurden; funfzig Edelknaben trugen in jeder Hand eine Schüssel, eine voll Gold, die andere voll Perlen und Juwelen. In dem glänzenden Gefolge des Fürsten war der ehemalige Kaiser Attalus, welcher Hochzeitgedichte sang, in welchen er auf die hohe Bedeutung aufmerksam machte, welche in der Vermählung des größten deutschen

Fürsten mit der Schwester des römischen Kaisers liege, und auf ein einstiges deutsch-römisches Kaiserreich hindeutete. In der alten Stadt Heraklea im südlichen Frankreich wurde die prachtvolle Hofhaltung des Athaulf und der Placidia errichtet.

Der erbitterte Nebenbuhler Athaulfs aber, der Feldherr Konstantius, der nun den Sieg seines Gegners erleben mußte, ruhete nicht, sich zu rächen. Er fing Feindseligkeiten an und wußte den schwachen Kaiser zu vermögen, den Gothen die nöthige Zufuhr zu entziehen; und so zerfiel der Gothenfürst abermals mit seinem kaiserlichen Schwager. Er sagte sich von Honorius los und erhob den Attalus (der bei seiner Vermählung Vorsänger gewesen war!) wieder zum Kaiser und trat mit seinen Gothen in dessen Dienste. Natürlich, um unter diesem Scheinherrn wirklicher Herr zu sein. — Da er sich aber in dem verwüsteten Gallien nicht halten konnte, so zog er plündernd nach Spanien hinüber. Dort starb er nach einem halben Jahre 415 eines gewaltsamen Todes. Der von ihm grausam hingerichtete Gothe Sarus hatte einen Bruder, Sigerich oder Siegreich genannt. Wahrscheinlich unter dessen Mitwissen wurde Athaulf von des Sarus Freunden, die in seinem Heere zu dienen genöthigt worden waren, überfallen und ermordet.

Sigerich wurde von den Gothen zu ihrem Fürsten erhoben. Er nahm die Placidia und Athaulfs Kinder aus erster Ehe gefangen. Sie wurden von ihm auf das Schmählichste mißhandelt und mußten gleich den gemeinsten Gefangenen zu Fuß und unmittelbar vor Sigerichs Pferde zwölf Meilen weit dem gothischen Heere folgen. Zu ihrem Glück wurden sie von dem Barbaren bald erlöst, denn Sigerich wurde nach sieben Tagen erschlagen und ein Würdigerer, **Wallia**, zum Oberhaupte erwählt.

Wallia erhielt bald Friedensvorschläge vom Kaiser und nahm sie an. Dem zufolge wurde Placidia zurückgesendet und Honorius vermählte sie nun mit dem frühern Bewerber Konstantius, der nun der eigentliche Regent des abendländischen Reichs ward. Wallia übernahm die Vertreibung der in Spanien eingedrungenen Vandalen, Alanen und Sweven, erhielt dagegen Getreidezufuhr für seine Gothen

das Versprechen, feste Wohnsitze im südlichen Gallien eingeräumt zu erhalten. Wallia rieb den größten Theil der Alanen auf und drängte die Sweven mit dem Reste der Alanen nach hartnäckigen Kämpfen in die Gebirge Galliziens, des nordwestlichsten Theils von Spanien, die Vandalen aber bemächtigten sich Südspaniens. Darauf trat der Kaiser im Jahre 419 das südliche Frankreich förmlich an Wallia ab.

Auf diese Weise waren durch Athaulf die Westgothen ganz aus Italien herausgezogen und er und Wallia wurden die Gründer eines neuen westgothischen Reiches, dessen Hauptstadt Toulouse*), damals Tolosa genannt, unter den römischen Kaisern eine sehr blühende Stadt im Süden Frankreichs (nach Spanien zu) an der Garonne war und das bald so groß ward, daß es das südliche Frankreich bis an den großen Fluß Loire (Loare auszusprechen) und Spanien umfaßte. Das nördliche Gallien aber nahmen die Franken in Besitz.

---

4. Attila.

Während die erzählten Vorgänge unter den Westgothen statthatten, schweiften ihre Feinde, die Hunnen, die sie vom väterlichen Boden vertrieben hatten, in den Gegenden Südrußlands, zwischen Don und Pruth, umher, ohne weitere Kriegesfahrten zu unternehmen. Die Gothen hatten also ihren Zweck, durch den Uebergang über die Donau in römisches Gebiet Sicherheit vor den gräßlichen Barbarenschwärmen zu erlangen, vollkommen erreicht.

Aber als ob die Römer die Absicht hätten, diesen wilden Horden ihre schönen Länder zu zeigen und ihnen zu deren Besitz Lust zu machen, wandten sie, die einmal die Kraft der Väter

---

*) Tulubs auszusprechen.

so gänzlich verloren hatten, sich selbst zu helfen, und bisher die Vertheidigung ihres Reichs gegen den Andrang deutscher Völkerschaften Kriegern desselben Volks anvertraut hatten, sich nun sogar an die ungestalteten Hunnen, die Feinde der Deutschen, und forderten Kriegslustige auf, in ihre Dienste zu treten. So haben wir gesehen, wie Stilicho bei der Vernichtung der deutschen Schaaren unter Radagais außer Alanen, Gothen und andern deutschen Völkern, auch Hunnen unter seinem Heere hatte. Eben so aber schlossen sich kriegslustige Hunnen auch an ihre alten Feinde, die Gothen, an, um gegen die Römer zu fechten, wie wir erzählt haben, daß bei der Einnahme Roms durch Alarich, unter dessen Heere sich auch Hunnen befanden, geschah. Aber auch selbst die beiden römischen Reiche, das ost- und weströmische, bedienten sich in ihren gegenseitigen Kämpfen der Hunnen gegen einander. So nach dem Tode des Honorius. Der eigentliche Regent unter diesem Schwächlinge war, wie bereits erwähnt, der Oberfeldherr Konstantius, seitdem er der Gemahl der geistvollen Placidia geworden war. Er starb bald. Placidia aber erbte gleichsam den Einfluß, den ihr Gemahl gehabt hatte, und wurde von den Gothen im Heere unterstützt. Ihr Bruder hätte wohlgethan, sich von ihr leiten zu lassen, denn ihr Geist war unendlich größer als der seine, aber Neid und Eifersucht seiner Höflinge wirkten auf ihn ein und er zerfiel so mit ihr, daß er sie mit ihren Kindern zweiter Ehe, Honoria und Valentinian, aus Italien verbannte. Sie begab sich nach Konstantinopel, wo des verstorbenen Arkadius Sohn, Theodosius der Zweite, regierte, der sie freundlich aufnahm. Bald nach ihrer Ankunft aber starb Honorius (423). Seine Hofleute setzten einen gewissen Johannes auf den Thron, Theodosius II. aber sandte ein griechisches Heer nach Italien, um die Placidia und ihren Sohn Valentinian auf den Thron zu erheben. Da rief der Römer Aëtius *) die Hunnen gegen das oströmische Heer zu Hülfe. Sie kamen auch, aber zu spät, als das genannte Heer bereits Ravenna

---

*) Die Doppelpunkte über dem e zeigen an, daß es von dem A getrennt, für sich auszusprechen, nicht aber mit dem A verbunden, wie ä zu sprechen ist.

(das seit dem Kaiser Honorius seiner starken Befestigung wegen einmal die kaiserliche Residenz geworden war) erobert, den Johannes gefangen genommen und hingerichtet hatte. Placidias Sohn ward als Valentinian der Dritte unter Vormundschaft seiner klugen Mutter auf den Thron gehoben, die Hunnen wurden entlassen und Aëtius, der wieder einmal ein unter den Römern seltener kräftiger Geist war, nach geschehener Aussöhnung von der klugen Placidia als oberster Feldherr und erster Minister angenommen.

Bald bediente sich Aëtius abermals der Hunnen und zwar nicht einmal nur gegen das fremde, das morgenländische Kaiserreich, sondern gegen das eigne, das abendländische. Drüben in Afrika war römischer Statthalter Bonifacius, ein tüchtiger Feldherr. Er und Aëtius waren schon längst persönliche Gegner und da er eine Gemahlin nahm, die der in Italien und namentlich am Hofe zu Ravenna herrschenden katholischen Kirche nicht angehörte, sondern eine Arianerin war, die Arianer aber von der katholischen Kirche leider als Ketzer angesehen und gehaßt, ja verfolgt wurden, so lenkte sich die Hofkabale bald gegen ihn und suchte ihn aus seiner wichtigen Stellung zu verdrängen. Bonifacius ward gleichsam gewaltsam zur Empörung durch seine Feinde getrieben. Um sich zu behaupten, mußte er feindselig gegen Rom oder vielmehr Ravenna auftreten und sich nach fremder Hülfe umschauen. Er schickte hinüber nach Spanien, dessen südlichen Theil sich kurz vorher die Vandalen bemächtigt hatten, und lud diese nach Afrika ein, ihm Hülfe gegen die Römer zu leisten. Die Vandalen zögerten nicht lange. Unter ihrem Führer **Geiserich** setzten 80,000 über die Meerenge von Gibraltar im Jahre 429. Aber Bonifacius erschrak bald über die gerufenen Gäste, denn sie waren von einer Wildheit, Rohheit und Grausamkeit, wie er sie sich nicht vorgestellt hatte. Wie Raubthiere verbreiteten sie sich über das Land; sie plünderten nicht blos, sondern zerstörten und verbrannten die prächtigsten Gebäude und ganze Städte, mordeten nutzlos viele Menschen und verheerten Aecker und Pflanzungen, damit die entflohenen Einwohner, die sich in Grotten, Höhlen und Schluchten gerettet hatten, wenn sie nach ihrem Abzuge sich zurück wagten, weder Obdach noch

Nahrung finden sollten. Besonders wurden die Frauen mißhandelt und die Geistlichen gemartert, um die Kirchenschätze herzugeben, und die Reichen um Hab und Gut gepeinigt, obgleich die wilden Vandalen mit den Schätzen und Reichthümern nichts anzufangen wußten. Die schönsten Kunstschätze und die herrlichsten Gebäude zerstörten sie ohne allen Grund, und davon wird bis auf den heutigen Tag von einem rohen Zerstörer gesagt: „Er ist ein wahrer Vandale.“ Wer sollte in diesen Wütherichen Menschen deutschen Stammes suchen? Wo ist da deutsche Gesinnung und deutsche Art, z. B. gegen das weibliche Geschlecht? — Zur Genugthuung muß der Deutsche wissen, daß die Vandalen kein reindeutsches Volk waren, sondern vermischt mit den damals wilden Sarmaten, von denen die heutigen slavischen Völker abstammen. — Der afrikanische Statthalter Bonifacius bereuete, was er gethan hatte; denn die herbeigerufenen Vandalen waren ärgere Feinde, als ihm Rom irgend entgegenstellen konnte. Er knüpfte mit der Placidia Unterhandlungen an und es kam zur Versöhnung. An die Spitze eines römischen Heeres gestellt, dem selbst der griechische Hof eins zugesellte, weil auch dieser in seinen Besitzungen durch die wilden Ankömmlinge gefährdet wurde, setzte er sich den Vandalen entgegen; aber weder das lateinische noch das griechische Heer konnte die wilden Fremdlinge bezwingen und Bonifacius, so wie der griechische Feldherr, mußten Afrika verlassen.

Bonifacius kam in Ravenna an, als Aëtius am Rheine abwesend war und mit den Franken Krieg führte. Er gewann das Vertrauen der Kaiserin von Neuem, so daß er von ihr zum Oberbefehlshaber des Reichs ernannt wurde. Aëtius, darüber im höchsten Grade aufgebracht, verband sich wieder mit den Hunnen und zog mit ihnen nach Italien gegen Bonifacius. Zwischen beiden Feldherren kam es 432 zu einer blutigen Schlacht. Bonifacius siegte, ward aber tödlich verwundet. Aëtius eilte zu den Hunnen und kehrte mit einem neuen Heere zurück. Der von der Placidia zum Nachfolger des Bonifacius ernannte Sebastianus rief die Gothen zu Hülfe und so kämpften denn Hunnen gegen Gothen in römischer Parteisache und die römischen Feldherren und Heere bekämpften sich mit Hülfe der Völker,

welche dem Reiche den Untergang droheten. Sebastian unterlag und der Sieger Aëtius, mit dem sich Placidia und ihr Sohn auszusöhnen gezwungen waren, ward mächtiger denn zuvor. Aber da seine Anerkennung eine erzwungene, keine freiwillige war und er deshalb weder dem Kaiser noch der Kaiserin trauen konnte, so stützte er sich fortwährend auf sein Einverständniß mit den Hunnen. So weit war es also gekommen, daß der Erste des Reichs sich nur durch eine Verbindung mit diesen gefürchteten Feinden zu behaupten wußte! —

Dies Alles führten wir an, um zu zeigen, wie die Römer selbst Schuld waren, daß die Hunnen mehr und mehr eine bedrohliche Macht für sie wurden. Durch die Werbungen, erst der Ost- und dann auch der Weströmer, unter ihnen, und noch mehr dadurch, daß die Römer sie endlich selbst zu ihren Kämpfen unter einander benutzten, wurden die Hunnen mit den Ländern der Römer, mit ihrer Kriegsweise, mit ihrem Verhältnisse zu den andern europäischen Ländern, mit ihrer Schwäche und mit dem zerrütteten Zustande des ganzen römischen Reichs bekannt gemacht. Es hatte das Verfahren der Römer aber auch den wichtigen Einfluß auf sie, daß die Häupter und Führer, welche mit den Römern unterhandelten, daß die Männer und Jünglinge, welche in römischen Kriegsdiensten die Länder des Reichs durchzogen und sich dadurch an andere Kleidung, andere Waffen, andere Nahrung, andere Sitten, namentlich an festere Kriegszucht und ihrem bisher gewohnten Umherschweifen gegenüber an bestimmtern Plan und Gehorsam gewöhnten, nach und nach ganz andere Menschen wurden, als ihre Väter gewesen waren. Was sahen sie nicht auch Alles und zu welchen neuen Begriffen mußten sie dadurch kommen! Welchen Einfluß auf die beiden römischen Reiche erhielten sie aber dadurch, daß sie deren Sachen und Streitigkeiten auskämpften! Besonders groß wurde ihr Einfluß durch die Verbindung, die Aëtius mit ihnen unterhielt. Obgleich sie dadurch gleichsam Freunde des weströmischen Reichs geworden waren und dies dadurch den Vortheil genoß, etwas länger mit ihren feindseligen Einfällen verschont zu bleiben, als das oströmische oder griechische Reich, das zur Abwendung derselben sich zur Zahlung eines jährlichen schimpf-

lichen Tributs verstehen mußte, so war der römische Kaiser doch fast eben so abhängig von ihnen als der griechische.

Die **Hunnen** wären unter diesen von dem römischen Staate selbst herbeigeführten Verhältnissen demselben gewiß gleich anfangs viel gefährlicher geworden, wäre ihre Kraft nicht zersplittert gewesen unter zahlreichen, kleinern Hordenführern, die unabhängig von einander handelten. Ihre Raubzüge waren nur planlose Verheerungen einzelner Stämme ohne den geringsten höhern Zweck und die entfernteste Einheit im Verfahren. Das aber wurde jetzt auf einmal anders. Gerade zu der Zeit, als **Aëtius** seine Siege erfocht und sich an die Spitze des Reichs stellte, um das Jahr 433, trat unter den Hunnen ein Mann auf, wie man nicht hätte glauben sollen, daß ein solcher aus diesem Volke hätte hervorgehen können; ein Mann, der, durch seine gewaltige Kraft Alles sich unterwerfend, die unverbundenen Horden zu einem verbundenen Volke zu vereinigen vermochte und sich von einem der Hordenführer zu dem gewaltigsten Herrscher emporzuschwingen verstand; ein Mann, vor dem bald Alles zittern sollte. Sein Name war **Attila.**

Mit einem gewaltigen Herrschergeiste geboren, fing **Attila** damit an, in Verbindung mit seinem Bruder **Bleda** die andern Stammhäupter seines Volks theils sich zu unterwerfen, theils zu tödten. Viele flohen vor dem Gewaltigen, dem Niemand widerstehen zu können schien, auf griechisches Gebiet, aber die beiden Brüder zwangen den griechischen Kaiser zu der schimpflichen That, die Entflohenen ihnen auszuliefern, worauf sie hingerichtet wurden. So unterwarfen sich durch Gewalt und Mord beide Brüder bald alle Hunnenstämme, und auch andere Völkerschaften vom kaspischen Meere bis nach Ungarn hin mußten sich vor ihnen beugen.

Die so vereinigten Hunnen wurden nun allerdings den römischen Reichen gefahrdrohender. Der **oströmische** Hof wurde von **Attila** gezwungen, das Doppelte des frühern Tributs zu zahlen und die bestehende Verbindung mit dem **weströmischen** benutzte der Hunnenkönig dazu, aus Italien Leute von Talent und Kenntnissen an sich zu ziehen, die ihm bei den Unterhandlungen mit den gebildetern Völkern dienlich sein sollten. **Attila** hatte natürlichen Verstand genug, um einzu-

sehen, daß er bei den gebildetern Völkern nur dann durch Unterhandlungen etwas gewinnen könne, wenn er geeignete Unterhändler habe. Und er hatte große Pläne im Kopfe, die ihn vielfach mit den Nachbarvölkern zusammenführen mußten: er begnügte sich nicht mit der Herrschaft über sein eignes Volk, das war ihm ein zu enger Kreis, sein gewaltiger Geist trug sich mit Gedanken großartiger Eroberungen und der Herrschaft über die gesammten Völker Europens. Eine Menge Römer traten in Attilas Dienste, denn sie wurden gut belohnt und hoch geehrt. Attila, selbst ein großer Geist, suchte den fehlenden Geist seines Volkes durch die Bildung der Römer sich zu ersetzen, wie umgekehrt die Römer die fehlende Kraft der Faust durch die Stärke der Hunnen zu ersetzen gesucht hatten. Der bedeutendste unter den römischen Männern in des Hunnenkönigs Dienste war ein gewisser Orestes, welchen Attila zugleich mit einem durch Schlauheit ausgezeichneten Hunnen, Namens Edeko, vorzugsweise zu Führung seiner Angelegenheiten gebrauchte. Nach unserer Weise die beiden obersten Minister im Hunnenreiche.

Attila war aber ein Mann von unersättlichem Ehrgeize und unzähmbarer Herrschsucht. Er konnte keinen Andern neben sich dulden, nicht einmal seinen leiblichen Bruder. Bleda ward auf seinen Befehl getödtet. Nun war er, um **444**, der alleinige und unumschränkte Herrscher eines großen Reichs, das er noch ins Unendliche auszudehnen hoffte. Alle Nachbarvölker suchte er zu unterwerfen oder durch Unterhandlungen mit sich in Bündnisse zu bringen. Nur mit den Gothen in Dacien, die das waldbewachsene Karpathengebirge als Schutzmauer gegen ihn hatten, wollte es ihm nicht gelingen. Er umging deshalb Dacien, wie es früher die Gothen gegen die Römer gemacht hatten, im Osten und Westen und seine Hunnen durchschwärmten die griechischen Länder südlich der Donau. So von diesen wilden Schaaren auf allen Seiten umringt, sahen sich die Gothen in Dacien, die nun wegen des westgothischen Reichs in Spanien und Gallien und wegen ihrer eignen östlichern Lage **Ostgothen** genannt wurden, genöthigt, entweder mit Attila zu stehen, oder vor ihm zu Grunde zu gehen. Sie schlossen daher, wo es noch Zeit war, unter vortheilhaften Bedingungen ein Bündniß mit

ihm. Auch andere deutsche Völker bewarben sich um des gewaltigen Hunnenkönigs Bundesgenossenschaft, weil ihnen nur die Wahl blieb, entweder sich mit ihm zu befreunden oder dem Untergange entgegenzugehen.

Uebrigens ließ Attila den unterworfenen Völkern ihre gewohnten Verfassungen und Einrichtungen und die einzige Verpflichtung, der sie unterlagen, war Heeresfolge und Zahlung eines jährlichen Tributs, der jedoch sehr gering und wenig drückend war.

Aber — klingt es nicht undenkbar und fabelhaft? — Tausende von Griechen und Römern siedelten sich in das Hunnenreich über, besonders Künstler und Gewerbtreibende. Wie? fragt man mit Recht, gebildete Römer und Griechen in dies Barbarenreich? Ja, so schlecht sah es in ihrem gebildeten Vaterlande aus, daß sie den Aufenthalt unter dem Scepter Attilas vorzogen. Hier gab es nicht die drückende Last schwerer Abgaben und — was besonders die Leute hinzog — keinen Beamtendruck, der daheim so wahrhaft unerträglich war; und wollte man glauben, es habe hier aber auch keine Gerechtigkeit gewaltet, so täuschte man sich sehr, gerade der Barbar Attila handhabte sie streng und duldete keine Plackereien seiner Obern, die ihm das Reich verwalten halfen. Was half den Einwohnern des römischen Reichs die größere Bildung, da sie bei Sittenlosigkeit und Unfreiheit nur Scheinbildung war? Hier, unter dem Schutze des zwar theilweise rohen und wilden, aber einfach gerechten hochbegabten Barbarenkönigs befanden sie sich besser und geschützter und ihrer Kenntnisse wegen geehrt und gesucht.

Durch die Einwanderungen dieser Künstler, Handwerker und Gewerbtreibenden erhielten die Hunnen eine Menge von Lebensbequemlichkeiten, ja Luxusartikeln, die sie bisher nicht gekannt hatten, und es zeigte sich in ihrer Lebensweise ein Gegensatz von Rohheit ungebildeter asiatischer Völker und verfeinerten Sitten und Genüssen gebildeterer Europäer, der allerdings höchst auffallend war. Eine Gesandtschaft vom griechischer Kaiser Theodosius II., die dem Beherrscher der Hunnen im Jahre 449 Tribut überbrachte, war von Staunen ergriffen, als sie das Hoflager Attilas sah. Es war aufgerichtet in Ungarn zwischen der Theiß und Donau und ausgestattet

mit dem Luxus der Höfe von Konstantinopel und Ravenna. Dort wohnte Attila in einem Palaste aus starkem geglättetem und getäfeltem Holze mit großen Hallen und Höfen; der Fußboden war mit kostbaren Teppichen belegt; seine obersten Feldherren, Hofbeamten und zahlreichen Weiber hatten Prachtgemächer und schöne Bäder; bei festlichem Mahle, von griechischen Köchen bereitet, speisten seine Hofleute von silbernen Schüsseln und tranken aus goldnen Bechern und Gesang unter Saitenspiel, worin die Thaten berühmter Helden gefeiert wurden, würzten das heitere Mahl; sie selbst waren kostbar gekleidet und ihre Pferde schmückten sie mit schönen Sätteln und Zäumen. Und inmitten dieser Pracht und des Pompes, wie er namentlich an asiatischen Höfen geliebt wurde, blieb der mächtige Herrscher in Einfachheit und Mäßigkeit den Sitten seiner Väter treu. Er suchte den Ruhm in prachtvoller Umgebung, nicht in eigner Pracht. Er aß und trank neben dem goldnen und silbernen Geschirre seiner Hofleute aus hölzernen Schalen und Bechern und seine Nahrung waren neben den Wohlgeschmäcken der griechischen Küche einfache Fleischgerichte ohne Brod nach der Sitte seines Volks; während Freude und Scherz bei der Tafel walteten, blieb er selbst ernst und still, ein ächter Asiate; seine Kleidung war einfach nach Mongolenart und das Sattelzeug seiner Pferde ohne Schmuck. Streitende Parteien beschied er vor seinen Richterstuhl, seine Aussprüche waren unter Ernst und Würde gerecht und billig.

Trotz geschlossener Verträge und gezahlten Tributs wurden die nördlichen Länder des oströmischen Kaiserreichs gar oft von den Hunnen überfallen, geplündert und mit Noth aller Art heimgesucht. Der Hunnenkönig war allenfalls gerecht im eignen Lande, nicht aber gegen fremde Völker. Da folgte im Jahre 450 dem Theodosius ein kräftiger Mann auf dem Throne, der Kaiser Marcian, der den Muth hatte, als ihm der Tribut abgefordert wurde, zu antworten: „er habe Gold für seine Freunde und Stahl für seine Feinde.“ Der neue Kaiser machte nicht blos Worte, es folgte auch der Ernst der That; er wußte sein Reich zu schützen und die Raubeinfälle der Hunnen zu hemmen. Da ließ der Hunnenkönig das Morgenland vorläufig in Ruhe, seine Rache für eine gelegenere Zeit aufsparend, und wendete seine Blicke gegen das

Abendland. Es sollte mit der Freundschaft gegen Italien ein Ende haben.

Er hatte bei seiner Eroberungssucht der Veranlassungen zum Bruche mit Rom mehrere. Die nächste aber war eine sehr abenteuerliche. Auf dem Throne von Ravenna saß, wie wir wissen, Valentinian III., der Sohn der bekannten Placidia, der Tochter Theodosius' des Großen und Schwester des Honorius. Placidia hatte noch eine Tochter, Namens Honoria. Ihr Charakter war Leichtsinn und vorherrschende Sinnlichkeit. Diese Untugenden griffen mit einer Gewalt um sich, daß die Mutter sich genöthigt sah, sie ernst und streng zu behandeln. Trotzdem beging sie einen Fehltritt und wurde nun um so strenger bewacht. Um so mehr aber suchte sie nun wieder ihrerseits die ihr aufgelegten lästigen Fesseln zu sprengen. Dies konnte nur durch Gewalt und gewissermaßen durch Empörung gegen die Ihrigen geschehen. Sie hörte viel von dem neuen Helden, von dem gewaltigen Beherrscher der Hunnen, der mehr und mehr die Welt mit Schrecken erfüllte, der das angrenzende griechische Reich vielfach beunruhigte, mit Tribut belegte, plünderte und brandschatzte, und ihrem lateinischen Reiche gefahrdrohend wurde. So viel man auch neben dem Ruhme seiner Kraft von seiner Wildheit erzählte, gerade solch ein Gewaltiger war ihr Mann. Sie sah ihn als den an, durch den sie sich aus den beengenden Banden losmachen, hoch erheben und Rache nehmen könne an Allen, die ihr im Wege gestanden. Sie sann auf Mittel wohl Tag und Nacht, ihre Gedanken auszuführen, und fand sie. Durch Helfershelfer, die ihr in schnödem Eigennutze für ihre verrätherischen Pläne behilflich waren, sandte sie dem Barbarenfürsten einen kostbaren Brautring und ließ ihm ihre Hand anbieten und durch diese das abendländische Reich. Er solle nur kommen, es zu nehmen und sie heimzuführen. Attila sandte hierauf an Valentinian und verlangte seine Schwester als seine verlobte Braut zur Gemahlin und einen Theil des abendländischen Reichs zur Ausstattung. Das entdeckte Abenteuer mochte der Mutter und dem Bruder viel Kummer machen. Die unwürdige Honoria büßte mit dem Gefängnisse. Die Forderung wurde natürlich verweigert. Attila aber wollte sich nicht abweisen lassen.

Er entschloß sich, Italien einstweilen liegen zu lassen und zuerst gegen die westlichern Länder zu ziehen. Und dazu hatte er wieder eine Veranlassung. Die Westgothen in Südgallien und Spanien hatten einen König, Theodorich. An diesen hatte der König der Vandalen, Geiserich, von seinem neuen Reiche in Afrika aus gesandt und für seinen Sohn Hunnerich um die Tochter geworben. Denn er suchte eine Verbindung mit den Westgothen. Die gothische Königstochter wurde dem Vandalenprinzen vermählt. Nicht lange aber, so entzweiete sich der grausame Geiserich mit seiner Schwiegertochter. Man weiß nicht recht, warum. Er beschuldigte sie, ihm nach dem Leben getrachtet zu haben. Vielleicht war sie auf Seiten der vielen Unzufriedenen. Kurz, der grausame Vandale sendete die Tochter mit abgeschnittener Nase und Ohren dem Gothenfürsten zurück. Natürlich mußte er einen Rachekrieg erwarten und es stand zu befürchten, daß sich der römische Kaiser mit den Gothen verbinden möchte, um ihm sein Afrika zu entreißen. Er wendete sich deshalb an Attila und forderte ihn auf, gemeinsam mit ihm die Gothen zu überfallen. Dies paßte dem Attila in seinen Plan, da er nach diesem Schlage den Kaiser leichter zu überwältigen hoffte.

Im Jahre 451 brach Attila mit einem starkgerüsteten Heere gegen Gallien auf. Außer seinen Hunnen waren Ostgothen, Gepiden, Heruler und andere von ihm unterworfene deutsche Völkerschaften unter seinen Fahnen. Ein gewaltiger Zug bewegte sich mitten durch unser Deutschland und vergrößerte sich furchtbar von Gau zu Gau wie eine daherbrausende Schneelawine, denn alle Völkerstämme, durch deren Gebiet der gewaltige Mann mit seinen Schaaren zog, mußten sich, wenn sie nicht vernichtet werden wollten, als Freunde anschließen, und so wurde Alles im Sturme mit fortgerissen. Die Thüringer waren die Ersten, die mit fortgezogen wurden, und so erging es allen Andern bis zum Rheine hin; nur von Sachsen und Friesen finden wir keine Spur einer Theilnahme. Attilas unübersehbarer Zug glich einer Völkerwanderung. Außer seinen Hunnen zwang er alle Völker, die in den weiten Länderstrecken zwischen der Theiß in Ungarn und dem Rheine wohnten, ihm bei seinem großen Eroberungszuge zu folgen. Mit einem noch nie gesehenen Heere von

700,000 Mann, dem in neuerer Zeit nur die große Armee Napoleons bei seinem Zuge nach Rußland glich, setzte er im Frühjahre 451 auf unendlich vielen aus den großen Waldungen Westdeutschlands genommenen Kähnen und Flößen über den Rheinstrom. Nur die Burgunder stellten sich auf unserer Rheinseite dem Hunnenzuge muthig entgegen, bis sie der Uebermacht unterlagen. 10,000 sollen mit ihrem Fürsten Gunthachar den Heldentod gefunden haben. Der Schrecken ging ihm voraus, die Verwüstung zur Seite, der Fluch nach, sagen damalige Geschichtsschreiber von Attila. Einige Städte öffneten freiwillig ihre Thore und nahmen das Verderben in sich auf; andere, wie Straßburg, Mainz, Worms, Trier, fielen durch Sturm und wurden fast vernichtet; wieder andere loderten in Flammen auf.

Mittlerweile war der tüchtige römische Feldherr Aëtius mit einem Heere von Italien nach Gallien aufgebrochen. Er, der sonstige Verbündete der Hunnen, sah die drohende Gefahr und daß nur ein Bündniß der gesammten Völker des römisch-abendländischen Reichs zu widerstehen vermöge, daß aber ohne männlichen Kampf und Sieg nur Untergang bevorstehe. Mit umsichtigem und kräftigem Geiste wußte er eine große Vereinigung der deutschen Völker Galliens mit dem römischen Reichsheere zu Stande zu bringen. Sie waren um so mehr dafür zu gewinnen, als die einzelnen Völkerschaften, die Burgunder, Westgothen und Franken schon erfahren hatten, daß sie vereinzelt dem riesenhaften Eroberungsgeiste Attilas nicht zu widerstehen vermochten. So kam ein Bündniß zu Stande, welches Römer, Westgothen, Franken und Burgunder (die deutschen drei Hauptvölker Galliens), ja selbst Alanen, Sweven, Allemannen und Sachsen umfaßte.

Attila hatte die ihm entgegentretenden feindlichen Schaaren niedergeworfen und war bis zur Stadt Orleans (sprich: Orleang) vorgedrungen, welche im mittlern Frankreich an der Loire (Loare) liegt und damals die Grenzstadt des westgothischen Reichs bildete. Nach langer Belagerung war es ihm endlich gelungen, sich ihrer zu bemächtigen, als er die Nachricht von der Annäherung des vereinigten römisch-westgothischen Heeres unter Aëtius und dem Westgothenkönige Theodorich erhielt. Sofort gab er den Besitz dieser Stadt auf

und zog in die weiten Ebenen der Champagne (sprich Schampanje), weil er eines solchen Raumes bedurfte, um sein ungeheures Heer und namentlich seine zahlreiche Reiterei gegen den Feind zu entwickeln.

Hier, auf einer großen Ebene, die katalaunischen Felder genannt, kam es im Jahre 451 zu einer großen entscheidenden Schlacht. Man nimmt gewöhnlich an, daß der Kampfplatz bei der Stadt Chalons (Schalong) an der Marne gewesen; Andere aber meinen, daß er nach aller Beschreibung weit davon gewesen sein müsse, etwa bei der jetzigen Stadt Troyes (spr. Troaj) an der Seine (Säne), dem Flusse, an welchem Paris liegt.

Es war einer der wichtigsten Kämpfe, die je unter Völkern stattgefunden. Es sollte durch ihn über das Schicksal von ganz Europa entschieden werden; es kam auf diesen Kampf an, ob Europa germanisch *) oder mongolisch werden, ob auf den Trümmern des zusammenbrechenden römischen Weltreiches deutsche oder mongolische Völker neue Reiche gründen, ob also deutsche Art und Bildung oder mongolisch-asiatisches Wesen in Europa herrschend werden sollte. Attila hatte die Uebermacht der Masse und seinen Alles beherrschenden Geist vor seinen Gegnern voraus; die Abendländer dafür die Gluth der Begeisterung für den heiligen Kampf ihrer Freiheit und des Christenthums.

Attila hatte auf der weiten Ebene eine feste Stellung eingenommen. Die Heere der Verbündeten rückten auch heran. Die Massen der Feinde standen sich gegenüber in Schlachtordnung. Den rechten Flügel des abendländischen Heeres bildete Theoderich mit seinen Westgothen; den linken Aëtius mit seinen Römern und den übrigen Verbündeten; in die Mitte hatten sie die Alanen genommen unter ihrem Fürsten Sangipan, gegen welchen der Verdacht der Lauheit oder wohl gar des heimlichen Einverständnisses mit den Hunnen obwaltete. Hunnischerseits standen gegenüber auf dem linken Flügel die Ostgothen unter ihren drei Fürsten Walamer,

---

*) Germanisch heißt deutsch. Ueber den Unterschied von beiden Ausdrücken nach hergebrachtem Sprachgebrauch siehe 1. Bändchen dieser Darstellungen, Seite 122.

Theodomer und Widomer; auf dem rechten die Gepiden unter ihrem Fürsten Ardarich; die Mitte nahm Attila selbst mit seinen Hunnen und andern Völkern ein. So standen sich in diesem Kampfe um die Herrschaft der Deutschen oder Asiaten auf beiden Gegenflügeln die Ost- und Westgothen gegenüber. Die Franken unter ihrem Fürsten Merovāus oder Merowig standen bei Aëtius, während ein anderer Theil unter Chlodobald zu Attila stand.

Die Schlacht entbrannte. Es wurde mit Begeisterung und Wuth gestritten auf der unübersehbaren Ebene den ganzen Tag hindurch vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein. Die ungeheuren Massen kamen bald in Verwirrung, die sich nicht wieder lösen wollte. Theoderich, der König der Westgothen, stürzte im Kampfe vom Pferde und ward im furchtbaren Getümmel zertreten. Da wandten die Westgothen im Schmerz und der Wuth die Waffen von den Ostgothen hinweg und stürzten unter Theoderichs Sohne Thorismund gegen die Hunnen. Man weiß, wie die Deutschen für ihren gefallenen Anführer auf Tod und Leben zu kämpfen pflegten. Der stürmende Andrang der Westgothen war so gewaltig und unwiderstehlich, daß die Reihen der Hunnen wichen und Attila sich mit den Seinen hinter die Wagenburg zurückziehen mußte. Dadurch war der Kampf entschieden: die Westgothen hatten den Ausschlag gegeben und den Sieg erfochten. Der große Attila war in Verzweiflung ob der Schmach. Schimpflicher Gefangenschaft wollte er sich aber nicht preisgeben, das stand fest. Er ließ deshalb hinter der Wagenburg einen Scheiterhaufen von Pferdesätteln und anderm Gezeug aufbauen, um sich freiwilligem Flammentode zu übergeben, sollte er hier angegriffen werden und sich nicht retten können. Er entging aber der Gefahr. Thorismund führte zwar seine siegesbegeisterten Westgothen zu neuem Kampfe, wurde aber verwundet und mußte zurückgebracht werden. Die bestürzten Gothen geriethen in Verwirrung und wichen nach ihrem Lager zurück.

Die Nacht brach ein und machte dem Kampfe ein Ende. Gegen 300,000 sollen auf beiden Seiten gefallen sein. Nach Andern wenigstens 160,000. Gewiß ist, daß es eine der blutigsten Schlachten war, die je geschlagen worden sind.

Der Sieg war so vollkommen erkämpft, daß Attila Tags darauf nicht wieder anzugreifen wagte, sondern eiligst umkehrte und wieder über den Rhein zurückzog. Aber die Verbündeten benutzten ihren Sieg nicht und ließen ihn ziehen. Zwar wollte der junge Thorismund den Attila mit Tagesanbruch angreifen, aber Aëtius widersetzte sich dem Vorhaben. „Es sei nach dem eignen Verluste zu gefährlich, die Hunnen aufs Aeußerste zu treiben." Aber es war mehr Klugheit und Eifersucht oder vielmehr Furcht von Seiten des Römers. Er scheuete die Macht der deutschen Völker nach Vernichtung der Hunnen; er glaubte das Römerreich nur dadurch noch halten zu können, daß man die Hunnen durch die Deutschen, die Deutschen durch die Hunnen zu bekämpfen und im Zaume zu halten suche. Eifersüchtig auf die Gothen, daß sie es waren, die dem blutigen Entscheidungskampfe den Ausschlag gegeben — wo gaben aber jetzt jemals die Römer den Ausschlag? — trennte er sich nun von ihnen, wußte durch klügliche Vorspiegelung triftiger Gründe auch die Franken zum Abzuge zu bewegen und suchte bei dem jungen Thorismund, den die Westgothen als ihren Führer zum Siege triumphirend auf den Schild gehoben und zu ihrem König ernannt hatten, auf das Gleiche hinzuarbeiten, indem er ihm scheinbar wohlwollend den Rath gab, vor allen Dingen in sein Reich heimzukehren, um sich die Herrschaft zu sichern, die ihm sonst durch seine Brüder entrissen werden möchte. Der schlaue Römer kannte die Verhältnisse und wußte den wunden Fleck zu treffen. Der Verdacht, den er dem jungen Helden mitten im Siege und dem Anfange seines Ruhms vor die Seele führte, war nicht ungegründet. Im folgenden Jahre wurde er ermordet und sein Bruder Theoderich II. bestieg den Thron seines Vaters. War aber Thorismund dadurch der Herrschaft in seinem Reiche wohl sicherer, daß er seinen Sieg über die Hunnen nicht verfolgte? So geht es, wenn Feinde sich als Freunde verbinden. Die Freundschaft dauert kaum so lange, als die gemeinsame Gefahr dauert. Nach dem Siege trauet Keiner dem Andern. — Das verbündete Heer löste sich durch Schuld des schlauen Römers auf, Westgothen, Burgunder und Franken durchzogen vereinzelt das Land, verheerten, was die

Hunnen verschont gelassen, und suchten sich an Länderstrecken zu bereichern, wie Jedes vermochte.

Aëtius sollte bald gewahren, daß das Entschlüpfenlassen Attilas ihm für Gallien keinen Nutzen brachte und für Italien neue Angst und Noth herbeiführte. Der sich für unüberwindlich haltende Beherrscher der Hunnen, welcher der Eroberer der europäischen Welt werden wollte, war durch deutsche Kraft besiegt worden und aus Gallien geflohen, wie in unserer Zeit Napoleon, der gleichherrschsüchtige Pläne verfolgte, aus dem fernen Rußland. Da er aber von dem siegenden Feinde nicht, wie Napoleon, in sein Reich verfolgt wurde, so sammelte er neue Streitkräfte, um auf andere Weise seine Zwecke zu erreichen. Er forderte nun vom römischen Kaiser abermals und ohne Abweis die Honoria und einen guten Antheil am abendländischen Reiche als Heirathsgut und brach, um seine Forderung mit Gewalt geltend zu machen und wohl noch weiter auszudehnen, im Frühjahre 452 über die Alpen nach Italien hinein. Er zog vor Aquileja, die Stadt am adriatischen Meere, die ihrer starken Befestigungen wegen noch stets der Stein des Anstoßes für die andrängenden Barbaren gewesen war. Auch gegen den gewaltigen Kriegshelden Attila vertheidigte sie sich tapfer drei Monate hindurch, aber endlich fiel sie nach hartnäckiger Gegenwehr doch in des Mächtigen Hände. Die Bewohner der Stadt und der ganzen umliegenden Provinz Venetien flohen vor dem schrecklichen Sieger und retteten Leben, Habe und Gut hinter die Lagunen (d. h. vom Meere überfluthete Niederungen) des adriatischen Meeres auf von ihnen auftauchende kleine sumpfige Inseln. Dort baueten sie sich, gleichsam mitten im Meer, bald darauf an und legten so den Grund zu der Wasserstadt **Venedig**, die später ihres Handels, ihres Reichthums und ihrer Macht wegen hochberühmt wurde.

Nach dem Falle von Aquileja nahm Attila die oberitalischen Städte Verona, Padua, Bergamo, Mailand und andere. Sie wurden alle ausgeplündert, viele zerstört. Verwüstend drang der Hunne bis zum Flusse Po, der ganz Oberitalien durchschneidet. Hier hatte aber Aëtius gute Anstalten getroffen, um ihn vom mittlern Italien abzuhalten. Dies führte unter den Hunnen, welche die Lombardei selbst

erst schrecklich verwüstet hatten, Hungersnoth herbei und die ungesunden Sumpfgegenden am Po wurden ihnen nicht minder verderblich. Aber Aëtius getrauete sich doch nicht, sie für immer vom Eindringen ins mittlere Italien abzuhalten; er schickte deshalb, um die mißliche Lage, in der sich die Feinde befanden, zu benutzen, eine Gesandtschaft an Attila, bei der sich der römische Bischof Leo I. und sein eigner Sohn Carpilio befanden. Der greise Bischof, der die Verwüstung der Stadt Rom und dadurch vielleicht der ganzen katholisch-christlichen Kirche des Abendlandes befürchtete, hatte den Muth, als Oberhaupt der abendländischen Christenheit, als welcher er vom Kaiser förmlich anerkannt war, vor den gefürchteten Attila zu treten und es ihm als den größten Frevel vorzustellen, sich an der durch das ehrwürdige Alter und den Sitz des ersten Bischofes der Christenheit geheiligten Stadt zu vergreifen. Der greise Priester machte durch den Ernst seiner Worte, worin sich die Gluth der Begeisterung für die heilige Sache seiner Religion aussprach, einen so tiefen Eindruck auf den finstern Hunnenkönig, daß derselbe den Zug nach Rom aufgab und Italien mit seinen Schaaren verließ. Die Sage schreibt diesen unerwarteten Erfolg, der Aller Gemüther in freudiges Erstaunen und Lob und Dank versetzte, einem Wunder zu. Es wurde erzählt, auf Bitten und Anrufen des ehrwürdigen Vertreters der Christenheit seien die Apostel Petrus und Paulus, die Gründer der Gemeinde zu Rom, dem Beherrscher der Hunnen erschienen, hätten ihm mit dem Schicksale Alarichs, der bald nach der Einnahme und Plünderung der Weltstadt gestorben sei, gedrohet und ihn dadurch so erschreckt, daß er sogleich die Rückkehr beschlossen habe. Man sieht aus diesem Beispiele, wie solche Sagen wohl zu entstehen pflegen. Der Volksglaube sah den plötzlichen Tod Alarichs, der eben erst noch der Schrecken der Völker gewesen war, als eine Strafe des Himmels für die Plünderung der heiligen Stadt Rom an. Die Gesandtschaft mag wohl diesen Volksglauben benutzt haben, um das harte Herz des Hunnenkönigs zu erschrecken. Man darf vielleicht auch kaum sagen „benutzt", denn leicht mochte sie ihn theilen und daher muthvoll ihre Ueberzeugung aussprechen. Und solch ernste Mahnung und Hinweisung konnte wohl das sonst furchtlose Barbarenherz

in Furcht und Schrecken versetzen, um so mehr als er das Jahr zuvor die ernste Lehre erhalten hatte, daß er nicht unbesiegbar sei, ja dem Tode nahe gewesen war. Die schlimme Lage seines Heeres aber unter Hunger und Seuchen mag dabei auch eine Ursache, wenn nicht die Hauptursache seines Rückzuges gewesen sein.

Merkwürdig bleibt es immer, daß der große Eroberer, der Mann, dem nichts widerstehen zu können schien, auch Italien verließ, die Donau überschritt und in sein Reich nach Ungarn zurückkehrte. Er drohete aber wieder zu kommen.

Bald aber erscholl die Kunde, welche die zitternden Völker rings umher mit Freude erfüllte, daß den gefürchteten Eroberer der Tod ereilt habe. Es war so. Attila starb plötzlich im nächsten Jahre, 453. Er feierte eben in Glanz und Pracht seine Hochzeit mit der schönen Hildegunde, der Tochter irgend eines uns unbekannten deutschen Fürsten, von deren Schönheit hingerissen er seine Ansprüche auf die Honoria für eine große Summe Geldes aufgegeben hatte. Er soll seine schöne Braut gewaltsam entführt und den weigernden Vater ermordet haben. In der Brautnacht nun, ging die Sage, habe die trauernde Hildegunde, den Tod ihres Vaters zu rächen, dem gehaßten Gemahle den Dolch ins Herz gestoßen. Eine andere Erzählung war, es habe ihn ein Blutsturz getroffen.

Auf weiter Ebene ward sein Leichnam unter einem prachtvollen seidenen Zelte ausgestellt. Seine Reiterei ritt unter lautem Wehklagen um dasselbe herum. Die wilden Hunnen wehklagten mit geschornen Häuptern um den Verlust ihres Helden. In der Nacht ward er in einen goldnen Sarg gelegt, dieser in einen silbernen und der silberne in einen eisernen gestellt. So ward er mit seinen Waffen und den kostbarsten Schätzen in das tiefe Grab versenkt. Nur wenige Getreue waren zugegen. Die aber das Grab gegraben, wurden grausam ermordet, damit Niemand die Ruhestätte des Helden erfahre. So ging die letzte Sage. Es ist allerdings wohl außer Zweifel, daß die frühern Naturvölker ihre großen Helden auf geheimnißvolle Weise beerdigten, damit Niemand die heilige Scheu, die man im Leben vor ihnen gehabt, im Tode

frevelnd verletzen könne. So wußte z. B. Niemand das Grab des großen israelitischen Gesetzgebers und Führers Mose. — Um so mehr mochte dazu die Sitte beitragen, ihnen Schätze und Kostbarkeiten mitzugeben, und überhaupt liebte man das Geheimnißvolle. Auch mochte die Sage von mit ins Grab versenkten Kostbarkeiten oft genug wieder nur eben aus dem Geheimnißvollen der Bestattung hervorgegangen sein, denn wo Geheimniß waltet, da ist auch die Einbildungskraft beschäftigt, sich das Gewöhnliche ins Ungewöhnliche auszumalen.

Mit dem Tode des gefürchteten Attila athmeten die Völker wieder freier auf, denn nicht die Hunnen hatten sie gefürchtet, sondern nur den großen Führer. Woher aber kam es, daß dieser Mann der Schrecken der Völker war? — Attila gehörte zu den seltenen außerordentlichen Menschen, die, wie vor ihm der Römer Cäsar und nach ihm der Corse Napoleon, mit überlegenem Geiste ausgerüstet, alle Gemüther zu fesseln und mit einem Blicke Millionen zu gebieten wissen; Geister, die Alles beherrschen, denen sich Alles beugt und unterworfen fühlt, die aber auch ihre Riesenkraft zu Unterwerfung und Vernichtung mißbrauchen und dadurch sich selbst zerstören. So hatte Attila, der rohe Sohn eines rohen Volkes, neben der Wildheit eines Hunnen eine so überragende Einsicht, Festigkeit und Ueberlegenheit des Geistes, daß er Jedem, der ihm gegenüberstand, ja ganzen Völkern das Gefühl der Scheu und Abhängigkeit einflößte. Da seine Zeit und namentlich sein Volk eine solche Geistesüberlegenheit, der sich alle geringern Geister freiwillig beugen, nicht aus natürlicher Begabung zu erklären wußte, so entstand eine Sage, die den Schlüssel zu den Räthseln enthalten sollte. Ein Hirt, so hieß es, habe in der Erde vergraben ein mächtiges Schwert gefunden, solches dem Attila gebracht und dieser habe in demselben das heilige Kriegsschwert des Gottes des Kriegs erkannt und in der Auffindung desselben seine Bestimmung, der Herr der Erde zu werden. Als er es mit kräftiger Faust geschwungen, sei vor dem gewaltigen Rauschen das Morgen- und Abendland erzittert. — Die Römer, die vor ihm zitterten und die durch ihn ihren Untergang erwarteten, nannten ihn im Gefühl der gerechten Strafe für ihre Versunkenheit die „Geißel Gottes“.

Sobald der Mächtige von der Erde geschieden, erhob sich Zwietracht unter den ungleichen Söhnen verschiedener Mütter über die Herrschaft und die deutschen Völker standen auf in ihrer alten Kraft, sich die alte Freiheit wieder zu erkämpfen. Zunächst erhob das Schwert der Gepidenfürst Ardarich, sich frei und offen von dem Verbande mit den Hunnen lossagend. Zu ihm traten die Ostgothen unter ihren drei Häuptlingen Walamer, Theodomer und Widomer, die alle den großen Zug Attilas gegen das westliche Europa hatten mitmachen müssen. In Ungarn an einem Flusse, welcher Netad genannt wird, stießen sie auf die Hunnen unter Attilas ältestem und geliebtestem Sohne Ellack. Er wurde erschlagen mit 30,000 seines Volks. Es war im Jahre 454. Die andern Brüder flohen mit denen, die sich noch retten konnten, in stürmischer Hast die Donau hinab. Neue Versuche, die deutschen Völker wieder zur Unterwürfigkeit zurückzubringen, scheiterten. Nur an den Ufern des schwarzen Meeres erhielt sich der Name der Hunnen noch eine kurze Zeit, aber ungeachtet und ungefürchtet. Was nicht umkam, flüchtete dann wieder in die Steppen Asiens, woher das wilde Volk gekommen war. Die siegreichen Gepiden aber ließen sich in Ungarn nieder und die Ostgothen in den Ländern südlich der Donau zwischen dem adriatischen und schwarzen Meere, in dem heutigen Dalmatien, Bosnien, Servien und Bulgarien.

---

3. Odoaker.

Die Ostgothen und andere deutsche Völker hatten nur eine Zeitlang einem ungewöhnlichen Geiste sich gebeugt; sobald dieser vom Schauplatze abgetreten, erhoben sie sich zu alter Selbstständigkeit. Nicht so die Römer. Wohl hätte der Kaiser Valentinian nach dem Untergange der Hunnen auch das römische Reich neu kräftigen können, wenn er seine eigne Un-

fähigkeit dazu erkannt und dem einzigen kräftigen Geiste im ganzen Römerreiche, dem Aëtius, die Verwaltung und Neugestaltung unter seinem Namen anvertraut hätte. Aber wer kennt sich so leicht selbst und besonders welcher herrschende Schwächling seine Ohnmacht? Dem in Weichlichkeit und Wollust lebenden Valentinian wurde von seinen Kreaturen am Hofe bange gemacht, Aëtius strebe für seine Familie nach der Kaiserkrone. Es wurde ihm nun (wie früher dem geisteskräftigen Stilicho) Alles, was er mit gutem Bedacht und in guter Absicht gethan, zum Vorwurfe gemacht. Er wurde beschuldigt, die Vernichtung der Hunnen in Gallien verrätherisch hintertrieben und den Attila absichtlich nach Italien gelockt zu haben. Der schwache Kaiser war nicht fähig, die Verhältnisse zu beurtheilen; er sah daher nicht im Entferntesten ein, daß Aëtius die Hunnen deshalb nicht gänzlich durch die Deutschen hatte vernichten lassen mögen, um diese nicht zu allzugefährlicher Macht für das Reich aufkommen zu lassen, und bedachte wieder nicht, daß Italien ja einzig durch die umsichtigen Maßregeln seines großen Feldherrn vor der gänzlichen Verheerung durch Attila geschützt worden war. Aëtius, im gerechten Gefühle, daß er bessern Dank verdient habe und daß er alle die anklagenden Schwächlinge übersehe, trat offen, ja trotzig den Anklagen seiner Gegner gegenüber und erinnerte den undankbaren Kaiser sogar an frühere Versprechungen, die er nicht erfüllt habe. Da zog Valentinian, der schon fest bei sich beschlossen hatte, daß der Gefürchtete fallen müsse, sein Schwert und stieß seinen großen Feldherrn meuchlings nieder. So fiel 454 der letzte kräftige Geist im Römerreiche. —

Valentinian sollte seine schnöde That bald büßen. Im folgenden Jahre wurde er selbst ermordet. Er hatte mit der Gemahlin eines seiner Höflinge, des Senators Maximus, gebuhlt. Maximus stieß ihn nieder, setzte sich auf den Thron und zwang Valentinians Wittwe Eudoxia, eine Tochter des griechischen Kaisers Theodosius des Zweiten, ihm ihre Hand zu reichen. Eudoxia rief gegen den verabscheuten neuen Gemahl den König der Vandalen, Geiserich, von Afrika herüber. Geiserich zögerte nicht, der Einladung zu folgen. Er landete mit einer Flotte in der Mündung des Tiber. Schrecken verbreitete sich bei der Annäherung der rohen

Vandalen in Rom. Maximus ward von Erbitterten niedergestoßen, nachdem er drei Monate auf dem Throne gesessen. Der gefürchtete Vandalenkönig zog gegen Rom heran, als das Reich keinen Kaiser hatte. Man sendete den alten Bischof Leo wieder mit Bitten um Schonung an ihn ab. Er richtete aber nicht so viel aus als früher bei Attila. Geiserich versprach nur, Rom mit Mord und Brand zu verschonen; Plünderung aber konnte der greise Bischof nicht von der unglücklichen Stadt abwehren, denn des Raubes wegen war der Vandale gekommen und nicht, um zu Gunsten der verdrängten kaiserlichen Familie einzuschreiten. Vierzehn Tage lang wurde die Stadt geplündert. Nicht nur das Privateigenthum wurde geraubt, sondern Geiserich ließ auch alle öffentlichen Kunstschätze und Kostbarkeiten, wie herrliche Gemälde und Bildsäulen, welche die öffentlichen Plätze und Tempel zierten, das werthvolle heilige Geräthe aus den letztern und Anderes der Art wegnehmen. Ja, sogar das stark vergoldete Dach des prachtvollen Jupitertempels auf dem Kapitolium oder der hochgelegenen Burg der Stadt wurde abgebrochen. Alles wurde auf Schiffe verpackt und die herrlichsten Kunstwerke des alten Rom, womit der Barbarenfürst theils sich bereichern, theils seinen Königssitz schmücken wollte (denn Pracht in seiner Umgebung liebt, um sein Ansehen zu erhöhen, auch der Barbar), gingen mit den Schiffen unter. Aber nicht blos Sachen wurden geraubt, sondern auch Menschen. Die Angesehensten und Reichsten wurden fortgeschleppt, um von den jammernden Ihrigen ein großes Lösegeld zu erpressen. Geschah dies nicht, so wurden sie auf die unwürdigste Weise behandelt und Angehörige grausam von einandergerissen. Selbst die Kaiserin Eudoxia wurde mit ihren Töchtern von Geiserich, der zu ihrem Schutze aufgefordert worden war, nach Afrika in die Gefangenschaft abgeführt. So verließen die Vandalen das unglückliche Rom.

Rom hatte keinen Kaiser. Ein Gothe, **Richimer**, der Befehlshaber der fremden Truppen im römischen Dienste, machte unter mehrern Scheinkaisern, deren er bald einen erhob, bald den andern stürzte, 16 Jahre lang den Regenten Italiens, denn die andern Länder des weströmischen Reichs gehorchten dem römischen Kaiser schon nicht mehr. Als er im

Jahre 472 zugleich mit dem letzten von ihm erhobenen Kaiser durch die Pest weggerafft worden, suchten zwei römische Befehlshaber, der Deutsche Odoaker und der Römer Orestes, den meisten Einfluß zu gewinnen und regierten unumschränkt Jeder in dem Landesgebiete, wo er mit seinen Truppen stand. Dabei hatte Rom aber noch einen Scheinkaiser und nach dessen baldigem Sturze noch einen, bis Orestes diesen verjagte und seinen unmündigen kleinen Sohn Romulus 475 zum Kaiser einsetzte. Jeder Kaiser hatte den Ehrentitel Augustus, das hieß: der Erhabene, Erlauchte. Das Kind ward spottweise nur Augustulus genannt, das war, als wenn wir Durchlauchtchen sagten.

Bei der Ernennung dieses Kindes zum Kaiser sah der deutsche Söldling **Odoaker** das römische Reich als untergegangen an. Und er hatte Recht, es als solches zu betrachten. Denn wenn ein Volk in Zeiten solcher Noth, wo es eines starken Armes bedurft hätte, um sich vor gewissem Untergange zu retten, sich ein fremdes unbekanntes Kind zum Kaiser aufzwingen läßt, so ist es mit ihm aus, und unfähig, sich selbst zu beherrschen, kann es nur die Beute eines andern werden. Es war Odoaker damals gerade mit einem Kriege jenseits der Alpen beschäftigt. Die deutschen Truppen, die im römischen Dienst und Sold unter ihm standen, waren aus verschiedenen Völkerschaften, meist jedoch Heruler. Er machte sie mit dem Stande der Dinge bekannt und rief sie auf, aus Söldnern sich zu Grundbesitzern des Landes und zu Herren derer zu machen, die nicht mehr werth wären, ihre Herren, sondern ihre Untergebenen zu sein. Freudig riefen sie ihn zu ihrem Kaiser aus; er aber zog mir ihnen über die Alpen und stieß den Romulus Augustulus ohne Mühe vom Throne. Das abgesetzte Kaiserchen mußte sich mit einem Landgute in Kampanien (wo Neapel liegt und wo es damals viele Landhäuser der römischen Kaiser und Großen gab) begnügen, so wenig fürchtete Odoaker dessen Nähe. Den Orestes, seinen Vater aber, den er gefangen genommen, ließ er hinrichten.

Hierauf erklärte sich Odoaker zum Könige Italiens. Den Titel als Kaiser des römischen Reichs verschmähete er, weil er wohl wußte, daß das Reich nicht mehr bestand, und

er es für sicherer hielt, sich mit dem schönen Lande Italien zu begnügen. Dies geschah im Jahre nach Christi Geburt 476.

So war das sonst so mächtige und weltgebietende Römerreich untergegangen. Es war untergegangen durch den sittlichen Fall des Volks, das sonst so stark und kräftig gewesen; es war untergegangen dadurch, daß es, in Ueppigkeit und Feigheit versunken, sich weder im Innern gegen das überhandnehmende Verderben, noch nach außen gegen drohende Gefahren und den Andrang feindlicher Völker selbst zu schützen wußte, daß es vielmehr in unbegreiflicher Verblendung Schaaren eben dieser Völker in Dienst und Sold nahm, ihnen die eignen Waffen in die Hände gab und sie in der eignen Kriegskunst ausbildete, um ihnen die Vertheidigung des Reichs gegen ihre eignen Volksgenossen zu überlassen. Und ein eignes Spiel des Schicksals war es, daß der letzte römische Kaiser denselben Namen führte, den der uralte Gründer und erste König Roms getragen hatte, Romulus.

Odoaker war kein roher Barbar, unter dem Italien zu seufzen gehabt hätte. Das unglückliche, von den verschiedensten Völkerschaften, besonders den rohen Horden der Hunnen und Vandalen verwüstete, ausgeplünderte und vieler seiner Bewohner durch Mord oder Entführung beraubte Land erfreute sich unter der Herrschaft des deutschen Königs einer Ruhe, wie es sie seit nun hundert Jahren und länger nicht genossen hatte. Odoaker regierte mit Milde und weiser Mäßigung; er ließ die bestehende Einrichtung und Verwaltungsweise, die gewohnten Aemter und Titel, die bisherige Weise des Hoflebens. Seinen Deutschen gab er zwar den dritten Theil der Ländereien Italiens, verfuhr aber dabei so schonend und so wenig drückend als möglich gegen die alten Einwohner. So wurde den kleinen Feldbesitzern und Lehnpächtern durchaus nichts von ihrem Eigenthume entzogen, sondern Abtretung von Ländereien nur von den großen Grundbesitzern verlangt, deren viele dies um so mehr ohne großen Schaden gewähren konnten, als ganze große Strecken durch die vielfachen Verheerungen öde lagen, die so bald kaum wieder von ihnen hätten angebauet werden können. Und sie behielten immer noch genug. Außerdem wurde durch diese Abtretungen von Ländereien an die Deutschen, welche die einzige Truppenmacht

des Staates ausmachten, dieser selbst von der großen Last der Verpflegung eines stehenden Heeres befreiet und die Staatskasse hatte wenig zu zahlen, da sie nur Sold bekamen, so lange sie Kriegsdienste leisten mußten. Von Eroberern gewiß ein mildes Verfahren und für die Unterworfenen ein Loos, womit sie zufrieden sein konnten.

Zwölf Jahre hatten die Römer unter Odoaker in Ruhe und Frieden gelebt und die Städte, für deren Wiederaufblühen er Manches gethan hatte, sich zu erholen angefangen, als ein Sturm, der von außen über ihn hereinbrach, es dem friedlichen Herrscher unmöglich machte, seinen armen Unterthanen die wohlthuende Ruhe zu erhalten. An der Ostsee und auf der Insel Rügen hatte früher ein deutscher Volksstamm gesessen, die Rugier geheißen. Durch die Fluth der Völkerwanderung mit fortgerissen, waren sie nach der Donau hin geworfen worden. Von da brachen sie jetzt über Tyrol in Oberitalien ein und richteten arge Verheerungen an. Odoaker zog zum Schutze seines Volks gegen sie und besiegte sie dergestalt, daß sie selbst ihren Fürsten verloren. Die Rugier flohen zu den Ostgothen hin, die sich längs der Donau bis Wien hin ausbreiteten. Ihr Fürst hieß Theoderich, später der Große genannt. Er war ein Sohn Theodomers, eines der drei Gothenfürsten, welche Attilas großen Eroberungszug nach Gallien mitmachen mußten und dann mit dem Gepiden Ardarich die Hunnen vernichteten. Die Ostgothen waren seitdem als die nördlichen Nachbarn des griechischen Reichs (das sich nämlich nach dem Untergange des römischen noch immer erhielt) bei den innern Kabalen und Streitigkeiten, die in Konstantinopel noch mehr als in Ravenna stattfanden, oft in die Länder dieses Reichs bis hinein ins eigentliche Griechenland eingefallen, theils um die Beschützer der bedrängten Kaiser zu spielen und dafür ansehnliche Summen zu erpressen, theils um als räuberische Haufen Beute zu machen. Auch Theoderich hatte diesen Ländern oft seine schwere Hand fühlen lassen und schien dem schwachen Reiche um so gefährlicher werden zu können, als er ein Mann gar kräftigen Geistes war. Der Kaiser Zeno in Konstantinopel fürchtete ihn nicht wenig; er mochte denken, der kräftige Theoderich könne sein morgenländisches Kaiserreich eben so auflösen wollen, als Odoaker es mit dem

abendländischen gethan hatte. Um nun ihn und seine Ostgothen aus der gefährlichen Nachbarschaft los zu werden, forderte er den Theoderich auf, dem Reiche Odoakers ein Ende zu machen. — Zu derselben Zeit nun kam der Sohn des gebliebenen rugischen Fürsten zu Theoderich, um mit dem Reste seines Volks Schutz bei ihm zu suchen und ihn zur Hülfe und Rache gegen Odoaker aufzufordern. Dies war eine zweifache Aufforderung. Theoderich und seine Ostgothen folgten ihr gar gern, eines Theils, da sie noch immer wanderungslustig waren und Abenteuer und Kriegsruhm liebten, andern Theils, da die Gegenden, die sie jetzt inne hatten, seit den Hunnenzeiten sehr verwüstet und großentheils sehr sumpfig waren. Es war ihnen ganz gelegen, auf das schöne Italien aufmerksam gemacht zu werden.

Im Herbste des Jahres 488 brachen die Ostgothen aus ihren Wohnsitzen auf. Theoderich unternahm den Zug gleichsam unter der Firma des Kaisers, in Wirklichkeit aber handelte er nur für sich selbst. Das ganze Volk zog aus mit Weibern und Kindern und viele Rugier und andere Stämme schlossen sich an. Langsam ging der Zug durch die Gebirge. Völker, die sich dem wandernden Ostgothenvolke entgegensetzten, wie die Gepiden und Stämme slavischer Abkunft, wurden geschlagen. Am Flusse Isonzo, der ins adriatische Meer mündet, in der Nähe Aquilejas, stießen Theoderich und Odoaker das erste Mal zusammen. Odoaker ward besiegt. Eben so bald darauf ein zweites Mal bei Verona. Nun drangen die Ostgothen unaufhaltsam bis Pavia und Mailand vor. Dort verweilte Theoderich fast ein Jahr lang, um Verstärkungen vom befreundeten Westgothenkönig zu erwarten. Odoaker sammelte während dieser Zeit ein neues Heer, worunter auch Allemannen, Franken, Burgunder und Thüringer waren, theils alte Feinde der Gothen, theils weil sie bei dem Umsichgreifen der Gothen für ihre Selbstständigkeit fürchteten, und zog den Gothen bis an die Etsch entgegen. Aber auch hier wurde er in blutiger Schlacht im August 490 zum dritten Male geschlagen. Er zog sich in die feste Stadt Ravenna zurück und hielt sich hier drei Jahre lang, während die Gothen Italien an verschiedenen Punkten besetzten. Endlich ergab er sich auf vortheilhafte Bedingungen.

Worin sie bestanden, wissen wir nicht genau, aber da nach der Uebergabe Ravennas Odoaker zugleich mit Theoderich dort in scheinbarer Freundschaft lebte, so ist zu vermuthen, daß der Gothenfürst ihm einen Antheil an der Regierung zugestand, um nur die Hauptstadt in seine Gewalt zu bekommen. Theoderich aber, der lange Zeit in Konstantinopel gelebt hatte, zeigte, daß er die dort herrschenden Grundsätze rücksichtsloser Staatsklugheit, die sich an keine Sittlichkeit und kein Gewissen binden, kennen gelernt und angenommen hatte. Nach solchen rücksichtslosen Grundsätzen gebot es die Klugheit, sich eines ihm im Wege stehenden Mannes baldmöglichst zu entledigen. Theoderich hatte den Odoaker zu einem Gastmahle eingeladen. Was dort vorgefallen, hat Niemand berichtet. Es muß zu Streit gekommen sein, und sei es nun, daß Theoderich Verrath übte oder Verrath befürchtete, kurz er zog sein Schwert und stieß den Odoaker mit eigner Hand nieder. Darauf wurde sein Sohn und viele seiner gegenwärtigen Getreuen, die gewiß die Schwerter zogen, um ihren Herrn zu rächen, ebenfalls niedergehauen. Dieses blutige Gastmahl fand statt am 5. März 493. Theoderich war nun der unbestrittene Herr Italiens; der griechische Kaiser Zeno mußte es sich schon gefallen lassen und war froh, durch die Entfernung der gefährlichen Nachbarn sein Reich vor einem ähnlichen Schicksale, wie das, welches das weströmische getroffen hatte, behütet zu haben.

---

6. Die neuen Reiche, die aus der Völkerwanderung hervorgegangen.

Nach hundertjährigen Wanderungen, Stoßen und Drängen, Ueberfluthungen aller europäischen Länder, ja selbst der afrikanischen Nordküste, und unsäglichen Kämpfen und Ver-

heerungen kamen die deutschen Völker endlich in Etwas zur Ruhe und fingen an, wieder festere Sitze einzunehmen. Es war ja das römische Reich völlig untergegangen und somit der Kampf gegen dasselbe beendigt. Die Völker hatten nun nur gegen einander selbst die Länderstrecken, die sie in Besitz genommen, zu behaupten und, wer es vermochte, zu erweitern. Der Kampf hörte deshalb noch lange nicht auf, aber wenigstens das bunte Drängen und Treiben unter einander. Wie die deutschen Völkerschaften in dieser hundertjährigen Wanderung hin und hergeworfen und oft nach den entferntesten Ländern getrieben worden, haben wir gesehen. Wir wollen nun schließlich zu überblicken suchen, wie sie sich nun ordneten und welche Reiche sie auf den Trümmern des untergegangenen römischen gründeten.

1) Das westgothische Reich in Südfrankreich und Spanien. Es war das erste, das sich während der Völkerwanderung bildete. Den Grund dazu legte die Auswanderung der Westgothen aus Italien nach Frankreich unter des berühmten Alarichs Schwager Athaulf im Jahre 412. Sein Nachfolger Wallia bekam 419 Südfrankreich vom Kaiser Honorius förmlich abgetreten und Spanien eroberte er sich zum großen Theil. Nach spätern Siegen über die dortigen Sweven erstreckte sich das westgothische Reich bald über Südfrankreich, östlich von der Rhone und nördlich von der Loire (Loare) und über Spanien bis zur Westküste Portugals.

Schon vor Athaulfs Ankunft mit seinen Westgothen in Gallien waren die Vandalen, früher unter der Botmäßigkeit des großen Gothenreichs an der Ostsee seßhaft, mit Alanen und Sweven im Jahre 407 über den Rhein eingebrochen. Die Franken am Rheine hatten sie nicht aufzuhalten vermocht. Burgunder, Gepiden und Heruler drängten bald nach und so zogen 409 die drei erstern Völker über die Pyrenäen nach Spanien hinein. Der Ostgothenfürst Wallia zog nun gegen sie, unterwarf sich die Alanen größtentheils, die Sweven trieb er in die gallizischen Gebirge und die Vandalen wurden bis in die südlichen Küstenstriche Spaniens herabgedrängt, von wo sie, wie wir erzählt haben, 429 nach Afrika übersetzten. So entstanden denn:

2) **Das swevische Reich im nordwestlichen Spanien;**

3) **Das Vandalenreich auf Afrikas Nordküste,** wo später die Raubstaaten enstanden.

4) **Das Land der Burgunder im südöstlichen Frankreich.** Es umfaßte das südöstliche Frankreich bis an die Rhone und nördlich herauf die jetzigen französischen Provinzen Franche Comté (Frangsch Congteh) d. h. freie Grafschaft, und Bourgogne (Burgonje), welche früher unter einem eignen Herzog von Burgund Hoch- und Niederburgund oder Grafschaft und Herzogthum Burgund hießen, so wie Savoyen und die westliche Schweiz. Genf und Lyon waren Hauptstädte.

5) Neben den Burgundern saßen **die Allemannen** in der mittlern und nördlichen Schweiz, in Schwaben und an beiden Rheinufern hinab (namentlich in Elsaß) bis zur Lahn und bis Köln. Viele schöne Städte, welche die Römer in dem alten Helvetien, der jetzigen Schweiz, erbauet, waren in Schutt zerfallen durch die wilden Züge der Völkerwanderung; es sproßte Gras und wilder Wald auf ihren Trümmern hervor und auf den schönen Wiesen des Landes weideten jetzt die Allemannen ihre Viehheerden. Es waren diese Allemannen ein Volk, das vorzugsweise deutsche Kraft sich streng bewahrte. Die Burgunder, die in der westlichen Schweiz saßen, waren dagegen viel geschmeidiger und für fremde Eindrücke empfänglicher; sie nahmen leichter römische Sitte und Sprache an. Und dieser Unterschied zeigt sich noch bis auf den heutigen Tag, indem die Bewohner der nördlichen, östlichen und mittlern Schweiz, die Abkömmlinge der Allemannen und Gothen (welche Letztern von Italien her bis in die östliche Schweiz herein saßen), noch heute deutsch reden, die Bewohner der westlichen Schweiz aber, ein Gemisch von gallischen, italienischen und burgundischen Völkern, die aus der römischen und deutschen hervorgegangene französische Sprache. Die Allemannen nannten sich wieder mit dem alten Namen Sweven und daraus ist geworden Schwaben und Schweiz.

6) **Das Frankenreich.** Dies Reich, das bald das mächtigste aller Reiche werden sollte, war bei dem Unter-

gange des römischen erst im Entstehen. Wir haben im Kapitel über die deutschen Völkerbündnisse gesagt, daß die Franken eine Vereinigung der niederrheinischen Völker des nordwestlichen Deutschlands von der Lahn bis zur Nordsee herab waren. Ihr Bund tritt in der Mitte des dritten Jahrhunderts auf. Von da an machten sie sich den Römern, so oft diese die Rheingrenze von Truppen entblößten, durch verheerende und räuberische Einfälle nach Gallien furchtbar. Es waren dies aber immer doch nur Raub-Streifzüge, besonders einzelner Führer mit ihren Gefolgschaften oder einzelner Stämme unter ihren Häuptlingen, ohne daß man an Eroberungen dachte. Selbst nach Spanien hinein stürzte einmal ein großer Zug und behauptete sich dort zwölf Jahre hindurch, bis er durch die Römer aufgerieben und vertrieben wurde. Endlich aber wußten kühne Führer einen Theil des Volks zum Zwecke bleibender Eroberungen zu vereinigen und von da an wurden sie den Römern gefährlicher. Es waren dies Stammälteste oder Fürsten, wohl auch Könige genannt, welche ein Uebergewicht über die Aeltesten anderer Stämme zu erlangen wußten.

Die Frankenstämme theilten sich nämlich schon früh in zwei Hauptzweige. Diejenigen, welche die Ufer des Niederrheins von der Lahn an bewohnten, wurden **Ripuarier** genannt, die andern, welche sich an der Mosel und Maas niederließen, hießen **Salier.** Die einzelnen Volksstämme hatten ihre Aeltesten oder Fürsten; daneben finden wir aber auch, daß es Oberhäupter der gesammten Salier und Ripuarier gab. Es waren diese aber keineswegs die einzigen und unumschränkten Herren der beiden fränkischen Hauptzweige, sondern immer nur die Ersten unter ihren Fürsten, die Oberkönige, wie man sich wohl auch auszudrücken pflegt. Von unumschränkten Herren war dazumal noch nicht die Rede; es wählte sie das Volk frei aus ihren ersten Geschlechtern, und der Fürst oder Aelteste des ältesten oder angesehensten Stammes wurde, wenn er sich durch Tapferkeit und sonstige geistige Eigenschaften in Ansehen zu erhalten wußte, in dem Vereine leicht das Haupt des Ganzen. Neben ihm aber bestanden die andern Häupter der einzelnen Stämme in voller Selbstständigkeit. Sie beriethen im engern Ausschusse gleich-

berechtigt mit ihm und nur das erlangte Uebergewicht seines Geistes und seiner Stellung war sein Vorzug. Wußte er es zu behaupten, so war er das Oberhaupt oft der gesammten Volksstämme; wo nicht, so hielten die, die ihm ihr Vertrauen entzogen, an ihren besondern Stammesfürsten. Daher berichtet die Geschichte bald von Einem, bald von mehrern sogenannten Königen. Je mehr das Volk anfing, sich zu einer Einheit zu verbinden, um so mehr trat eins der berühmtesten Geschlechter als herrschendes auf, oder, möchte man lieber sagen, als das, woraus das Oberhaupt genommen wurde, das namentlich den Anführer im Kriege machte; denn noch war die Herrschaft mehr beim Volke als beim Fürsten.

Die Salier rückten immer weiter über den Rhein gegen das nördliche Gallien vor. Sie waren bis zur Schelde vorgedrungen und der Ardennerwald, das Grenzwaldgebirge zwischen Frankreich und Belgien, sicherte sie vor dem allgemeinen Völkerandrange. Es waren die Franken daher die Einzigen, die nicht durch die Völkerwanderung mit fortgerissen wurden, sondern fest sitzen bleiben und ihr ursprüngliches Gebiet durch Eroberungen erweitern konnten. Die salischen Franken hatten ihr Gebiet schon bis an die heutige nördliche französische Grenze ausgedehnt. Ihr Oberhaupt Chlodio hatte seinen Sitz zu Doornick an der Schelde in Belgien, das heut zu Tage französisch auch Tournay (spr. Turnäh) genannt wird. Er benutzte einen Kampf, in den der römische Statthalter Aëtius mit den Westgothen verwickelt war, überfiel und nahm die Stadt Cammeryk oder französisch Cambray (spr. Kangbräh) an der obern Schelde und erweiterte sein Reich bis an den Fluß Somme. Auch wußte er das eroberte Land gegen Aëtius zu behaupten. Chlodio starb ums Jahr 450. Chlodobald ward das Oberhaupt der Ripuarier oder rheinischen Franken; Merowäus oder Merowig das der Salier. Es scheint demnach, als ob Chlodio das Oberhaupt der vereinigten Franken möge gewesen sein. Da kam der hunnische Eroberer Attila mit seinen Völkern herangezogen und während Chlodobald sich mit ihm verband, vereinigte sich Merowäus mit dem Römer Aëtius. Von Merowäus wissen wir weiter nichts, als daß er der Ahnherr eines Königsgeschlechts wurde, das bald über alle Franken und ein großes

Reich herrschte; leider eines Fürstengeschlechts, das in Unsittlichkeit und Verworfenheit kaum seines Gleichen in der Weltgeschichte hat, wie wir schon an seinen nächsten Nachkommen sehen werden. Schon sein Nachfolger Childerich wurde seiner schlechten Sitten wegen und weil er seine Franken mit Uebermuth behandelte, als wäre er der unumschränkte Herr eines unfreien Volks, von diesen mit Schimpf davongejagt. Er floh nach Deutschland zu dem Fürsten der Thüringer, Bisinus. Die salischen Franken aber ernannten den römischen Statthalter Aegidius, der an Aëtius' Stelle getreten war, war, zu ihrem Könige. Ein merkwürdiges Beispiel! Man darf aber nicht vergessen, was das hieß. Sie ertheilten ihm als ihrem Schutzherrn den königlichen Namen und verpflichteten sich, ihm Kriegsdienste zu leisten, blieben aber in ihren innern Angelegenheiten ganz selbstständig. Man sieht hieraus recht deutlich, welchen Begriff und welche Bedeutung bei ihnen das Königthum hatte. Ganz und gar nicht den der spätern Zeit. Es traten durch diese Wahl die Franken zu Aegidius nur in dasselbe Verhältniß, in welchem sie früher zu dem römischen Kaiser gestanden hatten, in das von Verbündeten. Aegidius aber, welcher in der Gegend von Soissons (Soassong) im nördlichen Frankreich, mitten unter deutschen Völkerschaften, die bis dahin den Römern Alles entrissen hatten, noch in einem Gebiete den Schein römischer Herrschaft aufrecht erhalten hatte, hatte, als es zu Rom nur noch Schattenkaiser unter dem Gothen Richimer gab, sich dort eine unabhängige Herrschaft gegründet, die auf seinen Sohn Syagrius überging.

Der vertriebene Childerich blieb im Einverständnisse mit einem seiner Getreuen. Wiomad, so hieß der treue Diener, brach mit seinem Herrn ein Goldstück und versprach, dies ihm zu übersenden, wenn es Zeit sei, zurückzukehren. Daß diese Zeit kommen werde, darauf hoffte er und suchte sie herbeizuführen durch böse Rathschläge, die er dem Aegidius gegeben haben soll. Aegidius nämlich legte auf seinen Rath den Franken Steuern auf, wie es bei den Deutschen nicht Sitte war, und wollte gebieten ganz nach Willkür. Das erbitterte die Franken. Da sandte Wiomad einen getreuen Diener mit der Hälfte des zerbrochenen Goldstückes in das

Land der Thüringer an seinen alten Herrn. Childerich machte sich sofort auf und kehrte heimlich in sein Land zurück. Da erwachte bei den salischen Franken die alte Anhänglichkeit an ihr Fürstengeschlecht wieder; sie lösten die eingegangene Verbindung mit Aegidius auf und nahmen den Childerich wieder als ihren Fürsten an. Doch erkannten ihn nicht alle Stämme an. Nur über einen Theil der salischen Franken herrschte Childerich, die andern Stämme blieben unter ihren eignen Fürsten. — Childerich hatte die Gastfreundschaft des thüringischen Königs Bisinus gar schlecht belohnt gegen alle deutsche Sitte. Er hatte Liebschaft mit dessen Gemahlin Basina angesponnen und verbotenen Umgang mit ihr gepflogen. Sie, ein unwürdiges Weib, konnte ohne ihn nicht leben, verließ ihren Gemahl und floh an den Hof Childerichs. Dieser vermählte sich mit ihr und sie gebar ihm einen Sohn, Chlodwig. Chlodwig wurde ein gewaltiger Fürst, ein berühmter Herrscher, der Gründer eines großen Reichs, des Frankenreichs, woraus für das alte Gallien der Name Frankreich entstanden ist. Während sein Vater nur über einen Theil der salischen Franken geherrscht hatte, wußte er nicht nur die ganzen Salier, sondern auch, nachdem er fast alle andern Völker Galliens sich unterworfen hatte, die Ripuarier oder rheinischen und somit die gesammten Franken zu vereinigen und sich aus einem Oberhaupte aller Frankenstämme zum Könige und Herrscher nach römischer Art emporzuschwingen. Da später auch die Thüringer dem Frankenreiche unterworfen wurden und endlich alle Völker Deutschlands, so ist er noch insofern wichtig für die ganze Geschichte und Entwickelung unseres Volks geworden, als hauptsächlich durch ihn unser Deutschland Herrscher, und dadurch Adel, nach späterer Weise, erhielt, wie wir bald näher entwickeln werden. Wie er aber der Herrscher des ganzen Frankenvolks wurde und wie dieses seine Stammfürsten und seine Volksfreiheit verlor, werden wir im Folgenden sehen, wo wir über die Entstehung von Königthum und Adel in unserm Deutschland sprechen werden. Hier nur so viel. Chlodwig folgte seinem Vater als Frankenfürst der Salier im Jahre 481. Bei seinem Streben, sein Gebiet sich zu erweitern, griff er zunächst das Gebiet an, das die Römer noch allein in Frankreich übrig hatten. Aegidius

war, bald nachdem Chlodwigs Vater Childerich aus seiner Verbannung nach Thüringen heimgekehrt und von seinem Volke wieder als Fürst angenommen worden war, im Jahre 464 gestorben und ihm im Besitze seines Reiches sein Sohn Syagrius gefolgt, der nicht des Vaters Kraft geerbt hatte. Dies Reich, das einzige Ueberbleibsel des kurz zuvor untergegangenen weströmischen Reiches, lag mitten zwischen den Völkerschaften, die sich in den Besitz des alten Galliens getheilt hatten. Wir wissen: die Franken saßen im Norden Frankreichs bis herein an die Somme, einen Fluß, der sich in den Kanal ergießt, welcher Frankreich von England trennt; im Süden des Landes saßen im Süden der Loire bis nach Spanien und südöstlich bis in die Provence *) hinein die Westgothen; die ganze Ostseite Frankreichs an der Rhone bis zur Loire hin und Bourgogne hinein nahmen die Burgunder ein und weiter hinauf bis Lothringen hinein die Allemannen; die nordwestliche Seeküste aber bis zur Seine (Sâne) hin hatten Britten, alte Bewohner Britanniens oder Englands, eingenommen, welche vor den Angelsachsen, die in ihr Reich eingedrungen, geflohen waren. Dazwischen nun, umgeben von Britten, Franken, Westgothen und Burgundern, lag das Reich, das den Römern noch allein geblieben war, unter Syagrius. Chlodwig zog gegen ihn, unterstützt von einigen andern fränkischen Fürsten, und besiegte ihn in der Nähe seiner Hauptstadt Soissons (Soassong) so vollständig, daß er aus seinem Reiche entfliehen mußte und seine Zuflucht zu dem Könige der Westgothen, Alarich II., nahm. Chlodwig forderte trotzig die Auslieferung desselben. Alarich war so schwach, der Forderung sich zu fügen. Syagrius wurde ausgeliefert und von Chlodwig in der Stille umgebracht. Dadurch ward der Frankenfürst Herr eines beträchtlichen Landes bis zur Loire hin und somit zugleich der gefährliche Nachbar der Westgothen. Dies geschah im Jahre 486, gerade zehn Jahre nachdem durch Odoaker das weströmische Reich

---

*) Provence (auszusprechen Prowangs) ist ein Theil der frühesten römisch-gallischen Provinz zu Marius und Cäsars Zeit im Süden Frankreichs. Aus dem Namen Provinz ist Provence entstanden, jetzt der südöstlichste Theil Frankreichs.

in Italien zertrümmert worden war. Dies war der Untergang auch des letzten Restes des Römerreichs.

7) Betrachten wir jetzt Deutschland selbst, so saßen im Westen (wie bereits angeführt):

a) **Franken** von der Lahn (im heutigen Nassauischen) den Niederrhein hinab;

b) **Allemannen** von der Lahn südlich den Oberrhein hinauf bis in die Schweiz hinein.

im Süden:

a) Dieselben **Allemannen** in Schwaben südöstlich bis zum Lech (an dem Augsburg liegt);

b) die **Bojoaren oder Baiern**, ihre Nachbarn zwischen Lech, Donau und Ens, ein Volk, das aus der Vermischung verschiedener Völkerschaften hervorgegangen war, und sich wahrscheinlich nach einem alten Namen sonstiger dort Seßhafter benannte.

im Norden:

a) **die Sachsen**, die sich in den Stürmen der Völkerwanderung in ihren Sitzen erhalten hatten, von der Elbe bis zu den Franken und südlich hinab bis zum Harz.

b) **die Friesen**, eine kräftige Völkerschaft, die sich ebenfalls in ihren Wohnorten erhielt, an den Nordseeküsten vom Südersee in Holland bis zur Weser ununterbrochen und bis Jütland hinein an einzelnen Stellen.

in der Mitte Deutschlands:

die Thüringer, die alten Hermunduren, mit Katten, Cheruskern und Andern. Das Land, welches sie einnahmen, war viel größer, als was heutzutage Thüringen heißt; es erstreckte sich von der Donau (nördlich von Baiern) bis zum Harz und von der Lahn bis zur Elbe, so daß sie zwischen Franken, Allemannen, Baiern und Sachsen mitten inne saßen.

im Osten Deutschlands

drangen in die von den zahlreichen gothischen Stämmen verlassenen Striche im Osten der Elbe

Slaven ein, ein Volk nicht deutschen Ursprungs, tapfere, thätige Männer, doch den Deutschen nicht gleich an gediegener Kraft und schöpferischem Geiste. Zu ihnen gehörten z. B. die Pommern zwischen Weichsel und Oder an der Ostsee; westlich von diesen, so wie auf der Insel Rügen die Wenden; Sorben selbst zwischen Elbe und Saale. Auch in Böhmen, Mähren, Steiermark, Krain und Kärnthen zogen slavische Völkerschaften ein.

8) **Die Reiche der Angelsachsen** in dem alten Britannien, das von ihnen den Namen Angelland, England bekam. Die alten Bewohner Englands nämlich, die Britten, von den Römern in der Noth der Völkerwanderung im Jahre 410 verlassen und darauf von den wilden Schotten überfallen, riefen im Jahre 449 die Angeln und andere sächsische Stämme im Norden Deutschlands gegen diese zu Hülfe. Sie kamen unter zwei Führern, Hengist und Horsa; als sie aber die feindlichen Schotten zurückgetrieben hatten, verließen sie die Insel nicht wieder, riefen noch mehrere ihrer Brüder herüber und drängten sich den Britten als ihre Herren und Gebieter auf und gründeten nach deren Unterwerfung mehrere angelsächsische Reiche auf dem großen Eilande. Dadurch wurde auch England deutschartig oder germanisch und die englische Sprache ein Gemisch von Deutsch, Altbrittisch und Römisch, so jedoch, daß deutsche Sprachweise vorwaltet.

9) **Das ostgothische Reich in Italien,** durch den Ostgothen Theoderich den Großen gegründet, als das weströmische Reich bereits seit 17 Jahren untergegangen war. Es umfaßte Italien, Sicilien und die nördlichen Alpenländer bis östlich nach Bosnien und Serwien hinein, wo es ans oströmische oder griechische Kaiserreich stieß.

Dies sind die Reiche, die aus der Völkerwanderung hervorgingen, sämmtlich durch deutsche Völkerschaften gegründet. Die Deutschen waren in ihrer natürlichen, ungeschwächten Kraft und Frische die Sieger geblieben; sie hatten das entsittlichte römische Reich in Trümmern zerschlagen, und sollten unter die gedrückten Völker ein neues frisches Leben bringen.

Wie durch ein verweichlichtes, sittenloses Leben die Römer entnervt waren, wie unter den Beamten, höchsten und niedern, Selbstsucht, List und Lüge, Heuchelei und Verrath Sitte geworden, wie das Gift der Unsittlichkeit, der überreizten Genußsucht und jeder geistigen Erbärmlichkeit in alle Schichten der Gesellschaft gedrungen, wird Jeder aus dem entnehmen, was er bisher gehört hat. Und auch die von den Römern unterjochten Völker waren von diesen Gebrechen angesteckt worden. So namentlich die römischen Gallier. Zur Zeit, als deutsche Schaaren aller Orten mit Raub und Verwüstung einbrachen, dabei gallische Räuberbanden im Lande umherzogen und sittenlose, selbstsüchtige römische Beamte das Volk drückten und plagten; zu einer Zeit, wo man hätte glauben sollen, das unglückliche bejammernswerthe Volk hätte allen Muth und alle Lust und Freude am Leben verloren und wäre unter dem Jammer verzweifelt, da es sich selbst nicht zu helfen vermochte: zu dieser namenlos unglücklichen Zeit spricht ein Zeitgenosse und Augenzeuge, der Bischof Salvian zu Marseille (im zweiten Viertel des 5. Jahrhunderts), das furchtbar wahre Wort aus: „Wir haben unser Unglück verdient; nur unsere Laster haben uns besiegt!" Und um seine Worte zu belegen, beschreibt er den Sinnentaumel in der großen Stadt Trier. „Diese Hauptstadt der Gallier," spricht er, „war drei Mal eingenommen und verwüstet worden. Viele, die den Fall der Stadt überlebt hatten, erlagen andern Leiden. Einige starben an schweren Wunden eines langsamen Todes, Andere erduldeten an verbrannten Gliedern schreckliche Schmerzen; Einige kamen vor Hunger und Blöße um, Andere starben an der Abzehrung und Erstarrung. Ich selbst habe gesehen und bezeuge: hin und wieder lagen, ein Gräuel dem Anblicke, Leichen beider Geschlechter nackt, zerrissen, von Hunden und Vögeln zerfleischt; Seuchen waren unter den Lebenden, Leichengeruch ging von den Todten aus. Und was geschah? — Wer kann den Wahnsinn begreifen? — Einige Vornehme der Stadt wandten sich an den Kaiser und baten um Herstellung der circensischen Spiele!" Die circensischen Spiele waren Spiele zur Belustigung des Volks in einem Circus oder einer Rundbahn, einem länglichrunden Gebäude ohne Dach, gehalten. Dort fanden Wettfahrten und

Wettrennen statt, Kämpfe unter Menschen, unter Thieren, ja zwischen Menschen und wilden Thieren! Unglückliche Kriegsgefangene und Sklaven wurden Löwen, Panthern, Bären, wilden Schweinen und Stieren, die durch Hunger und glühende Eisen in Wuth gebracht worden waren, vorgeworfen und Gnade noch war es, wenn sie zu ihrer Wehr Waffen erhielten, und das Volk (nicht blos der Pöbel) schauete von seinen erhabenen Sitzen ringsumher freudig und jauchzend auf das gräßlich unmenschliche Schauspiel herab! — Der römische Kaiser Konstantin, der Große genannt, weil er achtzehn Jahre hindurch gegen fünf Nebenkaiser kämpfend, sie wenn auch nicht immer mit den besten Mitteln, zu besiegen und sich zum mächtigen Alleinherrscher zu erheben wußte, und dies besonders dadurch, daß er dem Namen nach Christ wurde, um in den bisher verfolgten und gedrückten Christen aller Länder des römischen Reichs sich eine mächtige Partei zu schaffen, durch welche er seine ehrgeizigen Pläne erreichen könne; dieser große Konstantin (er regierte von 306—337) ließ zwei fränkische Fürsten, welche mit ihren Schaaren in Gallien eingefallen waren und die er, von Britannien herübereilend gefangen genommen hatte, nebst andern Franken in Trier zum ergötzlichen Schauspiele für die versammelte Menge auf die oben genannte Art von wilden Thieren zerreißen. Das Volk jubelte über diese Barbarei als über ein erhabenes Schauspiel und die nichtswürdigste Schmeichelei gegen den Gewaltigen ging so weit, daß Redner diesen Frevel in den überschwänglichsten Ausdrücken als ein Werk der Stärke und Weisheit des großen Kaisers priesen. Einer derselben nannte den grausenvollen Mord der beiden Frankenfürsten einen täglichen und ewigen Sieg, vortrefflicher und preiswürdiger als alle glücklichen Schlachten der Vorzeit! — Die empörten Franken rüsteten sich über dem Rheine. Konstantin ging über denselben und führte eine große Menge Menschen gefangen hinweg. Das Volk bekam ein neues Schauspiel! Alle Erwachsenen unter den herübergeschleppten Deutschen wurden in der Hetzbahn zu Trier der Wuth wilder Thiere preisgegeben. — Konstantin verließ Gallien, um sich die Herrschaft über Rom und Italien zu sichern. Da brachen die Franken abermals über den Rhein. Der Kaiser kehrte eiligst um. Durch einen verstellten Rückzug

wußte er die zornentbrannten Franken in die Falle zu bringen. Sie waren zu weit vorgedrungen; den Uebergang über den Rhein ließ er durch eine Flotte versperren. So errang er den Sieg. Obgleich bereits zum Christenthume übergegangen, verurtheilte er doch die Gefangenen zum Kampfe mit den wilden Thieren. Das entwürdigte Volk zu Trier jauchzte. Da kam ihnen die Trauerkunde, die gefangenen deutschen Männer und Jünglinge hätten sich, um dem gräßlichen Geschick zu entgehen, das Leben mit eigner Hand genommen. Da ward das Volk unwillig über die getäuschte Hoffnung auf das blutige Schauspiel der tapfern Männer mit den wilden, hungerigen Thieren. Ueberall Murren und Aufregung! Kein Mitleid, keine Bewunderung der That der gesinnungskräftigen deutschen Männer! Da suchte der christliche Kaiser zu trösten durch eine Verfügung, daß alljährlich in der Hauptstadt Trier fränkische Spiele zur Verherrlichung seiner Siege gefeiert werden sollten!! —

So waren damals die Römer und die römisch gewordenen Völker! Wie anders die Deutschen. Zwar grenzte die Natur dieses Volks dazumal noch vielfach ans Rohe und Harte, aber es war kräftig an Körper und Geist und seinem innersten Charakter nach edel und sittlich. Und bildungsfähig, wie es sich beim Zusammenstoß mit römischer Kultur erwies, versprach es die schönste und reichste Entwickelung seines tiefgeistigen und gemüthlichen Wesens.

Und dies war es, wodurch es fähig und in der Entwickelung der Menschheit bestimmt war, ein neues kräftiges Leben unter die gesunkenen Völker zu bringen. Gab es doch kein Land des ganzen südlichen und westlichen Europa, das nicht von den deutschen Völkern überfluthet worden wäre; ja über Europa hinaus bis nach Afrika waren sie gedrungen. In alle diese Länder brachten sie den deutschen kräftigen Geist, deutsches Wesen und deutschen Freiheitssinn. Aber doch wirkte die vorgefundene Bildung, die Vermischung mit den alten Landesbewohnern, die Verschiedenheit des Klimas und der ganzen Landesart, welche so großen Einfluß auf die eigenthümliche Ausbildung der Völker hat, zu stark auf sie ein, als daß die Deutschen unter andern Menschen und in andern Ländern dieselben hätten bleiben sollen. Es verschmolz sich ihr

Wesen mit einem fremden und aus dieser Vermischung gingen endlich andere Völker mit andern Sitten, ja andern Sprachen hervor. Deutsch wurden diese fernen Länder nicht, ja nicht einmal blieben die Eingewanderten deutsch. Wie sollten sie es auch z. B. unter der wärmern Sonne Italiens und Spaniens? In England blieb durch die eingewanderten Angelsachsen die deutsche Art am reinsten und das Wesen altdeutscher Volksfreiheit erhielt sich hier, trotz mancher Umgestaltung, bis auf den heutigen Tag. Denn immer noch gilt dort das Volk mehr als der Fürst. Völlig frei entwickelt und gestaltet hat sich dieser altdeutsche Freiheitssinn aber erst in Amerika, wohin er von England aus bei beabsichtigten Unterdrückungsversuchen floh. Die Fürstenherrschaft ist dort, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, der freien Volksherrschaft ganz gewichen. — Nur die Franken (wenigstens die am Rheine) und Allemannen gingen nicht in der fremden Eigenthümlichkeit des eroberten Landes und Volkes unter, weil sie unter allen deutschen Stämmen die einzigen waren, welche auf dem eroberten fremden Boden nicht vereinzelt und von ihrem Volke und Vaterlande abgerissen dastanden, sondern von ihrem heimischen Boden aus nur vorgerückt waren und sich fortwährend an ihr Vaterland anlehnten, ohne je von ihm getrennt zu werden; sodann auch, weil sie Landstriche in Besitz genommen hatten, die schon vor Cäsar theilweise von Deutschen bevölkert waren, die bei aller Veränderung doch immer deutschen Sinn und, wenigstens auf dem platten Lande, deutsche Sprache behalten hatten.

Die Grenzen unseres Deutschlands wurden aber durch diese Eroberungen nicht eben erweitert. Nur die benachbarten Länder südlich der Donau und westlich vom Rheine, wo, wie eben gesagt, schon früher meist deutsche Völkerschaften gesessen hatten, wurden völlig deutsch. Dagegen verloren die Deutschen die weiten Länder des Ostens, welche die Gothen verlassen hatten und wohin slavische Völker eingedrungen waren. Das eigentlich deutsche Kernvolk, das festhielt an ächtdeutscher Art und Weise, bestand aber aus den Stämmen, welche auf heimischem Grund und Boden sitzen blieben, namentlich den alten Friesen, Sachsen, Thüringern, Baiern und den deutsch-fränkischen Stämmen mit den im deutschen Lande bleiben-

den Allemannen. Die gallisch-fränkischen Stämme dagegen, d. h. die, welche in Gallien einwanderten und dort sich festsetzten, blieben nicht die alten. Die Verderbtheit der römisch-gallischen Bevölkerung und der Umstand, daß sie dort über Völker, welche gewohnt waren, Unterthanen zu sein, die Herren machten, verdarb ihren deutschen Charakter.

III. Umsturz der ursprünglichen Verhältnisse des altdeutschen Volkslebens durch die Völkerwanderung.

Daß durch die große hundertjährige Völkerwanderung Alles in Verwirrung gerieth und die ursprünglichen Verhältnisse des altdeutschen Volkslebens durch sie eine gänzliche Umgestaltung erfuhren, wird Jeder wohl selbst bemerkt haben, der den mitgetheilten Gang dieser großen Völkerbewegung mit Nachdenken verfolgt hat. Wir wollen aber nun, was ein flüchtiger Blick uns nur in allgemeinen Umrissen gezeigt hat, durch genaueres Anschauen und durch näheres Eingehen in die Verhältnisse uns zu voller Klarheit zu bringen suchen. Wir wollen einmal genau betrachten, wie sich so Vieles des bisher bei den deutschen Völkern in Sitte und Gebrauch Bestandenen auflöste und Neues daraus bildete, und wie namentlich das Wichtigste für das spätere Volksleben, Königthum und Adel nach neuerer Art, aus dem Wirrwarr und dem dadurch hervorgehenden Umsturz des Alten entstand.

---

1. Auflösung der Geschlechtsverbände und Entstehung freien Sondereigenthums.

Aus dem ersten Bändchen dieser Darstellungen aus unserer vaterländischen Geschichte wird der Leser wissen, was wir unter den Geschlechtsverbänden verstehen *). Das Volk der Deutschen bestand aus einzelnen Völkerschaften, die Völkerschaften aus Stämmen, die Stämme aus Geschlechtern, und geschlechterweise saßen sie zusammen, zogen geschlechterweise mit einander fort und standen selbst geschlechterweise im Kampfe zusammen; die einzelnen Geschlechtsgemeinden hatten Grund und Boden als gemeinschaftlichen Besitz und theilten ihn unter sich.

So konnte es nicht bleiben, als die deutschen Völker ihren heimischen Boden verließen und in die römischen Länder einfielen; um so weniger war dies möglich, als sie zunächst durch einbrechende Feinde dazu gezwungen wurden. Wir wollen zunächst die Gothen betrachten. Es stürzten die wilden gefürchteten Hunnen auf sie los und trieben sie in wilder Flucht aus ihrer Heimath hinüber auf römisches Gebiet. Da gerieth schon Alles in eine nicht zu beschreibende Verwirrung. Alles wogte wild durch einander. Die Völkerschaften und Stämme wurden auseinander gesprengt, es zerstreueten sich die Geschlechts- oder Gemeindegenossenschaften durch die römischen Lande. Doch möchten sie sich wohl wieder nach gewohnter Volkssitte zusammengethan haben — waren ja doch dieselben Gothen, gewiß unter großen Erschütterungen, von der Ostseeküste nach der Donau und dem schwarzen Meere herabgezogen und hatten sich dennoch wieder nach ursprünglicher Weise altdeutscher Geschlechtsverfassung eingerichtet und Landvertheilung und Gemeindegrundbesitz beibehalten — wenn die Verhältnisse in den römischen Ländern die Erneuerung ihrer volksthümlichen Einrichtungen zugelassen hätten. Aber zunächst machte dies der dauernde feindselige Kriegszustand unmöglich. Hätte der römische Kaiser ihnen sogleich nach ihrem

---

*) 1. Bdch., S. 132 und folgende.

Uebergange in sein Gebiet, wie er es versprochen hatte, Ländereien angewiesen, so würden sie sich wieder in feste Sitze geordnet und die alten Geschlechtsgemeinschaften wieder herzustellen gesucht haben. Dies war ihnen ja einmal natürlich und Bedürfniß. So aber zerstreuten sie sich in wilden Kriegsschaaren bis in die Länder Griechenlands hinab und der tobende Krieg zerriß die Genossenschaften immer mehr, denn mit den westgothischen Stämmen vermischten sich ja auch ostgothische Schaaren, welche ihnen ins römische Gebiet nachfolgten, so wie alte römischgothische Soldhaufen; und selbst unzufriedene und gedrückte römische Unterthanen schlossen sich ja dem Heere Frithigerns an.

Unter dem Kaiser Theodosius traten die Gothen endlich in ein friedliches Verhältniß zu den Römern, aber es dauerte erstlich nicht lange an und wurde sodann auch nicht der Art, daß es die Herstellung der verworrenen Geschlechtsgenossenschaften hätte bewirken können. Die Gothen wurden nun sogenannte „Verbündete" des Reichs, d. h. sie bekamen in den Provinzen Strecken zu Ansiedelungen und mußten den Römern Kriegsdienste leisten. Zwar waren im Kriege und jetzt im Frieden noch einzelne alte Gemeinschaften zusammengeblieben, angeführt und in Ordnung und Gemeinschaft gehalten von ihren Aeltesten oder Adalingen, aber Viele dieser kamen in den Kämpfen um, oder traten als Heerführer und sonstige Beamte in römischen Dienst und die Geschlechtsgemeinden zerfielen durch die Ansiedelungen, wie sie den Einzelnen gerade zu Theil wurden, immermehr, so daß ein griechischer Schriftsteller der damaligen Zeit ums Jahr 409 berichtet, daß diese Verbündeten eine bunt zusammengeworfene Masse der verschiedensten Völkertheile gewesen. Sie hatten nur nicht alles Deutsche abgelegt. So richteten sie in ihren eigensten Privatangelegenheiten nach ihrer deutschen Rechtsart, aber sobald es Verhältnisse zwischen Deutschen und Römern betraf, wurde nach römischem Rechte entschieden. — Im Kriegsdienste aber kamen sie noch bunter unter einander. Sie wurden mit römischen Truppentheilen verschmolzen und die Tapfern und Ehrgeizigen strebten unter römischen Befehlshabern nach den gleichen römischen Würden. So versetzte der Kaiser tüchtige gothische Häuptlinge als Führer an die Spitze römischer

Haufen, bald wieder römische Feldherren an die Spitze gothischer Schaaren. Auf die alte Kriegsweise der deutschen Völker, geschlechterweise zusammen zu stehen und zu fechten, wurde dabei natürlich nicht gesehen.

Noch mehr auseinander gerissen wurde diese Weise deutscher Heeresordungen durch die Züge Alarichs, des großen Gothenfürsten. Dieser raffte ja auf seinen großen Heerfahrten durch Griechenland und Italien Alles zusammen, was sich ihm darbot und nahm gar gern Jeden an, der sein Heer vermehren wollte. Wir haben gesehen, daß er bei seinen Kriegszügen in Italien, namentlich gegen Rom, nicht blos Gothen in seinem Heere hatte, sondern daß sich ihm Deutsche aller Völkerschaften, Tausende römischer Sklaven, ja selbst Hunnen anschlossen. Da war an ein Zusammenhalten der frühern Geschlechtsgenossen nun ganz und gar nicht mehr zu denken: sein Heer bestand außer seinen Gothen aus einem Haufen zusammengelaufener Mannschaften. — Diese wilden Kriegszeiten löſten auch unter den Nicht-Kriegern, unter den ansässigen Gothen, bald alle Geschlechtsgemeinschaften auf; es wurde Jeder mit den nächsten Seinigen auf sich verwiesen und war froh, wenn er sich zu behaupten wußte auf dem Lande, das er etwa gern behalten mochte. Nur wirkliche nähere Blutsverwandte hielten da noch zusammen und erkannten sich noch als solche; an sonstige Geschlechtsgemeinden oder an das Zusammenhalten und Zusammenstehen bestimmter Volksgeschlechter wurde bald gar nicht mehr gedacht.

Aber auch, als man sich zu Herren einzelner Landesgebiete des alten römischen Reichs gemacht hatte, als die Westgothen von Südfrankreich, die Ostgothen von Italien festen Besitz genommen hatten, waren die römischen Zustände, die man in den fremden Ländern vorfand, nicht geeignet, den alten Geschlechterstaat mit Gemeindegrundbesitz wieder herzustellen. In den römischen Landen war aller Grundbesitz Privateigenthum Einzelner, sowie jetzt bei uns. Es hätten die deutschen Völkerschaften rein als Eroberer auftreten, das Land den frühern Besitzern entreißen und unter ihre Gemeinschaften vertheilen und so den tausendjährigen Rechtszustand des römischen Privatlebens umstürzen müssen. Das wäre wohl überhaupt bei einem so geordneten Zustande einem im

Kriegssturme daherziehenden Naturvolke unmöglich geworden. Aber die Deutschen traten ja im römischen Gebiete zunächst nicht einmal als reine Eroberer auf, sondern lebten dort, wiewohl in ganz eigener und sehr unabhängiger, ja bald sehr eingreifender Weise unter römischer Oberhoheit. Die deutschen Fürsten oder Heerführer aber, die sich unter römischer Oberhoheit — wenn es auch nur, oder gerade weil es nur ein Schatten von Oberhoheit war — emporzuschwingen suchten, fanden in dem römischen Zustande, in dem Grundbesitze der Einzelnen, wo große Güter Domänen des Kaisers und Besitzthümer der Großen und Mächtigen waren, wenn sie sich diese aneigneten, gerade ein Mittel, ihre ehrgeizigen Pläne nach Herrschaft in römischer Weise ins Werk zu setzen und verdankten ihre Erfolge nicht weniger dem Eingehen auf römische Sinnesweise und Grund- und Unterthanenverhältnisse als ihren Waffen. Sie gaben den heimischen Geschlechtsstaat gern auf und suchten keineswegs den Verhältnissen gegenüber die deutsche Weise zu erhalten, wonach der Grundbesitz gemeinsam war und nur zeitweise als Nutzungsanrecht vertheilt wurde, wobei sie höchstens nur wenig mehr als die Andern hatten.

So wurde man bald mit der Vorstellung vertraut, daß aller Grundbesitz der Besitz Einzelner sei, und machte keine Versuche, in dem eroberten Lande in neuen Gemeinden das Gesammteigen wieder einzuführen. Der deutsche Heerführer Odoaker, der mit einer bunten Menge deutsch-römischer Söldlinge, aus verschiedenen deutschen Stämmen zusammengetreten, dem römischen Westreiche ein Ende machte, nahm den alten Einwohnern und Grundbesitzern Italiens den dritten Theil der Ländereien für seine Schaaren weg und diese theilten sich in dieselben, ohne daß nur im Geringsten eine Rücksicht auf frühere Geschlechtsgenossen genommen worden wäre, oder daß man irgend wieder ähnliche Gemeinschaften zusammenzubringen gesucht hätte. Jeder nahm seinen angewiesenen Theil hin und so saßen sie auf ihren Gütern mitten unter den alten römischen Grundbesitzern, so daß nicht einmal nur den Landsleuten nach deutsche Gemeinden entstanden.

Eben so war es bei den Ostgothen, die bald darauf

den Kriegern Odoakers ihr Drittel entrissen und nun als ihr Eigenthum in Besitz nahmen.

Die Westgothen handelten bei ihren Eroberungen in Frankreich nicht ganz so entschieden nach römischer Weise von Privatgrundbesitz. Es erhielt zwar gewöhnlich ebenfalls der Einzelne seinen Antheil durch das Loos zugesprochen, aber größere römische Güter theilte man nicht in einzelne Theile unter die Einzelnen, sondern gab sie als gemeinschaftliches Besitzthum an mehrere Personen. Diese wurden Consorten, d. h. Genossen eines und desselben Antheils oder Looses (denn „Sors", wovon das Wort herkommt, heißt Loos), oder auch Nachbarn genannt. Und noch heutiges Tags werden die Bauern, welche wirklichen Besitz am Grund und Boden der Gemeinde, an der Dorfflur oder der Mark der Dorfgemeinde haben, als „Nachbarn und Einwohner" bezeichnet, weil sie nicht blos Einwohner des Dorfes sind, was auch der Güterlose ist, sondern Mitbesitzende des gemeinsamen Grund und Bodens.

Das war noch ein Schatten des ältern deutschen Zustandes. Aber die völlige Auseinandersetzung solcher Gemeinschaften wurde nach römischer Weise begünstigt. Es wurde bald gesetzlich bestimmt, daß alle durch die Consorten oder gemeinschaftlichen Besitzer vorgenommenen und auf längere Zeit fest angenommenen Theilungen als Privatbesitzungen der Einzelnen für immer in Kraft bleiben sollten. So entstand auch hier förmlicher Privatbesitz. Es saßen frühere altrömische Besitzer auf dem, was man ihnen belassen hatte, und neue gothische Landbesitzer auf dem, was ihnen zugefallen war, neben und unter einander. So wurde schon dadurch das Leben einer deutschen Genossenschaft auf gemeinsamem Grund und Boden zerstört und ihr Wiederaufkommen unmöglich gemacht. Es verlor sich dadurch die Vorstellung, daß der Grundbesitz nach heimathlicher Weise nicht dem Einzelnen, sondern einer Genossenschaft zugehöre, immer mehr. Statt der alten Geschlechtsgenossen zeigten sich nun nur die natürlichen Familien und wirklichen Blutsverwandten als die Erben von Grund und Boden; es fanden nun, außer der Zutheilung durchs Loos, zwischen Römern und Deutschen gegenseitige Käufe und Verkäufe statt.

Bei den Burgundern gestaltete sich das Verhältniß nicht anders. Es gab dort Einzelbesitzer und Gesammtbesitzer größerer liegender Gründe oder sogenannte Consorten. Wie wenig die deutschen Völker von ihrer vaterländischen Lebensart und Ackerbenutzung her den Privatbesitz gewohnt waren und an ihm festhielten, ersehen wir daraus, daß der Fürst der Burgunder, Gundobald, die leichtsinnige Verschleuderung der erhaltenen Landloose beklagte und verbot. Kauf und Verkauf ging auch hier vielfach vor sich und mischte die alten und neuen Besitzer so unter einander, daß an neuaufblühende Geschlechtsgemeinden auch nicht im Entferntesten zu denken war.

Auch **mußte** das Gesammteigen fallen und dem Sondereigenthum Platz machen, weil es der Gang der natürlichen Entwickelung und des Fortschrittes so mit sich bringt. Denn nur wirklicher Besitz, wirkliches freies Eigenthum ist die Grundlage und Bedingung der Vervollkommnung im Ackerbau, einer festern Gestaltung des Gemeinwesens und der Möglichkeit höherer Bildung. Aus der Unvollkommenheit des Grundbesitzes erklärt sich die Beweglichkeit der ältesten deutschen Völker, nicht aus der Gefolgschaft oder daraus, daß einzelne kriegslustige Schaaren, die ein unternehmender Mann zusammengebracht, auf Kriegsabenteuer ausgingen, wie Manche die Sache angesehen haben. Es verließen wohl hie und da solche Schaaren ihre Genossen und zogen auf Beute und beliebte Kriegsfahrten in die Fremde, aber noch mehr sehen wir ganze Völker ihre Heimath verlassen und unermeßliche Strecken durchziehen, ehe sie in weiter Ferne einen Ruhesitz fanden. So zogen z. B. die Vandalen von der Ostsee und den Gestaden der Weichsel durch Deutschland, Frankreich, Spanien bis hinüber ins ferne Afrika.

Wir sagten also: es war nur der natürliche Gang der Dinge, daß das Gesammteigenthum in Privatbesitz überging. Dadurch, daß die deutschen Völker in die gut und regelmäßig bebaueten römischen Provinzen eindrangen, eröffnete sich ihnen der Sinn für stetigen Anbau des Feldes und für feste, unverrückte Sitze. Wahrer, freier Grundbesitz bindet die Menschen an den Boden. Hatte der lange Krieg schon früher das Zusammenhalten der Geschlechter erschüttert, so löste nun der Friede und erworbene Eigenbesitz die alte Gewohnheit noch

mehr auf, denn in der neuen Stellung war der blutsfremde Nachbar im Besitz ein wichtigerer Freund als der entfernte Geschlechtsgenosse, der das Recht des Bedroheten weniger schützen konnte.

So wurde Gemeindegrundbesitz zu Sondereigenthum auf **römischem** Grund und Boden; wie nun auf **deutschem?** —

Früher gehörte aller Grundbesitz der Genossenschaft, der Gemeinde; der Einzelne hatte nur Nutzungsrecht, kein wirkliches Eigenthum. Das konnte nicht mit einem Male anders werden, es mußten natürlich Uebergänge stattfinden. Diese finden wir schon darin, daß offenbar die jährlich angenommene Landvertheilung nicht wirklich alljährlich stattfand, wenn der gleiche Bestand der Gemeinde und deren unveränderte Verhältnisse einen Güterwechsel unter ihren Mitgliedern nicht nöthig machten. Da unterblieb natürlich die Theilung. Und so konnte es möglicherweise mitunter lange Jahre ohne neue Theilung abgehen. Der Einzelne konnte seinen Antheil lange Zeit hindurch unverändert besitzen, ja es konnte dieser nach dessen Tode an den Sohn übergehen. Es wurde von Neuem nur dann erst getheilt, wenn die Verhältnisse der Gemeinde durch Veränderung der Zahl der selbstständigen Gemeindeglieder, durch Weiterziehen der Genossenschaft und dergleichen sich wesentlich änderten. Im erstern Falle wurde wohl auch ein neues, unbenutzt daliegendes Stück zur Mark hinzugenommen und den neuen Gemeindegliedern zugetheilt. So findet es sich wenigstens bei den altdeutschen Stämmen in Dänemark und den andern Nordländern. Dort war es so: Eine Anzahl von Familien oder ein Geschlecht wählte sich den Ort zur neuen Ansiedelung. Man nahm den Platz für das Dorf und die Feldmark in Besitz. Dann erhielt Jeder zunächst sein Stück für Haus, Hof und Garten; die Feldmark aber wurde nach der Bodengüte in einzelne Plane getheilt und diese in schmale Aecker, welche sodann den Einzelnen zugetheilt wurden. So kam Jeder zu seinem Rechte und Keiner wurde bevorzugt oder beeinträchtigt, denn es erhielt Jeder an gutem und schlechtem Ackerland, fettem und magerm Boden gleichen Antheil. Wald und Wiese aber blieb zur gemeinschaftlichen Benutzung. — Immer aber ging bei unveränderten Verhältnissen und bei blei-

bendem Besitzantheile der Antheil des Einzelnen nur auf die männlichen Abkömmlinge über.

Weiter zur Entwickelung des Sondereigenthums ging es durch die Franken. Die überrheinischen oder salischen Franken, welche immer weiter in das alte Gallien eindrangen, bis sie dort ihr Frankenreich gründeten, wovon Frankreich seinen Namen erhalten, vertauschten den frühern Gemeindegrundbesitz ebenfalls mit dem dort üblichen Privatbesitz und brachten diese veränderten Verhältnisse nach und nach auch zu den rheinisch-deutschen Franken. Die Verhältnisse, welche die Franken in Gallien vorfanden, waren von dem größten Einflusse auf sie und durch sie endlich auf Deutschland. Die alten Gallier standen bekanntlich, als die Franken seit der Mitte des dritten Jahrhunderts Einfälle in ihr Land machten, seit dem großen und berühmten römischen Feldherrn Julius Cäsar unter römischer Oberherrschaft. Ehe dies noch geschah, waren, wie Cäsar uns berichtet, bei den alten Galliern die Ritter und die (damals natürlich noch heidnischen) Geistlichen, Druiden genannt, die alleinigen Grundbesitzer; das Volk in einer völlig abhängigen Lage bebauete das Land gegen Grundzins. Unter den Galliern gab es also Adel und Geistlichkeit als besondern und zwar bevorzugten, ja herrschenden Stand, und Cäsar sagt ausdrücklich, daß die Deutschen Beides **nicht** hätten. Nach der Unterjochung Galliens durch die Römer erklärten sich nun die römischen Kaiser als die „Herren" von Grund und Boden, die Ritter und Geistlichen hießen dagegen nach römischer Weise die „Besitzer" und ihre Güter „unächtes Besitzthum", und mußten als solche den römischen Kaisern als ihren Herren Zehnten geben. Diesen Zehnten forderten nun die Besitzer von ihren Vasallen oder Hörigen, durch die sie ihr Land bebauen ließen. Da diese nun schon einen Grundzins an diese ihre Herren geben mußten, so fielen doppelte Abgaben auf die eigentlichen Bebauer des Landes. Das ist für den jetzt lebenden deutschen Bauer leider nicht schwer zu begreifen, denn es giebt ja Länder und Dörfer genug, wo der Bauer bis auf den heutigen Tag mit dieser doppelten Abgabe an seinen Gutsherrn und an den König oder Fürsten des Landes belastet und gedrückt ist. — Der Besitz war als sogenannter unächter noch außerdem unsicher gewor-

den, denn der Herr oder Obereigenthümer alles liegenden Grund und Bodens, der römische Kaiser, konnte ihn nach Gefallen entziehen und einem Andern geben, wenn nicht eine ausdrückliche Uebertragung für ewige Zeiten stattfand.

Die Franken, welche nun herüber kamen und die Römer aus Gallien verdrängten, benutzten als Sieger das vorgefundene Grundrecht. Ihre Fürsten oder Könige nahmen das in Besitz, was den römischen Kaisern als Herrengut oder Domänen gehört hatte, und von dem sogenannten unächten Besitzthume trieben sie den Zehnten ein. Die alten Besitzer behielten dasselbe aber nicht einmal ganz. Die fränkischen Krieger drangen den adligen Grundbesitzern einen Theil, gewöhnlich den dritten oder auch die Hälfte, als ihr Eigenthum ab und ließen dies — nach der Sitte der deutschen Freien — von dem unterjochten Volke, den nun Unfreien, für Entrichtung des gewöhnlichen Grundzinses bebauen. Sie selbst aber hatten als freie Leute — die alten freien Deutschen gaben an ihre Fürsten bekanntlich keine Abgabe, nur freie Geschenke — an ihre Könige nichts zu entrichten, als daß sie nach der Größe ihrer Besitzungen eine Anzahl bewaffneter Männer stellen mußten, sobald es der König forderte. So waren ihre Güter Freigüter und ihre Besitzungen, den belasteten, sogenannten unächten gegenüber, ächte oder auch salische genannt, das hieß freie Besitzungen der Salier oder Franken.

So hörte natürlich unter den Saliern, diesem einen Theile der Franken, welche auf römisch-gallischem Gebiete durch römische Einflüsse und das Eingehen in römische Verhältnisse sich staatlich ausbildeten und gegen ihre frühern heimathlichen Verhältnisse umgestalteten, der Geschlechterstaat mit seinem Gesammteigen auf. Nun wußten die mächtigen Frankenkönige ihre Herrschaft auch auf die deutschen Stammlande auszudehnen und trugen die veränderten Verhältnisse auch auf die Frankenstämme am Rheine über.

Im eigentlichen Deutschland erhielt sich zwar die alte Art und Weise der Geschlechtsverfassung und des Gemeindegrundbesitzes länger als in den ehemals römischen Gebieten, wo ihre Auflösung durch die vorgefundenen römischen Zustände begünstigt wurde, wurde aber auch hier durch die Herrschaft der Frankenkönige, die erobernd und unterjochend in Deutsch-

land vorschritten, nach und nach verdrängt und bis auf wenige Ueberbleibsel, von denen noch heutiges Tags in den Gemeindetriften und Grundstücken Spuren vorhanden sind, gestürzt. Denn die siegreichen Franken brachten natürlich ihre neuen Verhältnisse in die eroberten Länder herüber und die Frankenkönige beanspruchten Rechte, die bis dahin Rechte der Volksgemeinden gewesen waren. Dahin gehörte in Bezug auf geschlossene Gemeinden und Gemeindegrundbesitz z. B. Folgendes:

a) Während bei der sonstigen Freiheit der Gemeinde kein Fremder in die Genossenschaft aufgenommen werden konnte, sobald nur Einer derselben seine Zustimmung verweigerte, nahm sich der König das Recht heraus, die Aufnahme zu gebieten. Schon dadurch ward die Vorstellung einer verwandten Geschlechtsgenossenschaft gebrochen.

b) Bußen und Erbschaften, die bei Ermangelung von nähern, d. h. wirklichen Blutsverwandten sonst die Gemeinde, als die wirkliche oder wenigstens angenommene Geschlechtsgenossenschaft, aus welcher der mit der Buße Belastete oder der Verstorbene entsprungen, erhielt, nahm nun der König an sich. Die Gemeinde wurde nicht mehr als eine verwandte Geschlechtsgenossenschaft angesehen.

c) Erbten, als die Antheile des Gemeindegrundbesitzes durch langes Verbleiben bei denselben Familien allmälig in eine Art von Privatbesitz übergingen, nur die Söhne den Grundbesitz, während, wenn deren keine vorhanden waren, derselbe der Gemeinde verfiel als Theil ihres frühern Gesammteigenthums, so wurde nun durch königliche Verordnungen festgesetzt, daß auch die entferntern Verwandten, ja selbst die weiblichen, erbfähig wären. Doch fand das Letztere solchen Widerspruch, daß noch öfters den Töchtern die Erbfolge verweigert wurde. Es stellte sich die Regel endlich dahin fest, daß das alte Stammgut dem Mannsstamme verblieb, dagegen der neu erworbene Landbesitz, von den Einzelnen entweder durch königliche Schenkungen oder persönlichen Erwerb an sich gebracht, ganz unbeschränkt besessen und vererbt wurde. Von Ansprüchen der Geschlechts- oder Gemeindegenossen, der Geschlechtsvettern oder Nachbarn, wie sie auch genannt wurden, welche ihre Blutsverwandtschaft nicht innerhalb gewisser

Grade nachweisen konnten, war nicht weiter die Rede. Der Gedanke und die Annahme, daß die ganze Genossenschaft geschlechtsverwandt sei, ging verloren. Die Geschlechtsgenossen hatten sich in Markgenossen umgewandelt; das Gesammteigen der Gemeinde bezog sich nun blos noch auf den gemeinschaftlichen Besitz und die gemeinschaftliche Nutzung von Wald und Wiese und sonst schwerer zu Theilendem.

So ging durch römischen Einfluß bei den Franken, und durch fränkischen bei den übrigen Völkern Deutschlands die alte Geschlechtsverfassung mit ihrem Gemeindegrundbesitz nach und nach und mehr und mehr unter.

---

2. Entstehung von Königen nach altrömischer oder neuerer Weise.

Wir wissen, daß bei den alten Deutschen Volksherrschaft bestand. Das Volk war frei und berieth frei in den Gemeinde- und großen Volksversammlungen. Ihre Fürsten waren nicht das, was man später darunter verstehen gelernt hat, mehr oder weniger unbeschränkte Herren über Land und Leute, gebietende Herren über Untergebene, geborne Herrscher über geborne Unterthanen, sondern aus alten edlen Geschlechtern freigewählte Häupter Gleichberechtigter, Vertreter und Vorsteher des Volks, welche die Volksversammlungen nach gepflogener Vorberathung zu leiten und die freien Beschlüsse des Volks auszuführen hatten. Sie waren mit einem Worte die Häuptlinge und Führer ihrer Volksgenossen im Frieden und gewöhnlich auch im Kriege, obgleich man da zum Herzog oder Heerführer auch wohl einen Andern wählte, wenn ein tapferer Mann vorhanden war, dem man das Kriegsglück anvertrauen mochte. Fürsten und Könige in dem spätern Sinne, in dem Sinne von Herrschern, die nicht die Macht erhalten

haben, sondern von denen sie erblich ausgeht, die ohne des Volkes Zuthun gebieten wollen über Land und Leute, gab es in der Urzeit in unserm Deutschland nicht *).

Die Völker des eigentlichen Deutschlands, die im Westen am Rheine und die im Innern bis zu den nördlichen Gestaden, hatten entschieden keine Könige, weder dem Namen noch der Bedeutung nach. Dies bezeugen die beiden römischen Hauptschriftsteller, die damaliger Zeit über unser Volk geschrieben haben, Cäsar und Tacitus. Spätere römische und griechische Geschichtsschreiber gebrauchen den Namen König, aber man darf die Sache nur genauer ansehen, so sieht man bald, was es mit diesen sogenannten Königen für eine Bewandtniß hatte. Bei den Franken, Allemannen, Burgundern wird z. B. von Königen gesprochen; aber schon ihre Menge giebt einen Fingerzeig, daß es nicht Könige waren nach dem, was wir jetzt darunter verstehen. Bei den großen Völkerbündnissen der Franken und Allemannen hatte jeder Stamm seinen sogenannten König. Sieben Könige der Allemannen fochten in der großen Schlacht bei Straßburg, welche 357 zwischen Allemannen und Römern vorfiel. Bei den Franken werden vor Chlodio nur „Führer'' genannt; dann werden ihnen von den lateinischen Schriftstellern die Namen Königliche, Unterkönige, auch Könige gegeben. Diese sogenannten Könige sind nun eben nichts Anderes als die Häuptlinge oder Aeltesten der einzelnen Völkerschaften dieser größern Völkerverbindungen oder die Führer der einzelnen Stämme einer Völkerschaft. — Ueberhaupt kam schon der Name König erst während und nach der Völkerwanderung auf. Die Burgunder nannten z. B. noch im Jahre 360 ihre Fürsten nicht Könige, sondern Hendinen, das hieß eben Fürst oder Führer. Obgleich diese Hendinen die Führer im Kriege waren, so beschloß doch das Volk den Krieg und beauftragte die Hendinen mit der Führung desselben. Im Frieden aber war der Hendine so wenig unumschränkter Herr, daß die Volksgemeinde ihn beliebig seines Postens entsetzte, wenn irgend ein Unfall

*) 1. Bdch. über „die Aeltesten'' und „die Aeltesten und das Volk in ihrem gegenseitigen Verhältnisse'', S. 136—149, besonders S. 145 bis 149.

die burgundischen Angelegenheiten betraf. Schlug ihm der Krieg fehl, ja oder mißrieth nur die Aernte, so verlor der Hendine sein Regiment. Ein Beweis einerseits, wie der Hendine an und für sich gar keine Macht hatte, andererseits, wie er nur der gewählte Vorstand der Volksgemeinde war, der im Frieden sogar Ackervertheilung und die gemeinsame Bewirthschaftung und Nutzung anordnete, so daß das Volk ihn absetzte, sobald es wegen des mißlungenen Erfolgs im Kriege wie im Frieden mit ihm, seinem freigewählten Vorstande, nicht zufrieden war.

Ueberall, wo die Römer, über Rhein oder Donau dringend, mit deutschen Völkerschaften zusammenkommen, erwähnen die spätern Geschichtsschreiber derselben eine Menge von Königen, mit denen sie zu schaffen haben, die Frieden suchen, sich unterwerfen oder hartnäckig widersetzen und so fort. So werden bei den Allemannen auf einem Gebiete von nur wenigen Meilen oft 9 bis 10 Könige angeführt und zwar alle desselben Stammes. Es waren dies also nicht einmal Stammoberhäupter, geschweige denn Land- oder Volkskönige, woran nun vollends gar Niemand denken kann, sondern einzelne Geschlechtshäuptlinge. Sie werden nicht etwa angeführt, als hätten sie gar nicht zusammengehört und als hätten sie Jeder mit den Seinen Krieg auf seine eigne Faust geführt; nein, sie beriethen gemeinsam Krieg und Frieden und standen gemeinsam im Kampfe zusammengeschaart, aber doch unterhandelten sie wieder einzeln mit den Römern, es sah sich Keiner durch die Unterhandlung des Andern mit den Römern für gebunden an und eben so schloß der Vertrag des römischen Feldherrn oder Kaisers mit dem Einen noch nicht die Andern in sich ein. Die Römer nannten sie, wie gesagt, oft „Könige", aber eben so oft „Richter und Vorsteher über verschiedene Völkerschaften" und „Rektoren", d. h. Leiter und Ordner.

Oft wird nun von diesen römischen Geschichtsschreibern ein Einzelner und Bestimmter König des und des Volks genannt, während bei demselben Volke zugleich noch eine Menge anderer Könige genannt werden, welche unabhängig von Jenem unterhandeln. Es ist dies der Aelteste, der unter mehrern Aeltesten seines Stammes gerade zur Leitung der allge-

meinen Angelegenheiten berufen ist, dem die Oberleitung übertragen worden.

Es konnten also die Römer leicht von einer ungeheuern Menge von Königen sprechen, mit denen sie im Kampfe zusammentrafen und die sich ihnen unterworfen haben sollen, und man wird nicht zu staunen nöthig haben, wenn der römische Kaiser Probus, der wieder einmal siegreich gegen einzelne deutsche Stämme auftrat, nach dem Berichte eines Geschichtsschreibers ziemlich stolz ausruft: „Neun Könige verschiedener Völkerschaften haben zu meinen Füßen gelegen!" Es waren diese Könige nur die Fürsten kleiner Stämme und die Aeltesten einzelner Geschlechter. Die Römer reden von ihnen, wie das alte Testament in der Geschichte Abrahams von den vielen Königen um Sodom und Gomorra, und bei der Eroberung des gelobten Landes von den vielen Königen der Moabiter, Ammoniter, Kanaaniter und andrer Völkerschaften, und wie wir noch heutiges Tages reden von indischen und arabischen Häuptlingen, die wir Fürsten und wohl auch Könige nennen.

Uebrigens müssen wir nicht unbeachtet lassen, daß diese sogenannten Könige nicht einmal allein mit den Römern unterhandeln, sie bringen bei ihren Unterhandlungen vielmehr „Alle die Ihrigen", wie es heißt, mit; ein Beweis, daß sie nicht Herrscher über ihre Leute sind, sondern nur die Häupter eines freien Gemeinwesens, dessen Zustimmung zu dem Vertrage sie bedürfen, wiewohl sie meist durch ihr Ansehen und ihre Stellung den Ausschlag geben werden.

Die deutschen Völker im Westen am Rheine und im Innern bis zu den nördlichen Gestaden hatten also ausgemacht keine Könige oder Fürsten nach altrömischer oder späterer Weise. Im Süden war unter den Markmannen Marbod der erste König und wir wissen, daß er die römische Herrscherweise aus Rom mitbrachte, bald aber auch von den Deutschen gestürzt wurde *). Die Quaden neben ihnen hatten auch einmal durch römischen Einfluß Königsherrschaft, aber ebenfalls nur vorübergehend.

---

*) Ueber Marbod 1. Bdch., S. 63 u. 64, 66—68, 74 und folgende, 103 u. f.

Von den östlichen Völkern aber sagt Tacitus, sie hätten Herrscher, Könige gehabt. Wir kommen hier auf die Gothen. Von ihnen spricht der römische Geschichtsschreiber: „Sie werden etwas strenger regiert als die übrigen Völkerschaften der Deutschen, jedoch nicht über die Freiheit," d. h. nicht auf unfreie Weise. Es fehlte ihnen also nicht die deutsche Volksfreiheit, nur etwas beschränkter war sie und ihre Fürsten hatten eine etwas ausgedehntere Macht als Beides bei den andern deutschen Völkern der Fall war. Im Uebrigen waren die Zustände und Verhältnisse bei ihnen eben so wie bei den Andern. Wir haben dies schon zu Anfang dieses Bändchens *) in der Geschichtserzählung besprochen und das Verhältniß auseinander gesetzt, in welchem Hermanarich und Athanarich unter sich und zu den übrigen Gothenfürsten standen und wie, namentlich in Beziehung auf Athanarich zu Frithigern und Alawif, die Oberleitung unter den Gothen wechselte und wie bald ein allgemeiner Führer, ein sogenannter Oberkönig, da war, bald die einzelnen Stamm- und Geschlechtsfürsten unabhängig auftraten. Jedermann wird hier finden, daß es auch unter den Gothen keine Könige als Herren über Land und Leute gab. Höchstens läßt sich ein vorübergehendes strengeres und unabhängigeres Königthum unter dem Ostgothenkönige Hermanarich behaupten; aber schon, daß es vorübergehend war, beweist, daß es dort nicht einheimisch und volksthümlich, sondern nur durch das mächtigere Herrschertalent Hermanarichs geschaffen war. Er hielt mit kräftigem Zügel die unterworfenen Stämme und fremden Völkerschaften unter seiner Oberhoheit, aber doch war er deshalb noch nicht etwa der einzige Herr dieser Völker, sondern jedes hatte seine eignen Stamm- und Geschlechtsfürsten, die ihm nur zu Willen sein mußten. — Bei den Westgothen war aber die Freiheit nicht so beengt. Wir haben im ersten Bändchen ausgeführt, daß, wie jede natürliche Familie in dem Familienvater ihr Haupt hat, so das Geschlecht, als Verein mehrerer verwandter Familien, und der Stamm, als Verein mehrerer Geschlechter, sein Oberhaupt hatte, nicht

---

*) Unter Nr. 5 des Hauptabschnittes I., „die deutschen Völkerbündnisse" (Gothen) und Hptabschn. II., Nr. 1. „Ankunft der Hunnen".

aber die Völkerschaft, als Verein mehrerer Stämme. Hier stand die große Volksversammlung an der Spitze des Ganzen, geleitet von den sämmtlichen Stammfürsten. Wir erwähnten aber (Seite 139 des ersten Bändchens), wie sich folgerecht das gleiche Verhältniß für die Völkerschaften ausbildete, so daß der erste oder älteste Stamm oder der, der sich das Ansehen zu erwerben gewußt hatte, dafür zu gelten, der herrschende Stamm und sein Oberhaupt des ganzen Volkes Oberhaupt wurde. Hier finden wir diesen Fall, dieses weiter ausgebildete Verhältniß. Athanarich, ein tüchtiger Fürst aus dem angesehensten Stamme und dem ältesten oder angesehensten Geschlechte, war — nicht der unabhängige, unbeschränkte Herr und Gebieter der Westgothen, sondern nur das Oberhaupt des ganzen Volkes, der Aeltesten oder Fürsten Erster, den des Volkes Vertrauen, erworben durch einen kräftigen hervorragenden Geist, als Oberhaupt an seine Spitze gestellt hatte. Und auch dies nur zeitweilig, so lange die Verhältnisse, sein Geist und sein Glück es ihm zu behaupten gestatteten.

Immer blieb unter solchen Verhältnissen das Wesen der altdeutschen Verfassung demokratisch, d. h. volksherrlich, denn die oberste Macht und Herrschaft war immer beim Volke und ging vom Volke aus und nie übte sie der einzelne Mann, der an des Volkes Spitze stand, unabhängig und selbstgebietend aus, wie wir dies an Athanarich genugsam ersehen. Nicht das Wesen, nur die äußere Form war monarchisch, oder hatte den Schein der Alleinherrschaft; und wenn die gesammten Stamm- und Geschlechtsfürsten zur Berathung der Volksangelegenheiten zusammenkamen, so hatte die Form ein aristokratisches Aussehen, obgleich in Wirklichkeit das Volk keineswegs unter einer gebietenden Aristokratie oder Adelsherrschaft stand.

Die Fürsten und Könige waren auch unter solchen erweiterten Verhältnissen bei den alten Deutschen nicht eigenmächtige Herrscher und Gesetzgeber, sondern immer nur die Vollstrecker des Volkswillens. Und diese altdeutsche Freiheit ist dem Volke in England geblieben, wo der König auch heute noch weder Gesetze geben, noch Steuern auflegen kann, sondern zu Allem des Volkes Willen und Zustimmung bedarf und diesen dann in Vollziehung bringt. Und zu dieser in Deutschland

verlornen Freiheit will es das jetzige Geschlecht wieder bringen, und der Anfang ist gemacht in den mit Landes- oder Reichsständen versehenen konstitutionellen Staaten. Das Bedürfniß der Zeit fordert die verloren gegangene Betheiligung des Volks an seinen eignen Angelegenheiten, von deren Gestaltung sein ganzes Wohl und Wehe abhängt, gebieterisch und unabweislich zurück und gut gesinnte Fürsten, die ihr Volk lieben, streben dem nicht entgegen, sondern suchen vielmehr des Volkes Befähigung an solch naturgemäßer Betheiligung zu befördern und auszubilden. Denn Niemand wähne, daß es nur gilt und damit abgethan ist, daß das Volk sich an der Staatsleitung betheilige; es muß auch erst der Sinn dafür in ihm geweckt und durch gewonnene Verstandesausbildung und Einsicht in die Sache die Befähigung dazu in ihm geschaffen sein.

Einzelne bevorzugte edle Geschlechter gab es allerdings, aus denen Fürsten und Könige genommen wurden. „Die Heerführer werden nach der Tapferkeit, die Könige nach dem Adel gewählt," sagt schon der alte römische Geschichtsschreiber der Deutschen, Tacitus. „Nach dem Adel" heißt aber nach Maßgabe des Adels. Es waren alle Freie Adalinge, d. h. freie Geschlechtsgenossen, wie wir wissen *), aber aus diesem Adel freier deutscher Nation wurden die, die sich durch „Adal" auszeichneten, zu Fürsten genommen. Die Auszeichnung oder der Adel im vorzüglichen Sinne bestand aber in der Abstammung von alten berühmten Geschlechtern, die, entweder wirklich oder durch die Ueberlieferung angenommen, die ältesten und nächsten Abkömmlinge des gemeinsamen Ahnherrn oder der frühesten Geschlechtshäupter waren.

Die Wahl zum Fürsten knüpfte sich aber an keine bestimmte Person, sondern nur an ein Geschlecht. Sie war hinsichtlich der Person überall frei, nur an das Geschlecht mehr oder minder streng gebunden. Es gehörte also für die einzelne Person Tüchtigkeit, Kraft und Ehrenhaftigkeit dazu, um gewählt zu werden. Oft war daher die Fürstenwürde lange bei Einem Hause erblich; es war aber nicht durchaus das Aussterben desselben nöthig, sondern nur Untüchtigkeit auf der einen und sich auszeichnende und hervorragende Tüchtigkeit

---

*) 1. Bdch., S. 158.

auf der andern Seite, um einen Wechsel eintreten zu lassen. So finden wir bei den Longobarden einen öftern Wechsel der Geschlechter. Auch bei den Westgothen konnte sich kein bestimmtes Geschlecht behaupten, trotzdem daß von Seiten der Einzelnen immer wieder der Versuch gemacht wurde. — Wie sehr die alten Deutschen aber darauf sahen, aus einem alten berechtigten Geschlechte zu wählen, sehen wir an den Herulern. Aus ihrem Sitze an der Donau schickten sie Gesandte an ihre Stammesgenossen im fernen Norden, um zu forschen, ob es dort Einen gäbe aus königlichem Geschlechte, der würdig sei, ihr Fürst zu werden. Aber dieselben Heruler hatten vorher ihren Fürsten erschlagen, „blos weil sie ohne König sein wollten", sagt ein alter Berichterstatter, aber das konnte die Ursache doch nicht sein, da sie ja nach dem fernen Norden schickten, um sich einen andern Fürsten zu holen; es ist vielmehr anzunehmen, daß er schlecht regierte und selbstherrisch auftrat. Und so finden sich in ältester Zeit Beispiele, daß Könige wegen ihrer Untüchtigkeit oder Herrschsucht abgesetzt und vertrieben wurden.

Das waren aber nur seltene Fälle, verschuldet durch die Fürsten selbst. Im Allgemeinen aber war das deutsche Volk seinen Fürsten mit großer Liebe und Aufopferung zugethan. Es achtete seine Häupter, sobald diese das Volk achteten.

Zahlreich waren die edlen Geschlechter bei den einzelnen Stämmen nicht. Bei den Ostgothen finden wir hauptsächlich das Geschlecht der Amaler, aus welchem Hermanarich war; bei den Westgothen das der Balthen, dem z. B. Alarich angehörte. Der Name „Balthen" bedeutete die „Kühnen." Es hatte ihn also ein Geschlecht, das sich durch Kühnheit auszeichnete, als Ehrennamen erhalten. — Bei den Baiern gab es fünf edle Geschlechter, von denen eins, das der Agilolfingen, das war, aus dem der Herzog genommen wurde. Woher hier die andern Geschlechter gekommen waren, sehen wir deutlich. Es hatte das neuentstandene Volk der Baiern sich aus fünf Stämmen zusammengesetzt und jeder dieser Stämme hatte natürlich sein Oberhaupt und demnach sein Geschlecht, aus dem es das Haupt entnahm. Anfänglich behielt gewiß jeder Stamm sein Oberhaupt, nur daß natürlich der Eine Stamm,

etwa der, an den als den größten sich die andern angeschlossen hatten, oder der, welcher das nähere Zusammentreten vereinzelter Stämme auf irgend welche Weise bewirkt hatte, als der Hauptstamm, als der Kern des ganzen Volks angesehen wurde. Dies war in unserm Falle der Stamm der Agilolfingen. Obgleich hier, bei dem Zusammentritte verschiedener durch das Gewirre der Völkerwanderung auseinander gesprengter Volkstheile, die einzelnen Stämme, die sich zu einem neuen Volke verbanden, gar nicht (auch im weitern Sinne nicht) der eine mit dem andern geschlechtsverwandt waren, ja dies schwerlich die einzelnen Stämme nur unter sich gewesen sein mögen: so galt der Hauptstamm in der neuen Verbindung doch sofort nach herkömmlicher Ansicht als der älteste, oder dem Gedanken nach als der, von dem gleichsam das gesammte Volk seinen Ausgang habe. Hatte nun auch jeder Stamm sein Haupt, so war doch das Haupt des ersten Stammes das Oberhaupt des Ganzen. Als sich nun aber die — hier gewiß gleich beim Entstehen lockere — Geschlechtsverfassung, wie überall während der Völkerwanderung, auflöste, so wurde das Geschlecht des Hauptstammes, der Agilolfingen, das herrschende und die einzelnen Stämme verschmolzen der Art und die frühere Geschlechtsabstammung von dem einzelnen Stamme wurde so außer Acht gelassen, daß endlich Niemand mehr wußte, aus welchem besondern Stammesgeschlechte der Baiern er entsprossen war. Nur unter den ersten Geschlechtern erhielt sich das Andenken und das Bewußtsein an ihre nähere Abstammung aus dem bestimmten Stamme, denn ihnen war es wichtig und ehrenvoll, dies nie zu vergessen; es konnte ihnen später zum Vortheile gereichen und wer erhält nicht gern das Andenken an seine Familie, wenn ehrenhafte, angesehene Glieder darunter gewesen sind, die einst eine höhere Stellung eingenommen haben? — So erhielten sich unter den Baiern fünf edle Geschlechter, das Geschlecht der Agilolfingen, der Aenenen und dreier anderer. Es waren dies jetzt nur die Namen einzelner Familiengeschlechter für die frühern Hauptgeschlechter der einzelnen Stämme geworden, während die Menge, die unter die gleichen Geschlechtsstämme gehört hatte, ihre Abkunft — sehr natürlicherweise, denn wer merkt die Abkunft in lange Zeit hinab, wenn sich sein Geschlecht

nicht vor den andern ausgezeichnet und hervorgethan hat? — vergessen hatte.

Eben so finden wir bei den Vandalen, daß es dort ein Geschlecht der Astingen gab, aus welchem der Fürst entnommen wurde, und daß früher ein Volksstamm angegeben wird, der den Namen Astingen führt. In verschiedenen Zeugnissen wird unter dem Namen Astingen bald dieser besondere Volksstamm genannt, bald werden die Astingen als das Königsgeschlecht angeführt. Es ist klar, daß der **Stamm der Astingen** der **Hauptstamm** der Vandalen war und daß aus diesem der Herrscher genommen wurde. Blieb auch wohl endlich der Hauptstamm nicht mehr zusammen, so erhielt sich doch ein **Geschlecht der Astingen.** Der Vandalenfürst Geiserich, von dem wir in der Geschichtserzählung gehört haben, daß er mit den Seinen nach Afrika überging, suchte schon die Erbfolge in seiner engern Familie durch ein eignes Erbgesetz zu ordnen und festzustellen. Er hatte dies bei den Römern kennen gelernt und ahmte als mächtiger Kriegsherr dies Beispiel der Fremden gern nach, um die ursprünglich freiere Wahl seines Volks zu beschränken und an sein Haus als eine bestimmte Herrscherfamilie zu binden.

Und solche Geschlechter, die sich theils durch ausgezeichnete Thaten und hervorragende geistige Kraft eines oder mehrerer ihrer Vorfahren, wie nicht minder anderntheils durch Glück und günstige Verhältnisse emporzuheben und zu behaupten gewußt haben, sind noch heute die unserer Fürsten.

Wie sind nun aber aus den frühern Führern und Häuptern des freien Volks Fürsten und Könige nach altrömischer und späterer Weise geworden? — aus den frühern Volksfürsten Monarchen oder Alleinherrscher, die endlich nach dem Volke nichts mehr fragten?

Die Entstehung, wenn es auch bis zur vollkommenen Ausbildung zur unumschränkten Herrschergewalt nur allmälig vor sich ging, finden wir in und durch die Völkerwanderung.

Vor Allem war es die Zersplitterung der freien Gemeindeverbände, das Auseinandersprengen der zusammengehörigen Stämme, die bunte Vermischung aus allerlei Volk und dabei der lange Kriegsstand während einer Zeit von 100 Jahren, was den Volkshäuptern, als den fortwährenden Kriegsführern, eine ganz andere Stellung und größere Macht verlieh, der Menge aber, als einem nicht mehr fest geordneten Volke, die Ausübung und Entwickelung ihrer bürgerlichen Freiheit, die nur im Frieden recht gedeihen kann, verkümmerte. Der Führer im Kriege muß eine größere Gewalt haben, und hatte sie bei den alten deutschen Völkern auch, als der im Frieden. Nach Beendigung des Kriegs verlor aber der Herzog seine größere Macht wieder und sein Einfluß beruhete nun nur auf der persönlichen Achtung und Liebe, die er sich zu erwerben gewußt. Nun denke man, daß der Krieg gewissermaßen hundert Jahre dauerte, die Macht des Führers also durch keine Friedenszeiten wieder gebrochen wurde; daß die Völker durch das wilde Kriegsgeschick in die Fremde hinausgeschleudert wurden, wo ihre Zustände anders waren als daheim; daß sie nie zu friedlichen Beschäftigungen kamen: und man wird es nur natürlich finden, wenn ihre Führer dadurch zu größerer Macht gelangten.

Dazu kam das Verhalten der Römer gegenüber den eindringenden deutschen Volksschaaren. Nahmen sie eine solche Schaar in ihr Gebiet auf, sei es daß es ein Volksstamm mit seinem Fürsten oder ein Führer mit seinem Gefolge war, so hielten sie sich bei Abschließung von Verträgen, wie es nur zu natürlich war, an den Anführer der Schaar und setzten bei diesem Rechte voraus, wie sie ein römischer Feldherr besaß, der in solchen Fällen unabhängig von seinen Leuten abschloß. Nun waren ja die Verträge gar nicht etwa unbedeutender Art, daß sie nur zu den unwichtigern Angelegenheiten gehört hätten, die in Schnelle für sich abzumachen der deutsche Fürst berechtigt gewesen wäre: sie betrafen vielmehr das persönliche Geschick der ganzen Volksschaar, an deren Spitze der Führer

stand; sie bezogen sich auf Kriegsdienst, den man von den Deutschen für ihre Aufnahme ins römische Gebiet verlangte, und auf Geldzahlung und Landanweisung, die man ihnen dafür gewährte. Ländereien und ganze Gebiete überwies oder überließ man ihnen namentlich, wenn die Masse der Deutschen zu groß und daher zu mächtig und gefahrdrohend war, oder wenn man sie dadurch zur Ruhe bringen oder auch sie sich als nächste Nachbarn vom Halse schaffen wollte. So trat man z. B. dem Westgothenkönige Wallia, dem zweiten Fürsten nach Athaulf, nachdem er in Spanien die Sweven, Alanen und Vandalen glücklich und zum Vortheil des römischen Kaisers bekämpft hatte, vertragsmäßig einen Theil Galliens ab, wo er sein westgothisches Reich mit der Hauptstadt Toulouse gründete; andere Strecken in Gallien den Alanen und Burgundern; Ländereien in Thracien und anderwärts den Gothen. — Da man nun alle diese Verträge nur allein mit den Anführern der Deutschen abschloß, gleich als ob sie die gebietenden Herren der Völkerschaaren wären; so war diesen Führern eine Gelegenheit gegeben, durch dies von außen her ihnen beigelegte Ansehen, begünstigt durch den Trubel des Kriegs oder wenigstens durch die dauernde kriegerische Haltung zum Auslande, sich mehr und mehr unabhängig von den Ihrigen zu machen.

Noch wichtiger aber war für die Ausbildung einer größern und unbeschränktern Macht der deutschen Heerführer und Häuptlinge die ganz eigenthümliche Stellung, in welche sie mit ihren Leuten durch die eingegangenen Verträge zu dem römischen Kaiser und Reiche kamen. Es wurden die Deutschen dadurch meist „Verbündete", wie es hieß, des römischen Reichs. Als solche mußten sie, wie früher die zu Bundesgenossen aufgenommenen Bataver und andere rheinische deutsche Völker, Kriegsdienste leisten und wurden dadurch Theile der römischen Heeresmacht oder als Militärkolonien weit umher in den Provinzen des römischen Reichs angesiedelt. Dies war ein scheinbar friedliches und untergebenes Verhältniß. Auf der andern Seite aber waren diese sogenannten „Verbündeten" ja eben nur eindringende Völker, welche Eroberern gleich zu achten waren, nur daß sie nicht als reine Eroberer auftraten, wenigstens nicht gleich

anfangs. Sie mußten ja bei ihren gewaltsamen Einfällen ins Reich gezwungenerweise aufgenommen werden und die Aufnahme unter dem Namen von „Verbündeten“ war das einzige Mittel, sie in eine friedliche Stellung zum Reiche zu bringen. Der äußern Form nach wurden sie dadurch römische Unterthanen, aber dem Wesen und der Wirklichkeit nach waren sie es freilich nicht. Sie in wirklicher Unterthänigkeit zu erhalten machte schon ihre große Masse, wenn nicht vor Allem ihre Naturkraft gegenüber dem verweichlichten Wesen der Römer, unmöglich. Sie wurden ja vielmehr mehr und mehr die Herren der Römer, nur unter dem Scheine römischer Oberhoheit, bis auch dieser Schein verschwand.

Durch diese eigenthümliche Stellung nun, die scheinbare Oberhoheit des römischen Kaisers nämlich, in die sie eintraten, und doch wieder die entschiedene Ueberlegenheit, die sie zu Herren ihrer Herren machte, verloren einestheils die deutschen freien Völker ihre freie Selbstständigkeit und gewannen anderntheils die bisher beschränkten und von dem Willen des Volks abhängigen Aeltesten und Führer eine Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, die sie mehr und mehr zu Herren der Ihrigen erhob. Die Massen verloren ihre Selbstständigkeit dadurch, daß sie nicht als große freie, sich selbst bestimmende Genossenschaften zusammenblieben, sondern, einem fremden Willen unterworfen, da und dorthin gesteckt und gewiesen wurden und in dem parteizerrissenen Römerreiche bald der, bald jener Partei ihre kräftigen Fäuste leihen mußten; die Häupter gewannen eine bisher ungekannte Unabhängigkeit und Eigenmächtigkeit dagegen dadurch, daß sie unter dem Scheine römischer Oberhoheit sich zu einflußreichen Staats- und Kriegswürden emporschwangen, oder überhaupt die Art und Weise römischer Ueberordnung und Untergebenheit auf die freien Deutschen übertrugen.

Wir wollen dies noch näher betrachten.

Nachdem im Gewirre der Völkerwanderung die Geschlechtsgenossen mehr und mehr auseinander gerissen worden und an ein Wiederaufbauen ächt deutscher Volksgemeinden nicht mehr zu denken war, war dem freien deutschen Aeltesten- oder Fürstenthume Grund und Boden entzogen. Die bisherigen Häupter konnten nicht mehr nach alter Weise die Leiter

und Ordner freier Volksgemeinschaften sein, denn es gab solche freie Gemeinschaften nicht mehr. Der Einzelne konnte an der Spitze eines oder einiger noch nicht auseinander gesprengter Geschlechter ein besonders überwiegendes Ansehen behaupten, oder als tapferer Führer eine Schaar Getreuer um sich haben und mit ihnen eine geachtetere Stellung einnehmen. So war es anfangs mit Alarich der Fall, so mit Andern, z. B. einem gewissen Sarus, der 2—300 Mann als sein engeres Gefolge um sich hatte, während außerdem durch den römischen Kaiser noch gemischte römische und deutsche Heereshaufen unter seinem Befehle standen. Strebte aber ein deutscher Athaling nach größerer Macht, so stand ihm in den neuen Verhältnissen auf gesetzliche Weise nur der Weg offen, die größere Macht durch die Ernennung durch den Kaiser, als des Reiches Oberhaupt, zu erlangen. Dahin ging denn auch ihr eifrigstes Bestreben. Sie trachteten nach einflußreichen Aemtern im Staate, besonders im Senate und am Hofe. So war ja der Vandale Stilicho der Reichsverweser des weströmischen Reiches. Noch mehr aber ging ihr Trachten dahin, im römischen Kriegsdienste zu Auszeichnungen und hohen Würden zu gelangen. Sie dienten deshalb im Heere unter römischen Befehlshabern, der Kaiser ernannte, beförderte und versetzte sie, wie er es mit den römischen Offizieren machte, bald setzte er deutsche Häuptlinge zu römischen Heeresabtheilungen, bald stellte er umgekehrt römische Häuptlinge an die Spitze verbündeter Schaaren. — Die deutschen Führer erhielten bald wegen ihrer Kraft und Tapferkeit den Vorzug vor den Römern; sie waren es ja, welche mit ihren Truppen meist den Ausschlag in den Parteikämpfen gaben. So schwangen sie sich zu mächtigen Kriegsführern auf. Die Kriegszucht bei ihren deutschen Schaaren wurde aber auch mehr und mehr nach römischer Weise eingerichtet, denn es waren diese ja dem Vertrage und der äußern Stellung nach römische Reichstruppen. Die Händel der Einzelnen wurden wohl gewöhnlich nach deutschem Brauch und Sitte abgemacht, durch schiedsrichtliches Urtheil und Bußeleistung oder Entscheid durch Waffen, aber die größern und gemeinsamern Sachen unter dem Vorsitze des Feldherrn und Befehlshabers nach römischer Gerichtsform entschieden.

So erhielten die deutschen Anführer das Ansehen

und die Stellung römischer Befehlshaber; sie befehligten bald nach römischer Art und lernten es, sich als Machthaber, ihre Schaaren als Untergebene zu betrachten, die nur unbedingt zu gehorchen hätten.

So änderte sich in den neuen Verhältnissen ihre frühere Stellung gegen die Ihrigen. Sonst die freigewählten Führer im Kriege, wurden sie nun die Kriegsobersten und Herren ihrer Leute.

Und alles Dies konnten sie nur unter dem Scheine römischer Oberhoheit, da nur römische Weise solch überwiegende Macht und befehlerisches Wesen zuließ, nicht deutsche Art und Weise. Daher hielten ehrgeizige deutsche Fürsten diesen Schein römischer Oberherrlichkeit, unter dem sie ihre herrschsüchtigen Pläne nur allein zur Ausführung bringen konnten, fest. Sie waren trotzdem wenig gebunden. Es war ja das ganze Verhältniß eben nur Schein, nicht Wahrheit und Wirklichkeit. Man denke nur an die Zerrissenheit der römischen Zustände, an die Machtlosigkeit der Kaiser damaliger Zeit, an ihre Abhängigkeit von ihren Ministern und Feldherren, an die verschiedenen Parteien, die in verschiedenen Provinzen des zerfallenden römischen Reichs oft genug verschiedene Männer zu ihren Herren und Kaisern ausriefen, so daß bald einer gestürzt, bald ein anderer erhoben wurde, bald mehrere zu gleicher Zeit auftraten: und man wird selbst finden, wie günstig solch zerrissene Zustände den nach Macht und Unabhängigkeit strebenden Führern sein mußten.

Und die Geschichte lehrt, wie trefflich sich die kräftigen deutschen Fürsten diese Verhältnisse zu Nutze zu machen wußten. Sie dienten bald der, bald jener Partei, unterstützten bald den, bald jenen Scheinkaiser, verfolgten aber in Wahrheit nur persönlich-ehrgeizige Pläne. Dabei bewahrten sie sich immer den Schein römischer Heerführer, welche im Interesse des römischen Reichs zu handeln schienen; denn wenn man gegen eine Partei, selbst gegen die bestehende Regierung und den Kaiser auftrat, brauchte man noch nicht als ein Empörer gegen das Reich zu erscheinen. Diese Schuld schob bei den vielen Parteiungen die siegreiche Partei immer nur der Gegenpartei unter. Man war im römischen Reiche an den Wechsel der Kaiser gewöhnt, man war mit der Eigenmächtigkeit herrschsüchtiger Heerführer, frei

über ihre Truppen zu verfügen und mit ihrer Hülfe Kaiser zu stürzen und zu erheben, vertraut.

Unter diesen Verhältnissen stellten sich die deutschen Heerführer den Ihrigen eben so als römische Machthaber gegenüber, die ihre Macht von Kaiser und Reich empfangen und deren gesetzlich Untergebene jene seien, als sie hinwieder dem Kaiser und Reiche gegenüber als Eroberer und Herren auftraten. So wurden sie unabhängig von den Ihrigen, und von der Reichsgewalt, der sie sich scheinbar unterordneten, waren sie es in Folge der zerrütteten Verhältnisse und ihrer überlegenen Kraft. In dieser ungebundenen Stellung dem Reiche gegenüber mit Beseitigung des freien deutschen Volkswillens lag der Keim zur aufsprießenden monarchischen Gewalt.

So stand also nach den abgeschlossenen Verträgen mit Rom den deutschen Fürsten der Weg offen, die Laufbahn eines römischen Großen, sowohl im Staats- als Kriegsdienste, zu verfolgen und sich dadurch zu Macht und Größe emporzuschwingen, oder es mußte, wer sich auf die Ergebenheit einer großen Kriegsschaar verlassen zu können glaubte und seiner Kraft vertrauete, sich von Rom lossagen und als offener Feind sein Glück versuchen. Wir finden, daß wohl Einer und Derselbe beide Wege einschlug, je nachdem diese oder jene Richtung ihn näher und schneller zum Ziele zu führen schien. Doch immer blieb es der gewöhnliche Weg zur Erreichung größerer Macht und Unabhängigkeit, als römischer Parteigänger sich emporzuschwingen, bis man seine Zeit ersah, den Schein der Abhängigkeit von Rom abzuwerfen und sich als selbstständigen Herrn hinzustellen.

Wir wollen hierauf einmal die hervortretendsten Völker der großen Völkerwanderung und ihre hervorragendsten Männer ansehen.

Das erste Volk, das wir hier in seiner Entwickelung bis zum monarchischen Königthume zu betrachten haben, sind

die Westgothen.

Zuerst tritt uns hier Alarich entgegen.

Alarichs Laufbahn bewegte sich in den beiden eben be-

rührten Richtungen: er sagte sich von Rom los und lehnte sich doch auch wieder an Rom und dessen Scheinhoheit an.

Zuerst verfolgte er in römischen Diensten als Heerführer die Laufbahn eines römischen Großen. Er focht mit unter dem Kaiser Theodosius gegen den Nebenkaiser Eugenius und erwarb sich durch Tapferkeit und Feldherrntalent großen Ruhm. Nach erkämpftem Frieden aber fand sich sein Ehrgeiz, der nach höherer Macht und Stellung strebte, nicht befriedigt. Die gehoffte Beförderung in höhere Stellen blieb ihm zu lange aus, sein Verdienst schien ihm zu unbeachtet zu bleiben. Da benutzte er in gekränktem Stolze die Thronbesteigung der beiden schwachen Söhne des Theodosius, Arkadius und Honorius, die Vorenthaltung des schuldigen Soldes an seine Gothen und die Erbitterung des rachsüchtigen Reichsverwesers Rufinus gegen seinen Kaiser Arkadius, der seine Tochter verschmähend die schöne Tochter des Frankenfürsten Bauto als kaiserliche Gemahlin heimführte, und kündigte seinem Kaiser den Gehorsam auf. Er stellte sich als König und Herr an die Spitze mehr und mehr wachsender Schaaren. Aber nicht, als ob er König nach deutscher Sitte durch den freien Entschluß und die Wahl seiner Gothen geworden wäre, nein, er selbst warf sich, die Umstände benutzend und seinem gekränkten Ehrgeize, der ihm eine bessere und schneller zu erreichende Laufbahn und Höhe vorgespiegelt hatte, folgend, zum Könige auf und rief unter seine Fahnen allerlei Volk jeden Stammes und jeder Herkunft, das ihm nur folgen wollte.

So stand er feindselig dem oströmischen Kaiser gegenüber und durchzog plündernd und verheerend dessen Provinzen.

Da bekämpfte ihn der weströmische Reichsverweser, der große geistvolle Vandale Stilicho, und Alarich, die Eifersucht des oströmischen Hofes gegen diesen Mann benutzend, machte Frieden mit Letzterm und trat als Befehlshaber der oströmischen Grenzprovinz Illyrien von Neuem in des Kaisers Dienste.

In diesem Scheindienste ein unumschränkter Herr, ließ er den geheimen Wink des oströmischen Hofes nicht unbenutzt,

seine Kraft gegen Italien und den gehaßten Stilicho zu wenden. Unter dem Vorwande, im Namen und auf Befehl seines Kaisers die über Stilicho ausgesprochene Achtserklärung in Ausführung zu bringen, nahm er von dem weströmischen Illyrien Besitz und brach gegen Italien auf.

Nun suchte auch Westrom den Gefürchteten in seine Dienste zu ziehen. Alarich wurde mit der Verwaltung des weströmischen Illyriens belehnt. So stand er auf den Grenzen beider Reiche, scheinbar im Dienste beider und doch unabhängig! —

Nach Stilichos Ermordung trat Alarich wieder als Feind gegen den Kaiser Honorius auf. Er bedrohete Rom und forderte als Bedingung des Friedens außer einem Jahrgelde und der Ueberlassung von Dalmatien und dem heutigen Oesterreich den Oberbefehl über das ganze römische Reichsheer. Damit forderte er nichts Geringeres als die Herrschaft über das ganze abendländische Reich unter der Scheinherrschaft des schwachen Honorius.

Und was that er, als ihm diese ungemessene Forderung vom Kaiser nicht bewilligt wurde? — Er nöthigte das geängstigte Rom, dem Honorius zu entsagen und seinen Stadtpräfekten, d. i. Stadthauptmann Attalus, einen schwachen eiteln Mann, zum Kaiser zu machen. Feierlich zog er hierauf in Rom ein, trat in des neuen Kaisers Dienste und empfing hinwieder von diesem den verlangten Oberbefehl über das ganze römische Heer.

Warum setzte er erst wieder einen Kaiser über sich? Warum erklärte er sich in der Weltstadt Rom, die ihm nicht widerstehen konnte, nicht selbst zum Herrn des Reichs? — Er konnte es als deutscher Fürst seinen Deutschen gegenüber wohl wagen, den Kaiser zu entthronen, nicht aber nach Entthronung des Kaisers gegen alle deutsche Rechtssitte als unumschränkter Gebieter aufzutreten. Es bedurfte dazu des Scheines, daß er hier als römischer Beamter handele, daß die römische Kaisermacht noch bestehe. Deshalb schuf er, als der alte, in dem festen Ravenna verschanzt, nicht zu zwingen war, ihm zu Willen zu sein, einen neuen Kaiser und ließ sich von diesem die Gewalt übertragen, die er nicht eigenmächtig an sich

zu reißen wagte. So konnte er unter der Form der römischen Verfassung und als römischer Reichsbeamter nach und nach und gleichsam unvermerkt auch über seine Gothen die unumschränkte Königsherrschaft auszubilden hoffen.

War dies der Hauptgrund, vor der Hand noch unter einem Scheinkaiser die oberste Herrschergewalt auszuüben, so hatte er zweitens auch den Römern, d. h. den römischen Reichsunterthanen gegenüber ein leichteres Spiel. Auch diese gehorchten leichter, wenn sie scheinbar in der alten Weise blieben, noch ihren Kaiser hatten und dem Fremdlinge nur als dessen Willensvollstrecker und erstem Reichsbeamten Gehorsam zu leisten hatten.

Auf diese Weise suchte nicht blos Alarich, so suchten auch andere deutsche Fürsten, die im römischen Reiche wie über die römischen Unterthanen so auch über ihre Landsleute eine Macht sich zu erwerben trachteten, Beiden gegenüber einen Rechtstitel für ihre Eroberungen und ihre Machtausübung. Als römischer Beamter konnte ein solcher deutscher Fürst die römischen Unterthanenverhältnisse namentlich — was die Hauptsache war — auch gegen die Deutschen geltend machen und diese nach und nach daran gewöhnen.

Alarich entsetzte auch seinen neugebackenen Kaiser wieder seiner hohen Würde, als er durch den eitlen, thatlosen Mann kein Glück bei den Römern machen konnte, und trat in neue Unterhandlungen mit Honorius. Als er nach der Vereitelung derselben seine Wuth gegen Rom wandte und die stolze Weltstadt nahm und plünderte — wer weiß, ob er sich nicht noch zum Herrn Italiens aufgeschwungen hätte, hätte ihn nicht der Tod ereilt.

An seine Stelle trat sein Schwager Athaulf. Aus Liebe zur schönen Schwester des Kaisers, die er zu seiner Gemahlin begehrte, knüpfte er versöhnende Unterhandlungen mit demselben an. Honorius ging in die Bedingung des Gothenfürsten ein unter der Gegenbedingung der Uebersiedelung desselben nach Gallien. So wurde er des lästigen Mannes und Volkes ledig. Athaulf mochte durch die Vermählung mit einer Kaiserstochter wohl auch an Einfluß, Ansehen und Macht zu gewinnen hoffen. Blieb er aber seinem kaiserlichen Schwager getreu? — Mit Nichten. Wir wissen, er schloß

sich dort einem aufgetretenen Gegenkaiser Jovin an; dann, als dieser durch die Verbindung mit seinem Hauptfeinde, dem Gothen Sarus, seinen Plänen störend entgegentrat, trat er wieder zum Kaiser über; endlich, als auch dieser ihm nicht in dem förderlich war, was er erstrebte, sagte er sich abermals von ihm los und ernannte ganz eigenmächtig den noch schwächern Attalus, der diese Scheinrolle schon einmal unter Alarich hatte spielen müssen, seinen jetzigen Hofsänger, zu seinem Kaiser.

Warum dies Alles? Warum nicht lieber offen als König und Herr über seine Gothen und den in Südgallien besetzten Strich aufgetreten? — — Warum die Frage? — Weil seine Gothen die deutsche Freiheit noch zu wenig vergessen hatten, als daß er ohne die Vorspiegelung römischer Oberhoheit, in deren Diensten er handele, es hätte wagen können, sich zum Beherrscher nach römischer und gegendeutscher Weise aufzuwerfen. Auch er suchte unter dem Scheine fremder Macht nur seine eigne zu gründen. Ja, wir wissen durch ihn selbst, daß er anfangs im Sinne hatte, Roms Herrschaft umzustürzen und unter seiner Hoheit eine deutsch-römische Herrschaft zu begründen, wenn er nicht die Unmöglichkeit eingesehen hätte. „Im Beginne seiner Laufbahn, sagte er später selbst, sei er fest entschlossen gewesen, Rom die Herrschaft zu nehmen und Romanien, d. h. das römische Reich, in ein Gothien umzuwandeln; aber, fährt er fort, sein Vorsatz habe gewankt, als er an die Einrichtung seines gothischen Staates gegangen sei. Wie weit könne man mit seinen Landsleuten gelangen? sie seien unfähig, irgend einer Gesetzgebung (d. h. nach römischer Weise) sich zu fügen, aber kein Staat könne ohne eine solche bestehen. Deshalb ziehe er es vor, lieber in der Herstellung statt in der Zerstörung des römischen Namens seinen Ruhm zu suchen.“ Ja, das war's! An den Namen „Rom“, „römisches Reich“, knüpfte sich von Alters her die Vorstellung der höchsten Macht und Selbstherrschaft. Der deutsche Fürst, der ein römischer werden wollte, fühlte es nur zu gut, daß er nicht den alten Namen vernichten, sondern ihn mit deutscher Kraft wieder in aller Glorie herstellen müsse, wollte er in die Macht des zusammenbrechenden Weltreichs eintreten. Und dazu gehörte, daß er als Reichsglied

auftrat und scheinbar im Namen und Auftrag eines Kaisers handelte. So bekleidete ihn ein schwacher Kaiser mit der Macht, die er sich nahm, und es hatte das Ansehen, als ob er sie empfangen; der Kaiser beschenkte ihn mit Länderstrecken, die er ihm abnöthigte; er bemächtigte sich der Reichsangelegenheiten und schien neben dem Throne zu sitzen, während er in Wahrheit auf demselben saß.

Sigerich, der nach Athaulf folgte, der Bruder des von diesem hingerichteten Sarus, bewies durch die schimpfliche Behandlung der Gemahlin Athaulfs, der römischen Kaiserstochter, daß er gegenrömisch gesinnt war. Er mochte der Führer einer gegenrömisch gesinnten gothischen Volkspartei sein. Seine Barbarei erweckte ihm aber Feinde, die ihn nach wenig Tagen stürzten. An seine Stelle trat Wallia. Mit ihm, dem Römischgesinnten, ward der Einfluß der Volkspartei beseitigt und das Verhältniß mit Rom wieder hergestellt. Nenne ich ihn einen Römischgesinnten, so wird das Niemand so verstehen, als ob er im Herzen ein Römer gewesen und für Erhaltung des alten Römerreichs und der Macht des römischen Kaisers geglühet habe: er war um des eignen Nutzens und Vortheils willen nur ein Freund der römischen Formen und hüllte sich deshalb in den Schatten des alten Römerreichs; er wollte nicht ein deutscher, sondern ein römischer Fürst sein und mochte sich deshalb nicht von Rom und den Formen seiner Herrschaft lossagen. So knüpfte er wieder mit dem schwachen Kaiser an. Er trieb diesem zu Gunsten (und nicht minder sich!) die Sweven, Alanen und Vandalen zu Paaren und erhielt vom Kaiser dafür Aquitanien, d. i. das südwestliche Frankreich, bis nördlich zur Loire abgetreten, ein großes, schönes Land. So hatte er seine Eroberung unter dem Scheine eines kaiserlichen Geschenks und kaiserlicher Oberhoheit. Sicherer konnte er hier im neuen Westgothenreiche seine Herrschaft auferbauen, als wenn er, ohne sich um den ohnmächtigen Kaiser zu kümmern, als reiner unabhängiger Eroberer aufgetreten und sich ein Reich geschaffen hätte nach heimischen deutschen Formen.

Das Streben der folgenden westgothischen Fürsten wurde immer sichtbarer durch das fortwährende Schwanken zwischen den Versuchen nach gänzlicher Unabhängigkeit von Rom und

dem jeweiligen Anlehnen an dasselbe, wenn das Erstere noch nicht gelingen wollte. So lehnte sich Theoderich I., der Hauptsieger gegen den Hunnenfürsten Attila in der blutigen Schlacht bei Chalons (Schalong) in Frankreich, anfänglich gegen Rom auf, dann aber trat er freiwillig wieder in das gewohnte Scheinverhältniß zu dem Reiche, bis er wegen des Krieges gegen die Hunnen sich aufs Engste an Rom anschloß. Sein während des Kampfes zum Fürsten erhobener Sohn Thorismund wurde von seinen Brüdern ermordet, weil er durch seine Weise sowohl dem römischen als gothischen Frieden entgegengehandelt habe. Es scheint dieser Vorwurf seine freiere Stellung gegen Rom anzudeuten, die, als den Frieden des Westgothenreiches gefährdend, von seinen gehässigen Brüdern als Vorwand ihrer schnöden That mag benutzt worden sein; denn sein Bruder und Nachfolger, Theoderich II., erhob sogleich nach seiner Thronbesteigung in Verbindung mit den Rathsherren seiner Hauptstadt Toulouse den Römer Avitus zum Kaiser und trat dadurch wieder in die Scheinabhängigkeit von Rom. Der Römer Aegidius, der Statthalter des noch allein Rom gehörenden Landes in Gallien, trat der Wahl bei. Beide, sowohl Aegidius als Theoderich, galten nun als Beamtete des erwählten Kaisers, als hohe Würdenträger des Reichs, als römische Statthalter einzelner Theile Galliens. Doch waren sie, auch Aegidius, bei dieser Scheinstellung fast souverain (souweräng) oder selbstherrisch. Beide suchten die Parteien am Hofe in Italien zu ihrem Vortheile zu gewinnen und stützten sich in Gallien, Theoderich auf seine Gothen, auf die Burgunder und die ehemals römischen Unterthanen seines Reichs, Aegidius auf seine römischen Legionen und auf verbündete Franken und die Bewohner der nördlichen Seeküste, die noch in einiger Abhängigkeit von ihm waren, bis die Franken mächtiger auftraten. Unter einem neuen Kaiser, Majorian, den das Römerreich unter heftigen Erschütterungen durch den Gothen Richimer, der den Avitus absetzte, erhielt, erneuete erst Theoderich, und dann gezwungenerweise auch Aegidius das Bündniß mit Rom. Es kommt vor, daß damals in dem Kriege, welchen Theoderich und der römische Statthalter Aegidius gemeinsam gegen die Sweven führten, ein römischer Heerführer

über die gothischen Schaaren gesetzt wurde; ein Beweis, daß man die Gothen zu dem Reichsheere zählte und Theoderich hier einmal als ein römischer Reichsbeamter angesehen wurde, der die Bekämpfung der feindlichen Sweven mit übernahm.

Der in Rom herrschende Gothe Richimer, der die Kaiser nur als Spielzeug behandelte, stürzte auch den Majorian wieder und erhob den Severus als Scheinkaiser. Dies entzweite die beiden Machthaber. Aegidius, als wirklicher Römer der Vertreter seines Volks, wollte den vom Gothen Richimer abermals willkürlich erhobenen Kaiser nicht anerkennen, denn er war empört über das Spiel, das der Ausländer mit dem Reiche trieb; Theoderich dagegen, welcher den Kaiser und das ganze römische Reich blos als Form für die Zwecke zu seiner Machterhebung benutzte, erkannte den Scheinkaiser an. Aegidius behielt im Felde die Oberhand, Theoderich aber bekam vom neuen Kaiser eine neue Provinz zu seinem Reiche geschenkt.

Nach dem Tode Theoderichs II. trat endlich der neue Westgothenkönig Eurich, ein kräftiger, kriegerischer Mann, unumwunden als selbstständiger, von Rom völlig unabhängiger Herrscher auf. Es war im Jahre 466, wo das weströmische Kaiserreich noch nicht untergegangen war. Eurich sah, daß seine Zeit gekommen war, und benutzte sie in seiner Kraft. Seit dem ersten feindseligen Auftreten Alarichs gegen Reich und Kaiser im Jahre 395 waren über 70 Jahre verflossen. Während dieser Zeit hatte sich das Volk der Westgothen in die neuen Verhältnisse eingelebt und die frühern mehr und mehr vergessen; es war ein neues Geschlecht, auf dem neuen Boden in fester Weise ansässig, grundbesitzend und ackerbauend geworden; es hatte sich an römische Staatsweise gewöhnt und sie mehr und mehr, wenn auch durch den Einfluß deutscher Sitte in mancherlei Art verändert, in sich aufgenommen; es war durch die monarchische Verfassung, die es durch römische Einflüsse und durch das Benutzen derselben durch seine Fürsten erhalten hatte, zu Ruhm und Macht emporgestiegen. Es gefiel sich in seiner Kraft. Die Macht seiner Fürsten hatte sich hinlänglich befestigt. Ein Rückfall in die frühern, freiern Zustände war nicht mehr zu befürchten. Da trat Eurich auf, um als kräftiger Herrscher auch den Schein der Abhängigkeit

von Rom abzuwerfen. „Als er sah", heißt es von ihm, „wie die Kaiser häufig wechselten, dachte er daran, Gallien im eignen Namen zu regieren." Er verband sich mit dem Vandalenfürsten Geiserich, dem Schrecken Roms, und begann für die Selbstständigkeit seines Reichs den offenen Kampf gegen Rom. Er setzte siegreich durch, was schon Athaulf gewünscht, ihm aber noch unmöglich gewesen war: er verwandelte sein Reich aus einem römischen in ein von Rom unabhängiges, selbstständiges Gothenreich. Freilich war dies Gothenreich, der Verfassung und Volksfreiheit nach, dem frühern Reiche der Väter am schwarzen Meere und der Donau, noch vor der Völkerwanderung, ungleich unähnlicher als dem römischen Reiche, von dem es sich losgetrennt hatte.

Die Burgunder, die bisherigen Verbündeten der Westgothen, traten aber gegen Eurich auf (sie erkannten wohl in dessen Lossagung von Rom seine größere Machtanmaßung und in seiner unbeschränkten Selbstherrschaft eine größere Gefahr für ihre Freiheit), hielten noch immer fest am Reiche und ließen sich von Rom oder Konstantinopel aus fortdauernd römische Würden übertragen. Noch ihr König Sigismund versicherte dem Kaiser Zeno, wie seine Vorfahren halte auch er ein römisches, vom Kaiser übertragenes Amt für eine höhere Würde als den ihnen angestammten Titel; auch in der Herrschaft über ihre Burgunder wollten sie für nichts Anderes gehalten werden, als für kaiserliche Beamte. — Man sieht, daß so nur römisch gesinnte, d. h. der Herrschaft in römischer Weise zugethane Fürsten reden konnten, die ihre Macht und Stellung freilich lieber vom mächtigen unumschränkten Alleinherrscher des großen römischen Reichs (wenn er dies auch nur der Vorstellung nach noch war, oder vielmehr gerade eben deswegen), als von dem Willen und der freien Wahl ihres Volks ableiteten. Endlich erstarkte ja ihre Macht durch dies Scheinverhältniß und sie wurden aus abhängigen Fürsten mit der Zeit unbeschränkte Herrscher und Monarchen ihrer Geschlechter und Stämme. Beide wurden romanisch, d. h. römisch gemacht, sowohl das Volk als die Fürsten; das Volk dadurch in seiner Freiheit herabgedrückt, die Fürsten in ihrer Macht erhoben.

Wir kommen nun zum

Reich des Odoaker.

Odoaker ging einen Schritt weiter als die andern deutschen Fürsten. Während z. B. Eurich sich nur entschieden von Rom lossagte, warf Odoaker, zehn Jahr später, den letzten Kaiser vom Throne, um nie wieder einen darauf zu lassen, und stürzte damit Roms alte Herrschaft. Mit 476 ging das römische Reich zu Ende. Wir haben hier nur daran zu erinnern, daß auch Odoaker als römischer Söldling in römischen Diensten stand und dieselbe Laufbahn durchmachte, wie die andern deutschen Führer, die zu großer Macht und Herrschaft gelangten. Auch er schwang sich zu einem mächtigen römischen Heerführer empor, machte sich dann unter den letzten Schattenkaisern immer unabhängiger, bis er endlich das morsche Reich zertrümmerte. Als er sich zum König von Italien aufwarf, waren seine deutschen Truppen ebenfalls schon an römisches Feldherrenthum und römisches Herrscherthum gewöhnt und man muß noch besonders beachten, daß er nicht der deutsche Fürst irgend eines deutschen Volksstammes war, sondern nur der Führer aus verschiedenen Stämmen, vorzüglich Herulern, zusammengetretener kriegslustiger Schaaren. Und er blieb ja nicht einmal der Führer von frei sich anschließenden Gefolgsleuten, sondern wurde in römischen Diensten durch römische Ernennung und Bestallung der oberste Hauptmann aller deutschen Hülfstruppen, die Italien im Solde hatte. Es waren also eines Theils diese Deutschen keineswegs Zusammengehörige, sondern aus allerlei Stämmen Zusammengemischte, und Odoaker sodann durch seine römische Stellung zu ihnen ihr gebietendes Oberhaupt; ja, er war durch das römische Unwesen des Stürzens und Erhebens eines Kaisers nach dem andern — während der letzten zwanzig Jahre des römischen Reichs saßen neun Kaiser auf dem Throne! — in der Gegend, die seine Truppen inne hatten, nichts Anderes als der königliche Herr geworden.

Der Gang der Begebenheiten führt uns nun zu den

Ostgothen.

Theoderich der Große besiegte den Odoaker und bemächtigte sich des italienischen Königreichs. Von einer entscheidenden Schlacht gegen denselben bei Verona wurde er im Munde der Deutschen auch Dietrich von Bern genannt. Dietrich ist eben so viel als Theoderich und aus Verona machten die Deutschen durch Zusammenziehung Bern. Das V, welches wie W gesprochen wurde und noch wird, ging in B über, das ja in der Mitte der Wörter noch vielfach wie w lautet.

Wie ward nun Theoderich Monarch oder Alleinherrscher nach römischer Art? — Ebenfalls durch römische Einflüsse und Verhältnisse. Wir wissen schon, daß er der Sohn eines der Gothenfürsten war. Die Gothen, welche oft raubend und verheerend ins griechisch-römische Kaiserreich einbrachen, schlossen einst einen Friedensvertrag mit dem Kaiser Zeno und gaben als Unterpfand des Friedens den jungen siebenjährigen Theoderich nach Konstantinopel. Hier blieb er elf Jahre hindurch am Hofe des Kaisers, wurde wie ein griechischer Prinz erzogen, erhielt dadurch griechische Kenntnisse und Bildung, wurde mit allen Lebensverhältnissen eines gebildeten Volkes vertraut, aber auch in die schlaue, selbst- und herrschsüchtige, verderbte und verderbende griechisch-römische Staatskunst eingeweihet. Eine böse Schule für einen geist- und kraftvollen Fürstensohn. Hätte ihn nicht (wie dies im Leben bei verkehrter Erziehung und verderblicher Umgebung oft der Fall ist) sein besserer, kräftiger Geist bewahrt, er hätte an dem sinnlich-üppigen Hofe von Konstantinopel, wo hauptsächlich listige Weiber und ränkevolle Pfaffen unter dem Einflusse durch Bestechung gewonnener Soldaten regierten, ein verworfener Jüngling werden müssen.

Durch seine erlangte Bildung seine Landsleute weit überragend, kehrte er als geisteskräftiger Jüngling zu seinem Volke zurück und ward König über die gesammten Ostgothen. Doch auch er setzte die Kriegs- und Raubzüge in das griechi-

sche Kaiserreich fort. Da forderte ihn der Kaiser Zeno auf, hinüber zu ziehen nach Italien und das Land dem Odoaker zu entreißen. Zeno wußte wenigstens, daß er dadurch den gefährlichen Mann und das lästige Volk los wurde; er mochte auch hoffen, dadurch Italien möglicherweise wieder mit dem griechischen Reiche verbinden und somit die seit Theodosius im Jahre 395, seit nun fast 100 Jahren getrennten beiden römischen Reiche wieder vereinigen zu können, wenn er auch den Theoderich als Reichsverweser werde anerkennen müssen.

Theoderich zog hinüber ins schöne Italien; er unternahm den Zug scheinbar als römischer Beamter und Heerführer, gleichsam im Auftrage des Kaisers: aber als er den Odoaker nach mehrern Siegen und dreijähriger Belagerung seiner Stadt Ravenna, von den Deutschen „Raben" genannt, endlich zu einem vortheilhaften Vertrage genöthigt, ihn bald darauf aber durch einen Streich in Konstantinopel erlernter Staatsklugheit aus dem Wege geräumt hatte, dachte er nicht daran, Italien für den griechischen Kaiser erobert haben zu wollen. Und trotz aller Unterhandlungen, die darüber gepflogen worden sein sollen, konnte dieser es nicht von ihm erhalten. Er stellte sich selbstständig als Herr hin. Und wie hätte man ihm bei den bestehenden Verhältnissen wohl Anderes zumuthen können? Sollte er als kräftiger, talentvoller Herrscher das eroberte Reich den schwachen griechischen Kaisern überantworten, sich und seine kräftigen Gothen den verweichlichten Griechen unterordnen? —

Theoderich hatte über die Ostgothen bis dahin noch keineswegs als unumschränkter Herr und Gebieter regiert. Wir sehen es schon daran, daß er für sein Unternehmen nach Italien noch nöthig hatte, die große Volksversammlung zusammenzuberufen, daß sie seinen Vorschlag genehmige. In Italien aber trat er ganz in die Stelle des frühern weströmischen Kaisers, nur daß er sich nicht so nennen mochte. Die ganze Staatseinrichtung blieb römisch. Zunächst wurde sein Hof nach römischer Weise eingerichtet mit den verschiedenen Hofbedienten und der Beobachtung der herkömmlichen altkaiserlichen Gebräuche. So ließ er die üblichen Getreidespenden ans Volk vertheilen und die gewohnten circensischen Spiele

veranstalten, als er im Jahr 500 nach Rom kam und sechs Monate dort verweilte, gerade wie es das römische Volk von seinem Kaiser bei solchen Gelegenheiten gewohnt war und erwartete. Dasselbe that er in seiner Hauptstadt Ravenna. — Sodann ließ er Gesetze und Verwaltung nach römischer Art fortbestehen. Selbst in den Angelegenheiten, welche blos Gothen betrafen, ging nicht mehr Alles nach gothischen Rechten, sondern römisches Recht erhielt auch hier das Uebergewicht. Theoderich nahm römische Staatsmänner in seine Dienste und selbst als erste Minister an. Er bewies die größte Achtung vor römischer Bildung, Sitte und Ordnung und gewährte selbst der römisch-katholischen Religion den entschiedensten Schutz, obgleich er selbst nicht dieser Kirche angehörte, sondern Arianer war. Er nahm Kunstwerke, Paläste, Kirchen, Wasserleitungen und öffentliche Anlagen unter seine Obhut, eben wie früher die römischen Kaiser. Nimmt man dazu, daß die Gothen ein sittlicheres Leben führten und der römischen Verweichlichung Kraft und Frische entgegenstellten, so läßt sich denken, wie belebend ihr Einfluß und Theoderichs weise Regierung auf das entnervte Geschlecht der Römer wirkte. Und eben dies neue kräftige, sittlichere Leben, der bei aller noch vorhandenen Ungebildetheit, wohl auch Rohheit und Härte, inwohnende edlere Charakter ist es, was die deutschen Völker den unterworfenen römischen Völkern zubrachten, während deren Bildung wieder auf diese einwirkte. Selbst der König der Vandalen, Geiserich, hielt in seinem afrikanischen Reiche so streng auf Zucht und Keuschheit, daß er die öffentlichen Dirnen — etwas den Deutschen bis dahin ganz Fremdes (wäre es dies doch geblieben!) — nicht duldete und den Ehebruch, auch unter den altrömischen Einwohnern, hart bestrafte, so daß es sprichwörtlich hieß: „Bei den Gothen sind nur noch die Römer unkeusch, aber bei den Vandalen sind es sogar die Römer nicht mehr.“ Theoderich erzwang nicht, er empfahl nur den Römern die deutsche Sittenreinheit seiner Gothen, während diesen umgekehrt die römische Bildung. Auch beförderte er in einem langen Frieden Ackerbau, Gewerbe und Handel, stellte die zerstörten Ortschaften wieder her und fing sogar an, die pontinischen Sümpfe austrocknen zu lassen.

Aber freilich vererbten sich auch durch das Festhalten der alten Zustände und besonders der altrömischen Verwaltungsart die alten Fehler theilweise auf den neuen Staat und es konnte bei der Milde Theoderichs gegen die Römer und das Bestehende leider nicht fehlen, daß auch die alte Verdorbenheit theilweise auf die Gothen kam. Selbst Theoderich verließ bei überhandnehmendem Argwohn und immer tiefer greifender Bitterkeit — wozu er bei manchem geheimen Treiben, besonders des römischen Adels und der katholischen Geistlichkeit, welche insgeheim die harten Verfolgungsmaßregeln des griechischen Hofes gegen die nicht-katholischen Christen begünstigten, Grund genug haben mochte — seine alte Milde und gewohnte Gerechtigkeit und befleckte seinen Ruhm mit Grausamkeiten gegen unschuldige edle Römer, die ihm zu frei dachten und zu frei sprachen. — Schon der Fluch der unbeschränkten Herrschsucht! —

Doch dies gehört nicht ausführlicher hierher, wir wollen vielmehr die Stellung noch ins Auge fassen, in welche die Gothen im neuen Staate eintraten.

Bei der Beibehaltung des altrömischen Staatswesens, der römischen Verfassung, Gesetze, Verwaltungsart und Gerechtigkeitspflege, die nur einzelne Umänderungen erlitten, konnten die Gothen die Grundlage ihrer alten deutschen Volksfreiheit natürlich nicht aufrecht erhalten.

Sie erhielten:

1) Statt eines Fürsten nach deutscher Art einen König und Gebieter nach römischer Weise, einen wirklichen Herrscher, den bei aller sonstigen Milde und Gerechtigkeit und vielen weisen Einrichtungen jeder Anschein, jeder Verdacht, seine Gewalt beeinträchtigt zu sehen, zum Tyrannen machte; der in einem undeutschen Hofleben von Schmeichlern umgeben war (wie es Unterworfene meist sind), welche die Kunst, die schwachen Seiten der Fürsten zu benutzen, von sonst her meisterlich verstanden.

2) Statt der deutschen Volksversammlungen, wo des Volkes Angelegenheiten berathen wurden, eine Regierung, die sich nur zu sehr um Alles bekümmerte und für Alles sorgen wollte. Es war dies ein

undeutsches Bevormundungswesen, gleich als ob das Volk aus lauter unverständigen Kindern bestände, wie es, und zwar zur höchsten Höhe ausgebildet, leider bis auf unsere Zeit gekommen ist, von unserer, zu größerm Selbstbewußtsein gekommenen Zeit aber auch entschieden angefeindet und bekämpft wird.

3) Statt der einheimischen, einfachen Gesetze, die aus dem innersten Wesen des freien Naturvolks hervorgegangen waren und nur der Entwickelung bedurften, fremde Gesetze mit spitzfindigen Bestimmungen und Unterscheidungen, die in ihnen kein Leben hatten.

Sie selbst aber, sonst blos freie und gleichberechtigte Volksgenossen, wurden

1) theils Beamte einer für sie fremdartigen, zusammengesetzten Staatseinrichtung und königlichen Regierung;

2) theils Soldaten, d. h. nicht freie Krieger im Dienste des Vaterlandes, sondern besoldete Kriegsmänner im Dienste des Königs und der Regierung;

3) theils Grundbesitzer, aber unter der römischen Bevölkerung zerstreut und mit demselben Steuerdrucke und denselben Lasten, wie jene im frühern alten Zustande. Theoderich gab nämlich seinen Gothen dasselbe Drittel der Ländereien, welches Odoakers Leute gehabt hatten, machte sie aber steuerpflichtig und bürdete ihnen die alten Gemeinde- und Staatslasten auf.

So kam das Volk in eine ganz andere Stellung gegen früher.

Die Hauptsache aber war, daß Theoderich sich zum ächten Herrscher machte nach römischer Weise. Er erkannte selbst die Ehrenrechte (waren es doch keine wirklichen!) des griechischen Kaisers über Italien an und ließ sich im Besitze desselben von ihm bestätigen, nur um statt der frei wählenden Volksgemeinde Etwas über sich zu haben, von dem er scheinbar seine Macht empfangen. So beseitigte er die freie Volkswahl!

Die römische Vorstellung, aus dem Despotismus der Kaiser und den Schmeicheleien der gesunkenen Römer hervorgegangen, daß den Kaisern ein göttlicher Rang zu-

komme (oft wurden sie, selbst die unwürdigsten, nach ihrem Tode unter feierlichem Gepränge zu dem Range der Götter erhoben oder für Halbgötter erklärt!), diese im Volke eingelebte Vorstellung ging bei dem ungewohnten Pomp am Hofe, der Schmeichelei der Hofdiener und der Unterthänigkeit der römischer Bevölkerung in gewisser Beziehung allmälig auch auf die Deutschen über und wirkte auf ihre Ansicht von der Majestät des Königthums ein. Dazu kam der römische Begriff von Rang und Adel, von Herrschenden und Unterthanen.

Die Römer sowohl als die Gothen waren Christen. Es konnte demnach die altrömische Ansicht von dem göttlichen Range der Fürsten, welche dem Heidenthume mit seiner Vielgötterei entsprungen war, nicht in der alten Vorstellungsweise fortbestehen. Theoderich wußte ihr eine andere Gestalt zu geben. Im Alten Testamente werden die Könige als Gesalbte des Herrn angesehen, die an seiner Statt auf Erden regieren. Theoderich suchte diese Ansicht als die christliche (obgleich sie nur eine altjüdische war) an die Stelle der heidnischen zu setzen und nicht nur seinen Gothen, sondern auch andern deutschen Königen und Völkern klar zu machen. Sie findet sich in vielen Briefen und Aussprüchen von ihm. So trat Theoderich als der erste deutsche König auf, der im Sinne des Alten Testaments ein Gesalbter des Herrn oder ein von Gott geweiheter, an Gottes Statt regierender Völkerhirt sein wollte. Er war demnach der Erste, der das Fürstenthum statt vom **Volke** von **Gott** ableitete, um demselben so in den Augen des Volks eine größere Weihe und Unantastbarkeit zu verleihen, sich selbst aber eine völlige Unabhängigkeit zu sichern. Er machte sich zum ersten König **von Gottes Gnaden!** —

Das war die Ableitung vom Himmel; aber auch auf der Erde wollte er dem Königthume und seiner Macht feste Wurzel fassen lassen. In dieser Beziehung ging die Politik schon dieses einen der ersten Sprößlinge der aufsprießenden deutschen Königsherrschaft eifrigsten Strebens dahin, durch Heirathsverbindungen die mächtigsten Fürsten der neuen deutschen Reiche Europas zu verbinden und zunächst an sich zu knüpfen. Er vermählte seine Töchter, die Theodikusa mit dem Westgothenkönige Alarich II., die Ostrogotha mit

Sigismund, dem Sohne des Burgunderkönigs Gundebald, der seinem Vater auf dem Throne folgte; seine Schwester Amalfreda oder Amalafride mit dem Vandalenkönige Thrasamund, und deren Tochter erster Ehe, Amalberga, mit dem Thüringerkönige Hermanfried, er selbst aber nahm zu seiner Gemahlin die Schwester des Frankenkönigs Chlodwig, Audifleda. — So suchte er die deutschen Königsfamilien durch wechselseitige Verheirathungen zu Einer Familie zu verbinden. Er selbst aber setzte sich als der „Vater der Könige" in großes Ansehen und genoß allgemeine Ehrfurcht. Sogar die entfernten Aesthyer (Esthen) an der Ostsee schickten ihm Geschenke als Zeichen ihrer Ehrfurcht. Seine Verbindung mit der fränkischen Königsfamilie konnte aber doch nicht verhindern, daß nicht der Haß der Gothen und Franken fortdauerte.

Dabei wußte er mit großer Staatsklugheit die Verhältnisse zu benutzen, um seine Macht mehr und mehr auszudehnen. Kaum konnte er dabei friedlich mit seinem Schwager, dem Frankenkönige Chlodwig, bleiben, der gerade dasselbe beabsichtigte und noch dazu mehr als kriegerischer Eroberer verfuhr. Theoderich aber unternahm Kriege nur dann, wenn er sich einen sichern Erfolg versprechen konnte und er nichts mehr durch diplomatische Unterhandlungen, d. h. durch Verhandlungen durch Gesandte und auf dem Papiere zu erreichen vermochte. Er selbst zog nicht in den Krieg aus, sondern schickte tüchtige Feldherren. Chlodwig drohete fortwährend den Burgundern und Westgothen mit einem Eroberungskriege. Neun Jahre lang hielt Theoderich durch geschickte Unterhandlungen, die er durch darin erfahrene römische Staatsbeamte leitete, den Frieden aufrecht und beschwichtigte den drohenden Sturm eines Kriegsausbruches. Eine damals unerhörte Sache, die von großer Gewandtheit Theoderichs und seiner Staatsbeamten zeugt. Als endlich der Eroberer Chlodwig doch gegen die Westgothen zu Felde zog und Alarich im Kampfe fiel, griff Theoderich zu den Waffen und nahm sich seines Enkels Amalarich sowohl gegen den Frankenkönig als gegen Alarichs natürlichen Sohn Gesalich, der sich nach des Vaters Tode zum Könige aufwarf, mit Kraft an. Er besiegte den Stiefbruder und entriß den Franken einen

Theil des eroberten Landes wieder. Darauf erklärte er Spanien und ein Stück Südfrankreichs für Theile des ostgothischen Reichs; das übrige Land aber ließ er in seines Enkels Namen verwalten.

Theoderich war ein Mann hohen Geistes; er überschauete die Verhältnisse der Völker klarer als irgend Einer seiner Zeit; er wollte die deutschen Völker einigen, mit seinem Geiste durchdringen und ihnen die römische Kaiserherrschaft in die Hände bringen, aber er vergaß, daß die deutsche Herrschaft auf römischem Boden nur gewaltsam war und auf dem Schwerte stand, nicht auf der altdeutschen sittlichen Freiheit des Volks.

So ward das Ostgothenreich gar groß und mächtig unter dem großen Theoderich; aber nach seinem Tode im Jahre 526 sank es eben so schnell von seiner Höhe herab, denn die Nachfolger besaßen nicht seinen großen Geist und die Versuche, die veralteten römischen Staatszustände neu zu beleben, zeigten sich in ihrer Unhaltbarkeit. Der Hof zu Konstantinopel machte neue Versuche, das längst verlorne Italien sich wiederzuerobern. Er war glücklich in seinen Anstrengungen: 555 ging das ostgothische Reich unter. Aber schon 568 verlor der griechische Hof das schöne Land an die Longobarden, welche, von Deutschland aus einfallend, sich desselben bemächtigten und von denen noch bis auf den heutigen Tag Oberitalien die Lombardei heißt.

Doch, könnte man sagen, dies ist die Entwickelung des Königthums bei deutschen Völkern und Fürsten im Auslande; bei denen in unserm Deutschland, wo nicht die gleichen oder ähnliche Verhältnisse stattfanden, wo nicht eine fremde Herrschermacht das verlockende Vorbild werden konnte, war es anders. Ja allerdings war es da zu der Zeit noch anders. Die

deutschen Völker in Deutschland selbst waren noch frei und standen noch immer frei unter freigewählten Fürsten aus ihren berühmtesten, ältesten, edelsten Geschlechtern. So kannten z. B. die Sachsen das Königthum noch nicht dem Namen nach. Ein alter Schriftsteller sagt: „Die alten Sachsen haben keinen König, sondern mehrere Satrapen als Vorsteher ihrer Geschlechter.“ Und ein anderer: „Das Volk, welches nicht etwa durch einen König vereinigt, sondern auf verschiedene Weisen getheilt war, hatte fast so viel Führer als Gaue.“ — Unter Satrapen (eigentlich Statthalter) sind die Volksführer gemeint, das, was man Fürsten (die Vordersten, Vorsteher) und Aelteste nannte. — Noch immer hielten die Edelinge und Gemeinden der Sachsen große Volksversammlung an einem Orte an der Weser, Marklo genannt. Es kamen, da der Staat größer geworden, oder die einzelnen Stämme und Geschlechter sich mehr vereinigt hatten, dort alljährlich Abgeordnete aus den verschiedenen Gauen zusammen, während die einzelnen sich abgesondert zum Oeftern versammelten. — Auch was bei den Thüringern etwa Könige genannt werden, waren dazumal eben nur die Fürsten oder Aeltesten. Keine andern Vorsteher und Häupter kannten die Friesen und andere Völkerschaften; ja nicht einmal die südlichen Quaden, die den Römern so nahe lagen, kannten irgend eine Erbmonarchie über das ganze Volk. Nirgends finden wir mehr als Gau- und Hundertfürsten (einen Ausdruck, den wir später erklären werden).

Aber die sich in den eroberten römischen Ländern durch römische Einflüsse entwickelnde Königsherrschaft deutscher Fürsten ging von da allmälig auch zu den Völkern Deutschlands über und obgleich schon Theoderich nicht ohne Einfluß darauf war, namentlich durch das hohe Ansehen und die Ehrfurcht, welche er überall bei den deutschen Völkern seiner Macht und Größe wegen genoß, — und durch die Heirathsverbindungen, die er überall anknüpfte: so war es doch ein anderes Volk, das, zugleich auf benachbartem römischem Boden Fuß fassend und doch auch auf deutschem vaterländischem Grunde fortwurzelnd, die auf römischem Boden ausgebildete neue Königsherrschaft durch seine Siege über andere deutsche Völker nach Deutschland brachte. Wir müssen dies Volk in

seiner Entwickelung zum Königthume und wie es dasselbe auf deutschem Grund und Boden verpflanzte, auch noch in nähern Betracht ziehen. Es waren dies

die Franken.

Wir haben schon oben (unter Abschn. II., Nr. 6 ,,die neuen Reiche, die aus der Völkerwanderung hervorgegangen'', 6) ,,das Frankenreich'') über die älteste Geschichte der Franken gesprochen. Bis auf Childerich sind die Fürsten, die irgend in oft abweichender Folge erwähnt werden, noch ächte deutsche Aelteste der verschiedenen Stämme und Geschlechter, aus denen der Bund der Franken sich gebildet hatte.

Erst mit Childerich tritt ihre Geschichte aus der Ungewißheit und dem Dunkel heraus, in das jede älteste Geschichte eines Volks gehüllt zu sein pflegt.

Childerich, mit dem die Reihe der sogenannten Merowinger oder der Nachkommen des Merowäus oder Merowig beginnt, ist der erste Frankenfürst, welcher durch das Anschließen und Eintreten in römische Verhältnisse sich zu Macht und Unabhängigkeit zu erheben strebte.

Beim Betreten dieser Laufbahn war er nichts weiter als Frankenältester in der Umgegend von Tournay oder Doornick in Belgien und erstes Haupt des salischen Frankenzweiges. In Doornick ist auch 1653 sein Grab gefunden worden. Zu dem römischen Feldherrn und Statthalter des noch römisch-gallischen Gebietes, Aegidius, trat er in das Verhältniß eines römischen Bundesgenossen. Die Salier verjagten ihn und erkannten den Römer Aegidius als ihr Haupt an; das war nichts Anderes, als sie blieben in dem Verhältnisse römischer Verbündeter. Ihre Neigung wandte sich aber, da sie mit der Herrschaft, die sich der Römer nach römischer Weise über sie herausnehmen wollte, unzufrieden wurden, wieder ihrem Stammfürsten zu. Sein treuer Diener überschickte ihm die Hälfte der zerbrochenen Goldmünze und Childerich eilte zu seinen Franken zurück. Er wurde wieder zum Fürsten erhoben. Aegidius ließ die Erhebung zu, ohne deshalb einen

Krieg gegen die Franken zu beginnen, der ihm, von allen Seiten von deutschen Völkerschaften umgeben, wohl zu gewagt erscheinen mußte, und Childerich leistete ihm dafür gute Dienste gegen die Westgothen. Gothen und Franken standen von je sich feindselig gegenüber; hier kam dazu, daß Childerich, der seine Macht in Gallien vergrößern wollte, die immer mächtiger werdenden Gothen als die gefährlichsten Feinde seiner Bestrebungen ansehen mußte. Eine Scheinverbindung mit Rom, dessen Macht, zumeist in Gallien, nur noch eine Scheinmacht war, mehr und mehr im Sinken begriffen, mußte ihm unter den gegebenen Verhältnissen am vortheilhaftesten erscheinen. Er schloß sich deshalb an Aegidius an und focht, scheinbar im römischen Interesse, in der That aber im eignen, gegen die ihm im Wege stehenden Gothen.

Damit hatte Childerich sich auf einen Boden gestellt, auf dem damals jeder tüchtige und unternehmende Kriegsfürst, der die Gunst der Verhältnisse zu benutzen verstand, eines guten Erfolgs seiner Bestrebungen sich versichert halten konnte. Es stand ihm ein freies Feld zu äußerer Machtvergrößerung offen, denn was er sich als römischer Verbündeter eroberte, konnte ihm selbst Rom nicht wieder abfordern, und dabei gab ihm seine Stellung die Mittel zu größerer Unabhängigkeit an die Hand.

Der kräftige Aegidius starb (464) und sein Sohn und Nachfolger Syagrius hatte nicht des Vaters Tüchtigkeit geerbt.

Da trat (466) der König der Westgothen Eurich offen gegen Rom auf, um als selbstständiger Beherrscher eines großen Reiches auch die Scheinabhängigkeit von Rom abzuwerfen. Wie die Burgunder, stand auch der Franke Childerich auf Roms Seite gegen Eurich und kämpfte neben einem römischen Kriegsobersten gegen die Gothen und deren sächsische Verbündete. Er eroberte Angers (Angschär), Paris und andere Städte als römischer Parteigänger, gab sie aber keineswegs an die Römer heraus, sondern behielt sie für sich. Angers an der Loire eroberte er unter dem römischen Heerführer Paulus. Paulus blieb beim Sturme und Childerich nahm die Stadt in Besitz. Welcher Römer hatte Macht, Einspruch zu thun, oder gar, sie ihm wieder zu ent-

reißen? In Gallien hatten die Römer nur noch das eine Gebiet unter Syagrius und auch dieser herrschte ja daselbst eigentlich als unabhängiger Herr, nur dem Namen nach als römischer Beamter. Sollte Childerich seine Eroberungen an diesen abgeben? Das wäre zu viel gefordert gewesen. Er behielt sie für sich und hatte nichts dagegen, sie im Namen Roms zu besitzen. Uebrigens bildeten diese eroberten Städte kein zusammenhängendes Gebiet und es kam daher nicht zu einer völligen Landesabtretung von Seiten Roms (wie bei den Westgothen) in Form einer kaiserlichen Schenkung oder Ueberlassung als an einen Bundesgenossen. Die einzelnen Orte, wo Childerich mächtig war, galten gleichsam als militärische Stationen unter römischer Hoheit.

So kam also auch Childerich als römischer Parteigänger empor. In der Heimath nichts als der Aelteste eines Volksstammes, zog er jetzt, wo er in das Scheinverhältniß eines römischen Unterthanen oder wenigstens Bundesgenossen eingetreten war, als römischer Heerführer in den Landen zwischen Seine und Loire als Eroberer umher, ohne daß sich römischer Seits Jemand seinen Eroberungen zu widersetzen gewagt hätte. Die Mittel zur Erhaltung eines immer wachsenden Heeres nahm er aus der Beute, die ihm die einzelnen Siege und Eroberungen verschafften; der angeblich römische Dienst, in dem er stand und handelte, gab ihm die Gewalt und das Recht, von seinen Franken unbedingten Gehorsam zu fordern.

Ihm folgte sein Sohn **Chlodwig**. Ein unternehmender, ehrgeiziger und herrschsüchtiger Mann, verfolgte er die Pläne seines Vaters in großartigerer Weise; er dachte mit allem Ernste daran, ein unabhängiges Frankenreich in dem alten Gallien zu gründen und sich zu dessen unabhängigem Herrscher zu machen. Sein Streben war daher auf drei Punkte gerichtet: erstens in gleicher Weise, wie vor zwanzig Jahren der Westgothe Eurich, den letzten Schimmer römischer Oberhoheit und Reichsgewalt abzuwerfen; sodann, sich die andern deutschen Völkerschaften, die bereits Stücke Galliens an sich gerissen hatten, zu unterwerfen; endlich, da er unter seinen Franken doch immer nur ein Stammfürst neben andern war,

sich mit Beseitigung derselben als einzigen Oberherrn nach unbeschränkter römischer Weise aufzuwerfen.

Zunächst griff er, wie wir bereits erzählt haben, den Römer Syagrius an, vernichtete ihn und eroberte sich dadurch einen großen Landstrich, den einzigen, der noch römisch war in Gallien (486). Er schlug nun seinen Sitz in Soissons (Soassong) auf, der Hauptstadt des eroberten gallisch-römischen Gebiets.

Der Ostgothenkönig in Italien, Theoderich, sah mit Eifersucht und Bangen auf das kühne Beginnen des Franken; er wollte ja, die Gothen sollten das herrschende deutsche Volk im zertrümmerten Römerreiche werden und sah ein, wie sehr Chlodwigs Unternehmungen zunächst das Westgothenreich gefährdeten. Er begehrte deshalb des gefürchteten großen Chlodwig Schwester zu seiner Gemahlin und that alles Mögliche, den erobernden Fortschritten seines Schwagers Einhalt zu thun; so lange es ging durch Verhandlungen und Schreiben. Aber Chlodwig ging, ohne sich dadurch stören zu lassen, seinen Weg beharrlich fort.

Obgleich schon vermählt und Vater eines Sohnes, warb er doch um eine Königstochter Burgunds, auf das er zunächst sein Auge richtete. In Burgund hatte der alte König vier Söhne hinterlassen, welche sich ins Reich theilen sollten. Sie hießen Gundobald, Godegisel, Chilperich und Godomar. Gundobald wollte allein regieren und die Brüder verdrängen. Sie waren ihres Lebens nicht sicher. Da nahmen die beiden Letztern die Waffen gegen ihren Bruder. Gundobald aber blieb Sieger und verfuhr barbarisch gegen seine Brüder. Godomar hatte sich in der Stadt Vienne*) auf einen festen Thurm geflüchtet, als er die Stadt nicht mehr halten konnte. Gundobald ließ den Thurm mit Holzstößen umlegen, diese anzünden und so seinen Bruder grausam verbrennen! — Der andere Bruder, Chilperich, wurde von Gundobald niedergehauen, seine Gemahlin mit einem Steine am Halse ins Wasser gestürzt und ertränkt und seine beiden Söhne ermordet. Nur die beiden Töchter wurden am Leben gelassen (obgleich auch sie anfänglich die Rache des wü-

*) Vienne, auszusprechen Wienn, zweisilbig.

thenden Oheims treffen sollte), da die ältere sich ins Kloster flüchtete und dort den Schleier nahm, die jüngere dann ihrer Jugend wegen noch Erbarmen oder wenigstens Schonung vor dem Wütheriche fand. Sie hieß Chlotilde (Klotilde). In Lyon, wo Gundobald herrschte, sahen Gesandte Chlodwigs die unglückliche, schöne und verständige Jungfrau. Chlodwig sandte ihr einen Ring, und Chlotilde nahm ihn freudig an. Da verlangte sie der Frankenfürst zu seiner Gemahlin. Gundobald war erschrocken und wollte sie verweigern, denn sie sollte in ewiger Gefangenschaft schmachten. Aber der mächtige Chlodwig nahm eine drohende Miene an, und ließ sie durch eine prächtige Gesandtschaft mit Bewaffneten zur Seite dem grausamen Oheime abfordern. Da wagte Gundobald nicht zu widerstehen. Sie zog ab auf einem mit Ochsen bespannten Wagen und es wird erzählt, sie habe unterwegs aus Rache wegen der Ermordung ihrer Eltern und Geschwister burgundische Häuser in Brand stecken lassen. Da es aus Rache gegen ihren Oheim geschah, so mögen es wohl Besitzungen des Königs gewesen sein. Gundobald verfolgte sie, darüber in Wuth versetzt. Aber auf einem schnellem Rosse erreichte sie mit ihren Begleitern bald die nahe Grenze und fand Schutz in den Armen Chlodwigs.

Chlotilde war eine katholische Christin. Ihr Bestreben war sofort darauf gerichtet, ihren Herrn und Gemahl zur neuen Religion zu bekehren. Sie ermahnte ihn, daß er doch ablassen solle von seinen vermeintlichen Göttern, dem Saturn, Jupiter, Mars und Merkur, von den Götzen aus Stein, Holz und Metall, und sich dem wahren Gotte zuwenden möge, der Himmel und Erde erschaffen habe. Chlodwig aber gab ihren Ermahnungen kein Gehör, jedoch ließ er es der Mutter nach, daß ihr erstes Kind, ein Söhnchen, getauft wurde. Doch er starb und Chlodwig blieb um so mehr dem neuen Glauben abgewendet. Da gebar ihm Chlotilde einen zweiten Sohn. Nur mit Mühe konnte er dahin gebracht werden, daß er die Taufe auch bei diesem zuließ, da er den Tod des ersten Söhnchens dieser Handlung zuschrieb. Auch das zweite erkrankte, genas aber nach großer Angst und Sorge der Mutter wieder. Sie hatte viel gebetet für sein Aufkommen und sagte nun ihrem Gemahl, daß er genesen sei, weil Chri-

stus, der Sohn des lebendigen Gottes, den sie anbete, ihr Gebet erhört habe. Chlodwig aber blieb noch immer verschlossen gegen ihren Glauben.

Da brachte ihn bald ein Ereigniß anderer Art zum Bekenntniß des Glaubens seiner Gemahlin. Die ripuarischen Franken hatten noch ihren eignen König. Er hieß Siegbert und hatte seinen Sitz in Köln. Der ward zu dieser Zeit von den **Allemannen** angegriffen und rief den Chlodwig zu Hülfe. Chlodwig benutzte diese Gelegenheit gern, um gegen die Allemannen zu ziehen, um sie sich zu unterwerfen. Bei **Zülpich,** westlich von Bonn gelegen, kam es 496 zu einem entscheidenden Kampfe. Siegbert ward am Knie verwundet, so daß er seit der Zeit hinkend war. Der Sieg neigte sich auf die Seite der Allemannen. Chlodwigs Heer wankte schon; er schien verloren. Es handelte sich für Chlodwig hier um die Entscheidung über die Herrschaft in Gallien, das wußte er! Im Innersten erschüttert stand der große Kriegsheld auf dem Kampfplatze. Da trat der Römer Aurelianus, durch frühere treue Dienste wohlverdient um ihn (er soll unter Anderm als Bettler verkleidet der schönen Chlotilde den Ring des Chlodwig mit der geheimen Werbung überbracht haben), zu ihm und, selbst ein Christ, erinnerte er ihn in ernster Rede an den allmächtigen Gott, den Chlotilde verehre und ihm anempfohlen, in dessen Händen das Schicksal der Völker und Fürsten stehe. Da erhob Chlodwig Augen und Hände verzweiflungsvoll zum Himmel und rief mit lauter Stimme: „Jesus Christus, den Chlotilde als den Sohn des lebendigen Gottes verkündigt, Dich flehe ich demüthig um Rettung an. Wenn Du mir den Sieg über meine Feinde verleihest, so will ich mich taufen lassen auf Deinen Namen und an Dich glauben mein Leben lang." Nun erhob er sich muthig und neu belebt, ordnete mit begeisterten Worten einen neuen Angriff an, die vielen christlichen Streiter in seinem Heere stürmten freudetrunken gegen den Feind, die Allemannen hielten den unerwarteten Stoß nicht aus, ihr König fiel, das Heer floh, und Chlodwig war Sieger. Schnell verfolgte er die Fliehenden, drang in ihr Land ein, ging zwischen diesem Strome und dem Vogesengebirge bis zu den schweizer Alpen vor und zwang so die Allemannen, in den Frankenbund

zu treten und ihn als ihren Oberherrn anzuerkennen. Die Krieger, die ihm Treue schwuren, nahm er ehrenvoll in sein Geleit auf. Dadurch grenzte das Frankenreich nun ans ostgothische, wie durch Chlodwigs Sieg über Syagrius es schon ans westgothische Reich gegrenzt hatte. —

Nach diesem großen Siege ging Chlodwig nach Rheims, wohin schon seine Gemahlin freudig vorausgeeilt war, um dort sein Gelübde zu erfüllen. Es war nämlich in dieser Stadt ein christlicher Bischof. Es wurden feierliche Veranstaltungen zur Taufe des Königs getroffen. Der Bischof Remigius von Rheims erschien vor dem König, um die feierliche Taufhandlung zu verrichten. Ob Einer den Geist des Christenthums, den Geist der Liebe, begriffen habe und sich ihm ergeben wolle, danach wurde damals nicht gefragt (ach, könnten wir doch sagen, daß auch nur jetzt, in unserer Zeit, allemal danach gefragt werde!), am wenigsten bei einem Könige; man war mit dem Bekenntnisse des Mundes zufrieden und allerdings war das bloße Lippenbekenntniß eines Königs dazumal der Kirche viel werth und von großem Einflusse, denn meist zog er bald sein ganzes Volk nach. Chlodwig kannte gewiß die Wichtigkeit des Uebertrittes zum Christenthume — ich meine nicht dem Geiste und der Sinnesänderung nach, sondern die Wichtigkeit dieses Schrittes in politischer Beziehung. Seit 300 Jahren war das Christenthum in Gallien eingedrungen, seit anderthalbhundert Jahren war es dort herrschend geworden. Die Bewohner Galliens, die alten römischen Unterthanen, waren Christen, auch schon viele Franken. Es mußte dem Chlodwig in seinen Eroberungsplänen nur förderlich sein, wenn er nicht Heide, sondern Christ — ich will nicht sagen war, sondern nur wenigstens — hieß. Dazu kam, daß die alten Bewohner katholische Christen waren, die Gothen aber nicht. Da nun die Katholiken die Gothen für Ketzer ansahen, so war es natürlich, daß sie sich lieber unter die Herrschaft eines katholischen als ketzerischen Fürsten begaben. Bisher hatten sie doch immer lieber unter den Gothen gestanden, als unter den Franken, waren jene ja doch wenigstens Christen, wenn auch nach ihrer Meinung nicht rechtgläubige, diese aber noch Heiden: mit der Bekehrung Chlodwigs zum katholischen Christenthume wen-

dete sich auf einmal das Verhältniß; sie wurden lieber dessen Unterthanen als die des Gothenkönigs. — Chlodwig, sagen wir, kannte die Wichtigkeit seines Uebertrittes zum Christenthume in politischer Beziehung gewiß ganz gut, aber doch fürchtete er auch bei diesem Schritte die Unzufriedenheit seiner Franken, d. h. der Krieger, die sein engeres treues Gefolge ausmachten. Wenigstens war er in Bezug auf sie in diesem Punkte ungewiß. Auf sie aber mußte sich der Eroberer verlassen können; auf sein, wenn auch noch so großes, gemischtes Heer konnte er ohne sie natürlich nicht bauen. Bei einem Abfalle seiner Franken dieses Religionswechsels wegen wäre er verloren gewesen; sie hätten einen andern Frankenfürsten an ihre Spitze gestellt und Chlodwig wäre von seiner Höhe herabgesunken. Als daher vor seinen versammelten Getreuen der Bischof erschien, ihn zu taufen, sprach er: „Das Volk, das mir folgt, wird nicht dulden, daß ich seine Götter verlasse!“ Seine Krieger aber, ihm mit Leib und Leben zugethan ob seiner gewaltigen Siege, riefen antwortend: „Frommer König, wir sind bereit, den unsterblichen Gott zu bekennen, den Remigius predigt!“ Man siehet, wie die alte Religion nicht mehr Wurzel im Herzen der Franken hatte, ja viele waren schon dem Christenthume zugethan; selbst von einer Schwester Chlodwigs wird berichtet, daß sie bereits eine Christin gewesen, aber nicht katholischen Bekentnisses.

Nun erfolgte die Taufe des Königs mit großer Pracht. „Beuge Dein Haupt in Demuth, Sigamber“ *), redete ihn der Bischof an; „bete an, was Du verbrannt, verbrenne, was Du angebetet hast.“ Nachdem der König den allmächtigen Gott in der Dreieinigkeit bekannt hatte, ward er im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes getauft und mit heiligem Oele in Gestalt eines Kreuzes gesalbt. Dazumal war eine Zeit, wo aus wichtigen Begebenheiten bald wunderhafte Sagen entstanden. So wurde auch später, wo man die Bekehrung des großen Chlodwig durch Wunder verherrlichen und dadurch andeuten wollte,

---

*) Die Völkerschaft der Sigambrer war der Hauptstamm im Frankenbunde.

welch besonderes Wohlgefallen Gott daran gehabt habe, erzählt, die Oelflasche, aus welcher Chlodwig gesalbt worden, sei durch eine Taube vom Himmel herab gebracht worden. Deshalb wurde sie hoch und hehr gehalten und mit dem Oele dieser Flasche wurden die spätern Könige Frankreichs in der Domkirche zu Rheims gesalbt. Es war dies ein Spiel herrschsüchtiger Priester und Fürsten mit dem Aberglauben des Volks, wie ein solches z. B. noch in unsern Tagen mit dem heiligen Rock zu Trier getrieben worden ist. —

Mit Chlodwig wurden noch zwei Schwestern durch die Taufe in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen, deren eine bis dahin noch Heidin gewesen war, die andere, wie erwähnt, schon Christin, nur keine katholische. Außerdem folgten mehr als 3000 seiner Getreuen dem Beispiele ihres Königs und ließen sich taufen.

Chlodwigs Taufe hatte auch sogleich wichtige politische Folgen für ihn. Es verbreitete sich die Kunde von diesem wichtigen Ereignisse bald über ganz Gallien und die christlichen Einwohner sahen ihn nun mit ganz andern Augen an.

Der nordwestliche Theil Frankreichs, zwischen Seine (Säne) Loire und dem Meere, war großentheils, besonders die davon den Namen führende Bretagne (spr. Bretanje), von alten nach und nach eingewanderten Britten in Besitz genommen, vorzüglich von solchen, die vor den Angelsachsen aus England geflohen waren. Das Land wurde Armorika genannt und die Bewohner Armoriker. — Diesen nördlichen Theil des alten Galliens hatte Chlodwig schon immer zu seinem Frankenreiche schlagen wollen, um, im Norden ohne Feinde, desto sicherer gegen die Völker des Südens gehen zu können. Aber die Armoriker waren tapfere Männer und hatten tapfer widerstanden. Sie standen seit längerer Zeit im Bundesverhältnisse mit Rom, waren aber dabei so unabhängig, daß sie, wie früher gegen Eurich, so jetzt gegen Chlodwig fest zu Rom hielten. Zur Zeit nun, als Chlodwig zum Christenthume übergetreten war, trug er ihnen an, unter seinem Schutze sich mit dem Volke der Franken zu vereinigen. Sie erhielten gute Bedingungen zugesichert und da ihre Gegner, denen sie doch endlich bei der Ausbreitung ihrer Macht zu unterliegen fürchten mußten, nun Christen gewor-

den waren, so gingen sie auf den Antrag ein und erkannten Chlodwig als ihren Schutz- und Oberherrn an. — Auch was noch von römischen Besitzungen im Lande war, ging massenweise zu den Franken über; alle Soldaten, die sich noch hier und da in festen Burgen vertheidigt hatten, öffneten die Thore der Festungen und stellten sich unter die Fahne des tapfern katholischen Königs. Durch Armorikas Anschluß aber erhielt Chlodwigs Reich und Macht einen gar großen Zuwachs. —

Nun richtete Chlodwig seine Augen auf das Reich der Burgunder. Es war am schwächsten und Chlotilde, aus Haß gegen ihren Oheim Gundobald, trieb zur That. Chlodwig verband sich im Geheimen mit dessen Bruder Godegisel, der unter Mißtrauen das Schicksal seiner Brüder von dem herrschsüchtigen Gundobald befürchtete. Im Jahr 500 zog er mit einem Heere gegen Burgund. Godegisel folgte auf Aufforderung seines Bruders Gundobald diesem mit seiner Schaar, ging aber, als es bei Dijon (Dischong) zur Schlacht kam, plötzlich zu Chlodwig über. Gundobald warf sich in die feste Stadt Avignon (Awinjong). Chlodwig belagerte ihn hier hart. Godegisel aber folgte dem Frankenkönige nicht; er mochte einsehen, daß es mit der völligen Besiegung seines Bruders auch mit ihm aus sei. Da trat aber Theoderich, der König der Ostgothen, gegen seinen Schwager Chlodwig auf. Es lag ihm daran, denselben von dem Vordringen ans mittelländische Meer zurückzuhalten, damit nicht dadurch Ost- und Westgothen getrennt würden. Chlodwig, der schon mit dem Westgothenkönige Alarich II. in Händeln lag und auch die Allemannen noch nicht zu unbedingter Unterwerfung hatte bringen können, mochte doch nicht mit einem Male Alles gegen sich aufbringen und ging daher mit Theoderich einen Vertrag ein, wonach Theoderich den Besitz der Alpen behielt, Gundobald aber sich für überwunden bekannte und dem Frankenkönige einen jährlichen Zins versprach, so wie ihm in seinen Kriegen Hülfe zu leisten und seinen Bruder Godegisel nicht zu bekämpfen.

So war also auch Burgund wenigstens als gezwungener Bundesgenosse von Chlodwig abhängig geworden.

Kaum aber nach der Entfernung Chlodwigs zog Gundobald doch gegen Godegisel, belagerte ihn in Vienne, drang endlich mit List durch die Wasserleitung in die Stadt und tödtete den in eine Kirche geflüchteten Godegisel und seine Getreuen.

Erst acht Jahre nach der Schlacht bei Zülpich, im Jahre 504, fand die völlige Unterwerfung der Allemannen unter die Franken statt.

Nun richtete Chlodwig seinen Blick auf die Westgothen, seine Hauptfeinde. Der König der Westgothen Alarich II., der Eidam des großen Theoderich, war ein tapferer und kühner Mann, dabei gerecht und gut. Als Chlodwig bei Soissons über Aegidius siegte und sein Reich an sich riß, war Alarich erst noch ein Kind. Die Absicht der Gothen, ganz Gallien an sich zu bringen und von Toulouse aus Gallien und Spanien zugleich zu beherrschen, war durch diesen Sieg vereitelt worden. Der Haß gegen die Franken wuchs dadurch an Stärke, um so mehr als die Gothen, dem Streben nach höherer Bildung zugethan, sich als ein edleres Geschlecht ansahen und die Franken als Barbaren verachteten. Alarichs junger Seele war daher der Haß gegen den rohen Frankenkönig tief eingeprägt. Zu Diesem kam noch die Furcht vor dem um sich greifenden Eroberer.

Theoderich, der Ostgothenkönig, suchte den Ausbruch des Kriegs und zugleich das schrankenlose Umsichgreifen des gefürchteten Chlodwig zu verhindern. Er schrieb an Alarich: „Deine Macht ist groß, aber laß Dich nicht im Vertrauen auf dieselbe durch blinde Leidenschaft hinreißen. Mäßigung erhält die Völker; Gerechtigkeit macht die Könige stark. Nur in der äußersten Noth darf man zu den Waffen greifen, und wenn diese Noth eintritt, werde ich Dir nicht fehlen." Er schrieb an den König der Burgunder Gundobald: „Es ist unerlaubt, daß so große Könige wie Chlodwig und Alarich einen so unseligen Streit führen, dessen Folgen Niemand zu übersehen vermag; deswegen bitte ich Dich, mit mir an einer Ausgleichung zu arbeiten." Er schrieb an die Fürsten der Thüringer: „Schickt auch Ihr Gesandte an Chlod-

wig, um ihn aufzufordern, sich des Kriegs gegen die Westgothen zu enthalten und sich nach den Gesetzen der Völker zu richten. Wenn Chlodwig meine und Eure Entscheidung verachten zu dürfen glaubt, so muß er von uns allen angegriffen werden: denn wer ohne Gesetz handelt, der beweist, daß er Alles zu erschüttern vorhat. Glaubt mir, Chlodwig wird, wenn er die Westgothen besiegt hat, auch Euch angreifen.“ Er schrieb endlich an Chlodwig selbst: „Die Verwandtschaft der Könige soll die Ruhe der Völker sichern.“ (Dem Zeugnisse der Geschichte zufolge ein eitler Wahn! —) „Diese Verwandtschaft ist etwas Heiliges, und heilig ist, was Niemand verletzen darf. Daher wundere ich mich, wie Du über geringe Dinge so aufgebracht sein kannst wider Alarich. Die Eifersucht der Könige ist ein schweres Verderben für die Völker. Deswegen überlaß Du Deine Forderungen erwählten Schiedsrichtern. Ich bitte Dich als Freund; wer aber meine Mahnungen verachtet, der wird mich stets als Feind wider sich erblicken.“

Es kam durch diese Bemühungen Theoderichs eine Zusammenkunft zwischen Chlodwig und Alarich auf einer Insel in der Loire zu Stande. Die beiden Könige versprachen sich in aller Freundlichkeit gegenseitige Freundschaft. Aber der Krieg wurde nur aufgeschoben. Chlodwig konnte bei seiner Herrschsucht sein Streben nicht aufgeben. Dazu kam, daß die katholischen Bischöfe in den westgothischen Landen, welche die Gothen als Ketzer haßten und durch sie ihre geistliche Herrschaft beengt sahen, den Chlodwig drängten und aufreizten, das Land dem katholischen Glauben zu erobern. So nun auf die Unterstützung der katholischen Geistlichkeit und aller katholischen Einwohner des Gothenreichs rechnend, beschloß er den Krieg wider Alarich und erklärte: „Diese Arianer dürfen ferner keinen Theil haben an dem schönen Gallien.“ Seinen Kriegern aber rief er zu: „Folgt mir wider die Ketzer; Gott ist mit uns; ihr Land ist in unsere Hand gegeben.“ So ist oft Religion und Gott als Deckmantel für Herrschsucht und Unduldsamkeit mißbraucht worden! —

Die Franken folgten jubelnd ihrem König. Er zog aus im Jahre 507. Das Heer ging bei Tours (spr. Tuhr) über die Loire. Alarich hatte sich bis Poitiers (spr. Poatjähr) zurückgezogen, um die Ankunft eines ostgothischen Heeres zu erwarten. Er wollte noch weiter zurückweichen, aber seine westgothischen Krieger widersetzten sich dem. „Wir bedürfen keiner Hülfe," riefen sie muthig und von Ehrgefühl erfüllt, „wir stehen den Vätern an Tapferkeit nicht nach und werden auch allein den Sieg gewinnen." Da stellte sich Alarich dem Frankenkönige gegenüber. Es kam zur Schlacht. Die Gothen fochten tapfer, aber es waren viele katholische Gallier im Heere, die gingen treulos zum Feinde über. Da wichen endlich nach hartem Kampfe die Gothen zurück und suchten ihr Heil in der Flucht. Alarich verschmähete es, sich wilder Flucht hinzugeben. Nur von zwei Getreuen umgeben, drang er kühn gegen den nahen Chlodwig vor und griff den gehaßten Gegner persönlich an. Chlodwig aber erschlug den König Alarich.

Nach dem Siege sandte Chlodwig seinen ältesten Sohn Theuderich nach Süden und Osten, er selbst wandte sich nach Westen und Norden. So nahm er das ganze Reich der Westgothen in Besitz. Gundobald aber, der König der Burgunder, der gerüstet, aber unthätig dagestanden hatte, trat nun mit seinen Leuten zu dem Sieger. Erst ging Chlodwig nach Bordeaux (Bordo), dann zog er in die Hauptstadt des westgothischen Reichs Toulouse (Tuluhs), wo ihm die Schätze des gefallenen Gothenkönigs in die Hände fielen. Ueberall nahm ihn die katholische Bevölkerung mit Freuden auf.

Endlich erschien im Jahre 508 ein ostgothisches Heer. Theoderich, mit dem oströmischen Kaiser Anastasius in Streit verwickelt, hatte nicht früher Hülfe senden können. Chlodwig ward bei Arles an der Rhone geschlagen. Nach vielen Feindseligkeiten kam endlich ein Friede zu Stande. Theoderich nahm die Provence (Prowangß) und alles Land zwischen den Alpen, der Rhone und dem Meere, es mochte nun Burgundern oder Gothen gehört haben, in Besitz; die Westgothen behielten das heutige Languedoc (Langgedok), das Land, das sich neben der Provence am mittelländischen Meere hin bis an Spaniens Grenze erstreckt; alles

übrige Land aber blieb in der Gewalt Chlodwigs. Da Theoderich zugleich die Vormundschaft seines Enkels, des jungen Amalarich, des Sohnes und Nachfolgers Alarichs, und dadurch die Verwaltung seiner Länder übernahm, so wurde seine Macht so bedeutend, daß Chlodwig von weitern Eroberungen abließ. Doch hatte er immer den bei Weitem größten Theil des Westgothenreichs, ein gewaltiges Stück Landes, zu seinem Reiche hinzu erobert und dadurch seine Macht und den Umfang seines Frankenreichs gar gewaltig vergrößert.

Chlodwig kehrte nach beendigtem Kriege und geschlossenem Frieden nach dem nördlichen Gallien zurück. In der Stadt Tours an der Loire erwartete ihn eine dort eben angekommene Gesandtschaft des oströmischen oder griechischen Kaisers Anastasius, die ihm vom Hofe zu Konstantinopel seine Ernennung zum römischen Prokonsul oder Reichsstatthalter, nebst einem Purpurgewande und einem Diadem, überbrachte. Chlodwig nahm die Belehnung mit der kaiserlichen hohen Würde an und ließ sich in der Abtei des heiligen Martin feierlichst mit dem Purpur bekleiden und setzte sich das Diadem auf das Haupt. Hierauf bestieg er sein prachtvoll geschmücktes Roß und ritt unter glänzender Begleitung seiner Getreuen durch die Straßen der Stadt, warf Gold und Silber unter die Menge und ward vom jubelnden Volke Konsul, ja selbst Augustus genannt, ein Titel, welcher der Sitte gemäß nur den römischen Kaisern gegeben wurde.

Was sollte das bedeuten? — Warum übersandte der Kaiser des fernen oströmischen Reichs vom fernen Konstantinopel aus dem unabhängigen Frankenkönige nach seinen Siegen und Eroberungen die hier nichtssagende altrömische Würde? — Und warum nahm sie der unabhängige Eroberer, der nach Konstantinopel und seinem Kaiser nichts fragte, an? —

Der Hof zu Konstantinopel betrachtete das altrömische Reich noch immer als bestehend und der oströmische Kaiser sich nach dem Untergange des weströmischen Reiches als den alleinigen Herrscher desselben. Die deutschen Eroberer, die das keineswegs mehr bestehende Reich zerschlagen und unter sich getheilt hatten, sah man als Eindringlinge an, als gewalt-

same Besitzer, keineswegs als rechtmäßige Herren. Die römischen Herren hatten ihre Ansprüche auf die weiten Länder des großen römischen Reichs, bei dem Zerfalle desselben während dem Gewirre der großen kriegerischen Völkerwanderung, dadurch zu wahren gesucht, daß sie die siegreichen deutschen Fürsten und Völker, die sie bei ihrer Schwäche einmal nicht von dem Eindringen in die Länder des Reichs zurückhalten konnten, in ihre Dienste nahmen, zuerst gegen Sold und Jahrgelder, dann gegen die gezwungene Abtretung römischer Provinzen. Sie hofften, die Deutschen würden sich bei gegenseitiger Eifersucht selbst aufreiben. Es geschah dies freilich theilweise, aber eben nur theilweise. Wer übersah gleich den Gang der hundertjährigen Wirrniß und dachte daran, daß solche ungeheure Massen deutscher Völker einbrechen würden? — Das weströmische Reich war durch Odoaker untergegangen, aber der oströmische Kaiser zu Konstantinopel gab noch immer den Gedanken nicht auf, daß es nicht für die Dauer untergegangen sei. Sein Streben war darauf gerichtet, vor Allem sich selbst zu behaupten und sodann jede sich darbietende günstige Gelegenheit zu benutzen, das weströmische Reich oder zunächst wenigstens dessen Stammland Italien wieder an sich zu bringen. Niemand war ihm gefährlicher, als der drohend über seinem Reiche stehende kraft- und geistvolle, am eignen Hofe gebildete und in die griechisch-römische Staatskunst eingeweihete große Theoderich. Der Kaiser mußte daran denken, den gefährlichen Mann zu entfernen. Er wies ihm Italien und beauftragte ihn mit Odoakers Sturz und die Wiedereroberung Italiens für den Kaiser. Theoderich siegte, aber er warf die Abhängigkeit vom Hofe zu Konstantinopel ab und machte sich aus einem römischen Kriegsbeamten zum selbstständigen Herrn. Mit großer Kraft regierte er sein neues Reich, redete mehr und mehr die Sprache eines römischen Kaisers, scheuete sich nicht, sein Geschlecht ein kaiserliches Geschlecht zu nennen und suchte mit Geschick die deutschen Fürsten als eine große Familie zu vereinigen und die Völker Europas, in Erinnerung an das alte römische Reich, an sich als den Erben desselben und den Beherrscher eines neurömischen oder deutschrömischen zu binden. — Dem griechischen Kaiser ward mit Recht bange vor dem

großen, unternehmenden Herrscher. Da war es ihm lieb, daß in dem kriegsgewaltigen Eroberer Chlodwig dem Theoderich ein gefährlicher Feind entstand, der das immer mächtiger sich ausdehnende ostgothische Reich, das eine gefährliche Vereinigung mit dem bis über Spanien sich erstreckenden großen Westgothenreiche in nahe Aussicht stellte, in seinen gewaltigen Plänen zu erschüttern drohete. War Chlodwig glücklich, so konnte der oströmische Kaiser wohl hoffen, nach dem Falle Theoderichs und des Ostgothenreichs zunächst Italien wieder zu erhalten. — Aber auch den Chlodwig mußte man in Schranken zu halten suchen, daß er nicht als völlig selbstständiger Herrscher auftrete. Es machte ihn der Kaiser deshalb zu einem römischen Würdenträger, damit er sich als Glied des römischen Reichs fühlen solle. — Chlodwig nahm die Ehren an. Er konnte dabei nur gewinnen. An Abhängigkeit vom schwachen Hofe zu Konstantinopel war dabei nicht zu denken; in den Augen der alten Bewohner Galliens aber, welche gewohnt waren, römische Unterthanen zu sein, mußte er durch die Verleihung einer hohen römischen Würde nur gewinnen, weil sie seiner Gewaltthätigkeit durch den Kaiser selbst den Stempel der Rechtmäßigkeit aufdrückte, während er als römischer hoher Würdenträger auch bei seinen Franken mehr den Rechtsschein eines unbeschränkten Herrn gewann.

Von Tours ging er nach Paris und richtete dort den Sitz seines Reichs auf.

So hatte Chlodwig, obwohl er noch immer vom oströmischen Kaiser die hohen Reichswürden annahm, doch durch Besiegung des letzten römischen Statthalters in Gallien und durch Besitznahme des noch einzig übrigen Besitzthums der Römer in den ehemals weströmischen Ländern den letzten römischen Einfluß vernichtet und sich ganz unabhängig von Rom

hingestellt; er hatte sodann die andern deutschen Völkerschaften, die in Gallien saßen, unter seine Gewalt und Abhängigkeit zu bringen gewußt: die Allemannen waren unterworfen worden, die Armoriker im Norden, zwischen Loire, Seine und dem Meere, waren eine Vereinigung mit dem Volke der Franken eingegangen, die Burgunder abhängig und zinspflichtig geworden, die Westgothen hatten den größten Theil ihres Reichs an ihn verloren.

Noch immer aber war Chlodwig nur noch ein großer, mächtiger Eroberer in Gallien; in Bezug auf das Volk der Franken aber nur der Oberanführer der einzelnen Stämme, keineswegs der Herrscher über sie. Obgleich seit 508 durch seine Eroberungen der Monarch des gesammten Galliens, gebot er doch nur einem sehr kleinen Theile des fränkischen Volks. Nur die Umgegend von Doornick und seit 499 der Bezirk von Tungern nach dem Rheine zu standen unter seinem Befehle; alle andern Gaue waren noch selbstständig, die Geschlechtsverbände noch ungeändert, die alte deutsche Verfassung mit ihrer Volksfreiheit unter der Leitung von Aeltesten noch wohl erhalten. Jeder Stamm, aus dem die Vereinigung des Frankenbundes hervorgegangen war, hatte noch seinen Fürsten, jedes Geschlecht noch seine Aeltesten, der Hauptzweig der Ripuarier oder rheinischen Franken, die bis über den Rhein in Deutschland hinein saßen und deutsche Art und Sitte am reinsten bewahrt hatten, hatte sogar noch sein abgesondertes Oberhaupt für alle Stämme, oder seinen König, zu Köln. Der übermächtige Eroberer konnte es unmöglich vertragen, nur der erste der Stammfürsten neben andern zu sein: sein Streben ging daher endlich noch dahin, mit Beseitigung der andern Frankenfürsten und der altdeutschen freien Volksverfassung sich zum alleinigen Oberherrn nach unbeschränkter römischer Weise zu machen. Zuerst ging er darauf aus, auch das Oberhaupt der Rheinfranken zu werden, und dann, die andern kleinern Stamm- und Geschlechtsfürsten aus dem Wege zu räumen. Wir wollen noch sehen, durch welche Mittel und Wege er diesen seinen letzten Zweck erreichte. —

Der König der ripuarischen Franken war Siegbert, sein alter Bundesgenosse beim Kampfe gegen die Allemannen, wo er in der großen Schlacht bei Zülpich durch eine

Verwundung am Knie lahm wurde. Dieser hatte einen Sohn, Chloderich, der dem Zuge Chlodwigs gegen die Westgothen als Anführer der Ripuarier gefolgt war. Chloderich war ein roher herrschsüchtiger Mensch, dem der Vater zu lange lebte. Chlodwig benutzte dies, um durch ihn erst den Vater, und durch die ruchlose That ihn selbst zu verderben. Er sandte heimlich Botschaft an Chloderich und ließ ihm sagen: „Dein Vater ist alt und lahm; wäre er todt, so würden die Franken Dir bei meiner Freundschaft gewiß das Reich übertragen." (Man sieht hieraus, wie die Franken damals ihre Fürsten noch frei nach deutscher Sitte wählten.) Chloderich ließ durch Meuchelmörder seinen Vater umbringen und an Chlodwig zurücksagen: „Mein Vater ist todt, seine Schätze und sein Reich sind in meiner Hand. Sende Getreue zu mir: das Beste will ich Dir überschicken." Chlodwigs Getreue erschienen. Der Vatermörder wollte ihnen als Erkenntlichkeit für den Anstifter der blutigen That das Beste aus den Schätzen seines erblichenen Vaters an ihren Herrn mitgeben. Sie aber waren beauftragt, Gelegenheit zu suchen, den unnatürlichen Sohn dem Vater nachzusenden. Als sich Chloderich daher in einen Kasten, der mit Schätzen und Kostbarkeiten seines Vaters angefüllt war, hinabbog, schlug ihm einer der Männer von hinten den Kopf ein. Chlodwig eilte hierauf, als sie den König und den Königssohn verloren hatten, zu den Ripuariern, ließ eine Volksversammlung berufen und sprach: „Chloderich hat seinen Vater durch Meuchelmörder tödten lassen und er selbst ist wieder von einem Unbekannten erschlagen worden. Das sind sündhafte Dinge. Da sie nun aber geschehen sind, so wendet Euch zu mir und stellt Euch in meinen Schutz." Die Versammlung erhob ihn ohne Widerspruch — wer wagte auch dem Mächtigen zu widersprechen? — an die Stelle Siegberts zu ihrem Könige. Eine Empörung, die nachher von den Ripuariern wegen der Ermordung ihres angestammten Fürstengeschlechts ausbrach, wurde bald gedämpft.

Hierauf wandte Chlodwig seine Mordgedanken gegen den König Chararich von Flandern. Er ließ ihn und seinen jungen Sohn gefangen nehmen, Beiden das Haupt

scheeren (langes Haar zu tragen war bei den Franken das Vorrecht der Fürsten und der Verlust desselben machte sie nach der Vorstellung des Volks unfähig zum Herrschen) und zu Mönchen weihen. Als der Vater in Thränen ausbrach, rief der Sohn: „Die Haare werden uns schon wieder wachsen!" Da ließ Chlodwig Beiden die Köpfe abschlagen und bemächtigte sich des Reichs und der Schätze des Gemordeten. —

Nun suchte er den König Rachnachar von Cambray in seine Hände zu bekommen. Er bestach sein Gefolge. Dann zog er wider ihn. Rachnachars Leute aber gingen zu ihm über und überlieferten ihren Fürsten und dessen Bruder mit auf den Rücken gebundenen Händen dem Chlodwig. Chlodwig rief dem gefesselten Rachnachar zu: „Wie, so erniedrigst Du die königliche Würde? Warum hast Du solcher Schande nicht den Tod vorgezogen?" Und mit diesen Worten spaltete er ihm den Kopf. Hierauf wendete er sich zu des Ermordeten Bruder Richard: „Warum hast Du Deinem Bruder nicht Hülfe geleistet?" und schlug ihn nieder. Einen dritten Bruder und alle übrigen Verwandten ließ er zu Sens (Sang) hinrichten; darauf machte er sich zum Herrn des Landes, dessen Aeltester Rachnachar gewesen, und nahm seine und seiner Brüder Schätze und Besitzungen an sich. Die treulosen Verräther aber bemerkten nun erst, daß Chlodwig sie mit falschen Goldmünzen bestochen und betrogen hatte. Als sie sich vor ihm darüber beschwerten, antwortete er ihnen: „Falsche That, falsches Gold." —

„Nachdem er noch viele andere Könige und nächste Verwandte," schreibt ein Geschichtsschreiber der damaligen Zeit, der Bischof Gregor von Tours, „von denen er den Argwohn hegte, sie möchten ihm die Herrschaft entreißen wollen, ermordet hatte, dehnte er sein Reich über ganz Gallien aus. Dann soll er zu seinen versammelten Großen über seine Verwandten, die er selbst erst umgebracht hatte, ungefähr so gesprochen haben: „„Wehe mir, daß ich wie ein Fremdling unter Fremden übrig geblieben bin und keinen Verwandten habe, der mir zur Zeit der Noth irgend Beistand leisten könnte."" „Aber dies sprach er nicht,"

fährt Gregor fort, „aus Trauer über ihren Tod, sondern aus Arglist, ob sich vielleicht noch einer fände, um ihn dann umzubringen."

Nennt der Geschichtsschreiber Gregor die fränkischen Fürsten, welche Chlodwig aus dem Wege räumte, seine „nächsten Verwandten", so muß man dies nicht wörtlich verstehen. Es zeigt sich in der Geschichte, daß die Verwandtschaft keine ausgemacht wirkliche engere Blutsverwandtschaft war, sondern der Ausdruck kommt daher: einestheils, daß sich die deutschen Stämme als Geschlechtsverwandte ansahen und die edlern Geschlechter, aus denen die Fürsten oder Aeltesten gewählt wurden, wieder als die den Stammvätern nächsten Verwandten betrachtet wurden und somit als Verwandte unter sich; — anderntheils, daß später, um ein mächtiges Königshaus, wie z. B. das merowingische, durch uralte Ahnen zu verherrlichen, damit es nicht als ein neu aufgekommenes Geschlecht erscheine, sondern als eins, dessen Rechte in uralter Zeit wurzeln, die Vorfahren gern als wirkliche, nächste Verwandte aufgeführt werden. So ist z. B. die Verwandtschaft der Merowinger unter sich, von Chlodio bis Chlodwig noch so dunkel und ungewiß, daß sie auf die verschiedenste und abweichendste Art von den verschiedenen Geschichtsschreibern angegeben wird. — Kurz, die „Könige und Verwandten," welche der herrschsüchtige Chlodwig aus dem Wege räumte, waren nichts Anderes als die Stamm- und Geschlechtsältesten der verschiedenen Frankenstämme.

So verdrängte Chlodwig alle fränkischen Fürstengeschlechter und vernichtete dadurch die deutsche Verfassungsweise unter den Franken, die freie Volksherrschaft unter selbstgewählten Fürsten; so machte er sich zum alleinigen König und Herrn nicht blos der gesammten Franken, sondern des ganzen großen eroberten Frankenreichs in Gallien, das nun schon bis herüber nach Deutschland reichte.

Er starb im Jahre 511 mit dem Nachruhme eines großen Eroberers und des Begründers des immer mehr sich ausdehnenden Frankenreichs, aber nicht mit dem eines Mannes, der seine großen Zwecke und Entwürfe mit rechtlichen und edlen Mitteln ausgeführt hat.

Seine Nachfolger im Reiche, nun ein wirklich blutsver-

wandtes Geschlecht, waren ihm nicht an Kraft, aber an Charakter ähnlich. Die blutigen Thaten des Ahnherrn erbten fürchterlich fort, so daß, nun keine Nebenzweige zu morden waren, das fürstliche Geschlecht den Mordsinn gegen sich selbst wandte. Frevel über Frevel, Mord über Mord wüthete in dem unglücklichen Geschlechte, in das einmal die Unsittlichkeit wie eine Pest eingeschlichen war. Der Grund dazu war die Sitte, das Reich unter die Söhne zu theilen, wodurch Zwietracht, Neid und Haß aufloderte und Brüder die Brüder, Oheime ihre Neffen u. s. w. zu verdrängen suchten. Die Theilung des Reichs geschah schon unter Chlodwigs vier Söhnen: Paris, Orleans, Soissons und Metz waren die Hauptstädte. Bald herrschten an jedem der Orte mit seinem Landesgebiete einzelne Glieder des merowingischen Königshauses, bald setzte sich durch Ueberfall und Mord Einer in Besitz mehrerer oder aller. Auch Vielweiberei riß unter ihnen ein und dadurch Eifersucht, Haß, Erbitterung und schmähliche Ränke jeder Art, wo selbst der Mord nicht verschmähet wurde. Nur Herrschsucht und Habsucht waren die Quellen dieser Schandthaten. Das merowingische Königsgeschlecht entartete aber unter diesen Gräueln so, daß es endlich durch seine obersten Diener oder, nach unserer Art zu reden, ersten Minister, Hausoberste oder Hausmeier genannt, vom Throne gestoßen wurde und diesem neuen Geschlechte, dem sogenannten karolingischen, von dem größten unter ihnen, dem Kaiser Karl dem Großen so benannt, Platz machen mußte.

Aber das Frankenreich ward immer größer unter seinen Herrschern. Es wurden nicht nur die deutschen Völker in dem alten Gallien, wie die Burgunder und Westgothen, noch vollständig unterworfen, sondern auch die Völker Deutschlands, wie Thüringer, Baiern und Sachsen, bekriegt und besiegt, so daß unter dem Franken, Karl dem Großen, ganz Deutschland bis nach Ungarn hinein dazu gehörte. Und so kam eben das Königthum als wirkliche Königsherrschaft durch die Franken auch nach Deutschland.

So entwickelte sich das monarchische Königthum unter den deutschen Völkern durch den Umsturz ihrer bestehenden Volksverhältnisse während des wilden Treibens der hundertjährigen Völkerwanderung und des Einflusses der vorgefundenen römischen Zustände, welche thatkräftige und herrschsüchtige deutsche Fürsten, Herzöge und Gefolgsführer zur Erlangung eigner Herrschermacht zu benutzen wußten. Obgleich sich auch bei friedlicher Entwickelung der heimischen Volkszustände die Rechte der deutschen Aeltesten oder Fürsten bestimmter festgesetzt und wohl auch erweitert haben würden, sobald die staatlichen Zustände sich mehr ausgebildet hätten, so wäre bei dieser Entwickelung doch gewiß die deutsche Volksfreiheit gesichert geblieben. Es würde sich eine durch die Oberleitung ihrer edlen Geschlechter geregelte freie Volksherrschaft ausgebildet haben, nimmer aber würden Fürsten zu unumschränkter Gewalt, die so oft und so furchtbar mißbraucht worden ist, gekommen sein. Das neue Königthum nach altrömischer Herrscherweise hatte mit der altdeutschen freien Volksverfassung nichts zu thun. Die alten freien Volksgemeinden wurden ja erst durch die wilde Völkerwanderung theils gewaltsam aufgelöst und zertrümmert, theils sagten sich die Gründer der neuen Staaten von ihnen offener oder verdeckter los, ehe die neue Ordnung der Dinge geschaffen werden konnte. In dem römischen Reiche sahen sie das Bild eines festen Staatslebens und die neuen Staaten, die sie gründeten, erhielten natürlich römisches Gepräge. Dabei blieb immer das Eigenthümliche des deutschen Volkscharakters. Es fand eine Vermischung der deutschen Geschlechtsverfassung und römisch-monarchischer Einrichtungen statt, so wie deutscher Natur und römischer Bildung. Die fränkischen Könige waren nicht gleich unumschränkte Herren und Gebieter und die altdeutsche Volksfreiheit in ihren Versammlungen nicht gleich spurlos vernichtet; aber es lag der Keim zu solcher Unterdrückung im neuen Königthume und den daraus hervorgehenden Verhältnissen. Wir werden dies im Folgenden noch hie und da zu betrachten Gelegenheit haben. Wir gehen nun zuerst zu dem über, was zunächst aus der Königsherrschaft hervorging — dem Adel.

3. Entstehung des Adelstandes.

Wir wissen *), daß es unter den alten Deutschen wohl edle Geschlechter gab, aber keinen Adelstand. In dem Geschlechterstaate, wo Alles auf die Ehre gegründet war, ein freier Geschlechtsgenosse des Volks zu sein, waren sie als die wahren oder wenigstens angenommenen nächsten Abkömmlinge der Ahnen oder Urväter des Volks, der frühern Geschlechts- und Stammhäupter die hervorragendsten, angesehensten Geschlechter im Volke. Es mochte theils wirkliche Abkunft von alten Stammvätern, theils fortgeerbte Tüchtigkeit in dem einzelnen Geschlechte, sie zu besonderer Ehre und besonderm Ansehen emporgebracht haben. Aus ihnen wurden die Aeltesten, die Fürsten, die Häupter im Krieg und Frieden genommen, oder sie wurden die Führer von Gefolgsschaaren, die auf Kriegsabenteuer ausgingen. Einen bevorzugten, geschlossenen Adelstand aber bildeten sie nicht. Wenn ein Geschlecht durch Untüchtigkeit herabsank, so verlor es seinen alten Ruhm eines vorzugsweise edlen Geschlechts, und ein früher dunkleres, das sich durch Geist und Thaten auszuzeichnen begann, konnte wohl den Ruhm eines edlern sich erringen. Obgleich er an der Abstammung hing, so konnte die Geburt allein doch den Adel nicht für ewige Zeiten erhalten und eben so keine Ernennung durch einen Fürsten ihn verleihen. Er hatte auch an sich keine Macht über das Volk. Die Macht war ja beim Volke selbst, das aus seiner edlen Mitte nur seine Häupter und Vertreter wählte.

Anders wurde es mit der Königsherrschaft.

An die Stelle des alten Fürstenthums war herrschendes Königthum getreten. Die alten Fürsten waren nur die Vordersten, Ersten, Häupter, Führer, Leiter, Vorsteher und Vertreter ihrer Volksgenossen — es gab ihnen, aus alten Geschlechtern genommen, dies Ehre und Ansehen genug und sie begnügten sich damit —: die neuen Könige wollten Herrscher sein über die Völker, die sie aus gleich berechtigten Volksgenossen, von denen sie ihre Macht empfangen, herabzudrücken suchten zu

*) 1. Bdch. dieser Darstellungen, S. 157—167.

Unterthanen, über die sie die eigne Macht nur auszuüben hätten. Land und Leute sollten ihnen untergeben sein. Als Eroberer brauchten sie ein treu ergebenes **kriegerisches Gefolge;** als Herrscher — denn Herren brauchen Diener — eine **glänzende Dienerschaft.** — Ihre Macht stand nicht mehr auf dem Volke, sie konnten sich also auch nicht mehr aufs Volk (als Gesammtheit) stützen. Sie stellten sich vielmehr dem Volke gegenüber und mußten also auch eine Macht haben, durch die sie sich in ihrer angemaßten Stellung behaupten konnten. Dies war nun eben **ein zahlreiches kriegerisches Gefolge, eine glänzende Dienerschaft.** Das Gefolge, die Dienerschaft mußte aber der Person des Königs treu ergeben sein; es durfte nicht auf das Wohl des Volks, des Vaterlandes sehen, es mußte nur das Wohl des Königs und seine Befehle vor Augen haben. Sie mußten daher dem Könige unbedingte Treue und Gehorhorsam schwören: der König nannte sie daher seine Getreuen, seine Leute.

Es fehlte nicht an Solchen, die sich dazu fanden, ja bald dazu drängten. Wer — sei's durch Ehrsucht oder durch edlern aufstrebenden Sinn getrieben — groß werden wollte, konnte es sonst nur im Volke und durch das Volk, jetzt dagegen, wo an die Stelle der Volksmacht die Macht eines Einzelnen trat, eben so nur durch die Gunst und die Stellung beim Könige. Und wer weiß nicht, wie äußere Macht und äußerer Glanz blendet? — Die neuen Herrscher ahmten ja sogleich den Glanz und die Pracht der gestürzten römischen Höfe nach. — Aber sie durften nicht blos blenden, sie mußen auch belohnen, um treu ergebene Anhänger zu erhalten. Sie belohnten theils durch das Ansehen, das sie ihrem Gefolge, ihrer Dienerschaft in der bürgerlichen Stellung anwiesen, theils durch Geldlohn, theils durch Verleihung von Gütern und liegenden Gründen.

In Bezug auf ihre **Stellung im Volke** erkannten sie ihnen einen besonders hohen Werth zu. Man weiß, daß bei den alten deutschen Völkern bei Verbrechen und Verletzungen an Hab und Gut, Leib und Leben, dem Beleidigten von dem Beleidiger eine Buße, früher an Vieh und dergleichen, später an Geld, gezahlt werden mußte. Selbst Todt-

schlag wurde ja durch solche Buße an die Hinterbliebenen gesühnt. Es hieß dies das Wergeld (Wehrgeld, Währgeld). Dies Wergeld war weder gleich noch willkürlich. Es war vielmehr sowohl fest bestimmt, als für die verschiedenen Stände eine verschiedene Größe desselben festgesetzt: anders für den Freien, anders für den Unfreien, anders für den aus edlem fürstlichen Geschlechte. Bei den Franken nun, wo noch immer Freie und Unfreie geschieden wurden, war in den Gesetzen für die Freien ein Wergeld von zweihundert Schillingen angesetzt. Die Münze, welche man deutsch Schilling nennt, führt in den lateinisch geschriebenen Gesetzen der damaligen deutschen Völker den lateinischen Namen Solidi. Der Werth ist nicht mehr bekannt: im Gesetze der ripuarischen Franken aber ist festgesetzt, daß bei der Zahlung der Bußen eine gesunde Kuh für einen Schilling, ein gesunder Stier für zwei Schillinge, ein gesundes Pferd für sechs Schillinge gerechnet werden solle. Danach kann man sich eine ungefähre Vorstellung von der Größe der Buße machen. Denjenigen Franken aber, welche sich dem Könige eidlich zu besonderer Treue verpflichtet hatten und dadurch in sein Dienstgefolge eingetreten waren, war in den Gesetzen ein dreimal höheres Wergeld als dem Freien zuerkannt, nämlich sechshundert Schillinge. Dies war von großer Wichtigkeit, denn da durch das Wergeld gleichsam der Werth eines Menschen abgeschätzt war, so stellten die Frankenkönige ihre Diener durch das hohe Wergeld hoch über alle Freien, sie erkannten ihnen einen dreimal höhern Werth zu und räumten ihnen eine bei Weitem höhere Stellung ein. — Auch die Nicht-Deutschen, die ehemals römischen Unterthanen, werden in den fränkischen Gesetzen unterschieden, nämlich als zinspflichtige und freie Grundbesitzer. Den Letztern wird ein Wergeld von hundert Schillingen (also gegen den freien Franken die Hälfte) zuerkannt; dem Römer aber, welcher ins Königsgefolge eingetreten ist, steht ebenfalls das Dreifache dieses Satzes zu, nämlich dreihundert Schillinge. Somit stand ein unfreier Römer, der zur Dienerschaft des Königs gehörte, im Wergelde, und somit im Werthe ein halb Mal höher als der freie Deutsche, der nicht in dies Dienstverhältniß eingetreten war! — Hierdurch wurden die Königsdiener gewaltig im Ansehen über alle andern im Volke

gestellt; ein gutes Mittel, die Ruhmsüchtigen an den neuen Königshof zu ziehen. — Eben so war bei den Longobarden in Italien das Gefolge und die Dienerschaft der Könige (die „Gasindi [d. h. Gesinde] des Königs" in den alten Gesetzen genannt) durch größeres Wergeld ausgezeichnet. — Am weitesten wurde dies bei den Angelsachsen ausgebildet. Hier bestimmte das Verhältniß zum Könige, die Art des Dienstes, nicht allein das Wergeld, sondern auch die sonstige Bedeutung oder den Rang des Einzelnen in mannichfacher Abstufung.

Außer der höhern Ehre in der äußern Stellung erhielten die königlichen Getreuen natürlich auch hohen Lohn. Während der Eroberungen selbst war die ungeheure Beute, welche man machte und wovon Jeder seinen Antheil bekam, oder die Plünderungen, die in reichen Städten zugelassen wurden, ein gar großer Lohn für das Kriegsgefolge. Als dieser Gewinn durch den Krieg aufhörte, ward eine Kasse errichtet, aus welcher die Bedürfnisse des Reichs, des Königs und seiner Leute befriedigt wurden. In diese Kasse kam der Ertrag, welchen das eroberte Land hergab, also alle Zehnten und Abgaben, welche die ehemals römischen Unterthanen von ihren Gütern geben mußten, ferner von allem eroberten Lande, das nicht als Eigenthum an einzelne Menschen vertheilt worden war. Diese Kasse hieß der Fiskus oder die Staatskasse. Die Güter, die dazu gehörten, hießen fiskalische Güter. Und wenn ein freies Eigenthum eines Einzelnen, etwa wenn nach dessen Ableben kein gesetzlicher Erbe da war, oder wenn der lebende Besitzer ein Verbrechen begangen hatte, das mit dem Verluste seines Besitzthums bestraft wurde, zum Staatseigenthume gezogen wurde, wo es dann zum Fiskus gehörte, so hieß es: es wird konfiszirt.

Vorzüglich aber ward das königliche Gefolge durch Landverleihung belohnt und an den König gefesselt. Es fiel nämlich dem Könige durch die Eroberungen und den Eintritt in die Rechte des römischen Kaisers ein bedeutender Grundbesitz zu. Diesen ließ er theils selbst verwalten, theils verlieh er ihn seinen Getreuen und auch Andern aus dem Volke, d. h. er gab Grundstücke an die Einzelnen dafür, daß sie bestimmte Verpflichtungen, zunächst zu Kriegsdiensten,

übernahmen. Das Grundstück ward aber dadurch nicht das Eigenthum des Einzelnen, sondern dieser behielt es nur so lange, als er die versprochenen Dienste leistete; es ward ihm nur geliehen und heißt daher das Lehen. Es war keine Belohnung für geleistete, sondern für fortwährend zu leistende Dienste. Hörte daher die Dienstleistung auf oder starb der damit Beliehene, so fiel das Gut wieder an den König oder den Fiskus zurück. Anfangs hießen solche Güter fiskalische Güter; dann wurde der Name Beneficium, d. h. Wohlthat, Dienstlohn, gebräuchlich. Die Leute des Königs zogen diesen Namen vor, weil sie das verliehene Gut als Lohn für geleistete Dienste angesehen wissen wollten; die Könige brauchten ihn dagegen gern in der Bedeutung, als verdankten die Beliehenen das Gut nur ihrem Wohlwollen, ihrer Gnade. Noch lieber nannten die Dienstleute diese Güter ihre Ehre, ihren Dank; die Könige mochten aber diesen Namen nicht gern hören und vermieden ihn womöglich. Dagegen kam für die Belehnten ein anderer Name auf. Sie wurden Vassen, d. h. Veste, genannt, weil sie sich durch Uebernahme des geliehenen Gutes fest machten, zu bestimmten Diensten und dem Versprechen unwandelbarer Treue fest verpflichteten oder in der eingegangenen Verbindung mit dem Könige festgehalten wurden. Dies Wort „Vassen" oder Veste wurde in lateinischer Sprache bald in „Vassallen" verwandelt und dies neugebildete Wort blieb, während jenes ungebräuchlich ward. Von dem Ausdrucke „Vassen" aber ist es geblieben, daß die Könige und Fürsten in späterer Zeit bis auf unsere Tage herab die versammelten Abgeordneten des Volks „Veste und Getreue" angeredet haben. Das ist der Anfang und Grund des Lehnwesens. Der, welcher ein Besitzthum verlieh oder als Lehn hingab, hieß der Lehnsherr; der, welcher es mit bestimmten Verpflichtungen annahm, geliehen bekam, der Lehnsträger. Auch andere große Grundbesitzer, nicht blos der König, verliehen später von ihren Besitzungen und wurden die Lehnsherren Anderer. Natürlich kam der Lehnsträger stets in ein abhängiges Verhältniß zum Lehnsherrn, dem er zu Treue und Dienst verpflichtet war.

Alle im Gefolge und der Dienerschaft des Königs, oder die, welche sich, wie es hieß, „in die Herrentreue" oder

„in die Treue des Königs" begaben, wurden die „Antrustionen", die in Treue Genommenen (Angetreuten) genannt, denn Trust hieß Treue; oder auch die Getreuen, lateinisch Fideles, und die Vasallen, Dienstmannen des Königs.

Dadurch nun, daß diese Antrustionen oder Getreuen im Werthe über die Freien gesetzt wurden; so wie durch die verschiedenen Abstufungen, die sie im Dienste einnahmen, wobei es namentlich darauf ankam, ob sie dem Könige näher oder ferner standen, ob sie z. B. an des Königs Tafel essen durften oder nicht: bildete sich ein neuer Stand, der, obgleich unfreier, doch **über** den Freien stand, ein Stand in seinen Gliedern ungleich, mit verschiedenem Rang und Titel; **es entstand aus der von den Königen über die Freien gesetzten Dienerschaft der neue Adel, ein reiner Dienstadel, der mit dem alten Volksadel, den edlen Geschlechtern unter den freien Deutschen nichts gemein hatte, als die höhere Ehre.** Verschieden war ja seine Entstehung, seine Stellung, verschieden seine Rechte und Pflichten. Während der alte Adel deutscher Nation, die vor Andern ausgezeichneten edlen Geschlechter des Volks, seine Entstehung aus der Abstammung von uralten Geschlechtern, den Urvätern der Volksgeschlechter, den frühern Geschlechts- und Stammhäuptern ableitete, verdankte der neue Adel dieselbe der Ernennung des Königs zu seiner Dienerschaft und der eigenmächtigen Beilegung eines höhern Werthes und Ranges; während jener seine Stellung **im** Volke und **durch** das Volk einnahm, hatte sie dieser **im Dienste des Königs** und **durch** den König; während Rechte und Pflichten jenes sich auf die Leitung und Führung des Volks, die gleich berechtigten, freien Geschlechtsgenossen, bezogen, bezogen sie sich bei diesem auf den Dienst beim König, ihrem Herrn.

Dies Alles geschah durch die höhere Stellung, die der König seinen Leuten, seinem Gefolge, seiner Dienerschaft,

seinen „Gasindi", wie es auch hieß, zugestand. Noch war dieser Dienstadel aber an sich kein Erbadel; dies wurde er erst hauptsächlich durch die Land- und Güterverleihungen. Diese Lehen wurden zwar anfänglich nur auf gewisse Zeiten für gewisse zu leistende Dienste verliehen und dann wieder vom König zurückgenommen, bald aber, da dies ein zu unsicherer Besitz war, wobei sich Keiner froh und häuslich niederlassen konnte, auf Lebenszeit gegeben, und endlich, da der Vasall natürlich wünschte, auch seine Söhne im Fortbesitz des Gutes und der Würden zu wissen und die Vasallen des Königs mächtiger wurden und eine unabhängigere Stellung gegen ihn einnahmen — (die Herren werden ja meist endlich eben so abhängig von ihren Dienern, wie diese von ihren Herren, wenn auch Beides in verschiedener Weise) — so wurden die Lehngüter (oft große Besitzungen) auch erblich. Der König ließ sie dem Sohne oder mußte sie ihm, der sie oft trotzig als sein Erbe forderte, überlassen, und wollte der König nicht, so fanden oft Empörungen von den beanspruchenden großen Vasallen statt. Es kam darauf an, wer mächtiger war, denn der große Vasall, der noch dazu oft durch den König als hoher Reichsbeamter eine wichtige Stellung im Staate eingenommen hatte, hatte oft wieder einen mächtigen Anhang. Indem sich nun der große Grundbesitz, die wichtige Stellung, z. B. als Herzog, als Pfalzgraf u. s. w. das große Ansehen vom Vater auf den Sohn **forterbte**, bildete sich erst dadurch der neue Stand der Königsdiener, der über den Stand der Freien gesetzt war, zu dem neuern **Erb- und Geburtsadelstand** aus. Noch lange Zeit aber konnte Jeder in denselben kommen, der durch Geschick und Klugheit in dem neuen Königsdienste sich emporzuschwingen und eine glänzende Laufbahn sich zu eröffnen wußte. Erst später wurde es ein geschlossener Stand, in welchen mit seinen Bevorzugungen, die sich immer mehr und drückender für die Andern ausbildeten, Niemand kommen konnte, als der darin Geborne, wenn ihn nicht der Fürst aus besonderer Gnade durch die Adelsverleihung mittels Adelsbriefes hineinnahm.

Aber nicht blos die Stellung dieses neuen Adels war eine andere gegen die des frühern, auch die Personen selbst

waren nicht die aus den alten edlen Geschlechtern. Manche denken, es wären die sonstigen edlen Geschlechter nur in ein anderes Verhältniß, nämlich in das des Königdienstes übergegangen. Dem ist aber nicht im Entferntesten so. Die alten edlen Geschlechter standen ja eben den Fürsten gleich an Würde, sie hatten das Recht zum Fürstenthume und wurden dazu vom Volke berufen: schon dies, schon ihr edles Selbstgefühl würde sie abgehalten haben, in den Herrendienst zu treten. Aber wir wollen dies unberücksichtigt lassen und nur die Geschichte fragen. Wer sich fälschlich denkt, die alten edlen Geschlechter wären in den neuen Adelstand übergegangen, muß sich ihre Zahl auch ungebührlich groß denken. Wir wissen aber, daß die Zahl der edlen Geschlechter in den einzelnen Volsstämmen nur sehr gering war, da es ja nur die Abkömmlinge der Stamm- und Geschlechtshäupter waren. Wir wissen ferner, daß unter den Franken — worauf es hier besonders ankommt — die edlen Fürstengeschlechter durch den König Chlodwig durch Mord ausgerottet waren, daß es fränkische Adelsgeschlechter, die der König als seine Diener hätte aufnehmen können, gar nicht gab. — So waren es wohl wenigstens Freie, und vielleicht gar nur Angesehene, Vornehmere, Begüterte aus dem Stande der Freien? — Auch nicht einmal dies. Es traten wohl Freie in den Königsdienst, aber eben so Unfreie. Jeder Stand konnte an dem Königsdienste Theil nehmen, jeder wurde durch ihn gehoben. Hier war kein Gedanke an Abkömmlinge alter, edler Geschlechter. Unter den Longobarden finden sich Unfreie, Liti, Leute genannt, im Königsdienste; unter den Franken Römer und Liti. Den Frankenkönigen mußte ja daran liegen, auch und zunächst die alten unterworfenen römischen Unterthanen für sich zu gewinnen: es konnte ihnen daher nicht einfallen, diese große Masse durchweg sklavisch und wegwerfend behandeln zu wollen. Dazu kam, daß ja unter ihnen eine Bildung herrschte, die sie unter den Ihrigen vergeblich suchten. Solche gebildete Männer konnten sie vielfach gebrauchen. Es waren die gewesenen römischen Unterthanen auch Fürstenherrschaft gewohnt. Wie hätten die neuen Könige sie von ihrem Dienste ausschließen sollen, sie, die vielfach geeigneter dazu waren als die Deutschen, die doch die alte Freiheit noch nicht ganz aus den

Gedanken verlieren konnten und an Dienstbarkeit noch zu wenig gewöhnt waren? — Unterworfene sind leichter Heuchler und Schmeichler; ihre größere Bildung und geistige Gewandtheit, ihre Kenntniß der Sprache, der Schrift und der Sitten des Landes empfahlen sie auch. Daher finden wir Römer, Gallier genug unter dem Königsgeleite; eben so außer freien und unfreien Franken, Gothen, Allemannen, Burgunder und andere. An fränkische Edle ist also ganz und gar nicht zu denken. Und mußten nicht gerade Unfreie sich dazu drängen, um im Königsdienste empor zu kommen? Und wer von ihnen nicht in den nähern Königsdienst gelangen konnte, trat wenigstens gern in den Kriegsdienst, denn auch Jeder, der Kriegsdienste leistete, wurde eines höhern Wergeldes, eines höhern Schutzes für werth geachtet. Doch war dies mit dem Dienste vorübergehend.

Aus welchen verschiedenen Leuten bestand nun die königliche Dienerschaft, das Gefolge, Geleite des Königs? Es war zu einem großen Kreise den König umgebender Personen herangewachsen. Es gehörten dazu seine ersten Beamten für Krieg und Frieden, seine Haustruppen, seine Haus- und Hofdienerschaft, Domestici (Domestiken) genannt, und die Leute, welche auf den königlichen Kammergütern (Domänen) saßen. Die Letztern hießen vorzugsweise nur königliche Leute, die Erstern aber königliche Antrustionen oder Getreue.

Man muß aber nicht denken, als ob es gleich eine so bestimmte Klasse königlicher Staatsbeamten gegeben habe. Es bestand ja nicht gleich ein geregeltes Staatsleben. Ein kriegerisches Gefolge, das den König bewachte und schützte, eine zahlreiche Dienerschaft, die dem nach römischer Weise eingerichteten Hofe Glanz und Ansehen verliehe, waren den fränkischen Eroberern zunächst nöthig. Kriegshauptleute, die durch Güterbelehnung als Vasallen an die Person des Königs geknüpft waren, führten mit einem untergebenen Kriegsgefolge die Befehle ihres Herrn in den Provinzen aus und erhielten die Unterworfenen in Unterwürfigkeit. Die Beamten, die wir erwähnten, waren nicht gleich höhere Staatsbeamte, sondern eben auch nur Beamtete des Hofes oder die ersten Hofbedienten. Erst nach und nach gingen aus ihnen die höchsten

Staatsdiener hervor. Es waren Alle Leute des Königs, nur unterschied man Leute höherer und niederer Ordnung.

Als die bedeutendsten Hofbeamten und königlichen Hofdiener werden uns damals genannt: der Referendarius als Vorsteher der königlichen Kanzlei (Kanzler); der Pfalzgraf als Vorsitzer des Hofgerichts — Pfalz ist aus Palatium, Palast, entstanden — (Hofrichter); die Kämmerer, welche die Hofhaltung besorgten und von denen einer der Aufseher des königlichen Schatzes war; der Mareschalk, Marschalk, Marschall, d. h. der Pferdeknecht, Diener über die Pferde oder Stallmeister (Mare oder Märe so viel als Pferd, Schalk der Knecht, Diener); der Senneschall oder Aufseher über das Hof- und Stallgesinde (Senne ist Viehhirt und Viehheerde); der Mundschenk; Truchseß, d. h. der die „Truhe" oder Schüssel auf den Tisch setzte; der Küchenmeister, Kellermeister, Falkenmeister, Jägermeister und Andere. Ueber alle diese Dienerschaft war der Hausmaier als Aufseher über das ganze königliche Haus- und Hofwesen gesetzt. In lateinischer Sprache wurde er der Major Domus genannt, d. h. der Hausoberste, und aus Major ist Maier entstanden. Auch wird er der königliche Hausmeister*) genannt. — Dieser Hausmaier war das Oberhaupt der gesammten Dienerschaft, auch der Vertreter derselben in allen Lehens- und Dienstsachen dem Könige gegenüber.

Alle die Letztern, welche wir vom Mareschalk an aufgeführt haben, Ministeriales oder Bedienstete, und Domestici oder Hausbediente (Domestiken) genannt, waren, sowohl der Bedeutung als dem Wesen nach, nichts als wirkliche Bedienten, welche die Pferde, die Küche, den Keller, den Tisch des Königs besorgten, das Hofgesinde unter sich hatten u. s. w. In den frühesten Zeiten wurden sie sogar gänzlich als Unfreie behandelt, was sie eben auch waren; sie wurden vertauscht, verschenkt, bei Verheirathungen merowingischer Fürstentöchter als Aussteuer mitgegeben, durften ohne Erlaubniß sich nicht verheirathen und in der Regel nur mit andern Dienstleuten desselben Herrn.

So war es ursprünglich, aber sie wurden bald sehr ein-

---

*) Magister domus regiae.

flußreich, wie dies mit den Dienern großer Herren gewöhnlich zu geschehen pflegt. Die, welche einen solchen Herrn persönlich bedienen und viel um ihn sind, werden bald seine Vertrauten, auf deren Treue und Verschwiegenheit er muß rechnen können, da sie den Herrn kennen lernen, wie kein Anderer, nach allen seinen Eigenthümlichkeiten, mit allen seinen Schwächen und Fehlern. Je mehr nun etwa ein so mächtiger Herr ein Knecht seiner Gelüste ist — und dies war damals in hohem Grade bei den neuen fränkischen Königen der Fall, welchen Willkür, Hab- und Herrschsucht, Neid und Argwohn gegen die eignen Verwandten, Härte und Grausamkeit bis zu Mord, dabei Verstellung und was sonst noch eigen war — um so mehr ist er ein Knecht seiner eignen Diener, der Vertrauten aller seiner Handlungen und Gesinnungen. Die Diener aber vermögen dadurch etwas bei ihrem Herrn und die, welche Etwas bei demselben erlangen wollen, wenden sich an diese. So ward es hier am Hofe der Frankenkönige. Je mächtiger diese Könige wurden, um so einflußreicher wurden die Diener; dies je mehr, je näher sie dem Könige standen. Waren diese Diener anfänglich meist aus dem Stande der Leibeignen, so drängten sich nun bald Andere zu, denn es ward zur Ehrensache gemacht, den mächtigen Herrscher zu bedienen und die Aussicht, sich durch den Dienst emporschwingen zu können, war lockend genug. Es blieb nämlich nicht beim bloßen Einflusse dieser Diener auf den Herrn und bei großem Lohne an Geld und Gut, sondern die Könige, die sich geschmeichelt fühlten, sich von angesehenen Leuten bedient zu sehen, beförderten die, welche ihnen lange gedient hatten und im Guten und Bösen treu gewesen waren, zu den höchsten Aemtern, die bei der Entwickelung des Staatslebens nach und nach nöthig wurden. Die persönlichen Diener wurden aus Hofbedienten Hof- und Staatsbeamte. Man suchte mit Eifer diese Dienstämter, man suchte auch wohl nur wenigstens die Titel derselben zu erlangen und die Könige verliehen sie als Gnadengeschenke den angesehensten Männern. Es konnte nicht fehlen: nun diese Diener aus vornehmen Männern bestanden, ward es mehr und mehr Sitte, die wirkliche Bedienung nicht, oder wenigstens nur bei seltenen feierlichen Gelegenheiten, in Person zu verrichten, sondern durch Untergeordnete verrichten zu

lassen. Für ihre Treue und Behülflichkeit in allen Dingen erhielten sie dann große Lehne, wodurch sie reiche Grundbesitzer wurden, und wurden zu Grafen-, Herzögen- und andern einflußreichen Aemtern befördert. Man mußte bald durch diesen Dienst hindurch gegangen sein, um zu diesen Hof- und Staatsämtern zu gelangen; er wurde bald die Bedingung aller hohen, ja der höchsten Reichswürden.

So wurden die Männer, die eine Zeit lang die Person des Königs treu bedient hatten, in die Provinzen des Reichs ausgesendet als „Grafen" oder Richter mit kriegerischer Gewalt, als „Herzöge" oder Kriegsoberste, die den obersten Kriegsbefehl in den ihnen überwiesenen Gebieten und die Heerführung gegen den Feind hatten, und so fort. Der mächtigste aller Diener wurde aber mit der Zeit der, welcher schon im Hofdienste der oberste aller Diener war, der „Hausmaier". Er wurde der Befehlshaber aller königlichen Leute, der gesammten Lehnsmannschaft, des ganzen Hofstaates und endlich der oberste Reichsverweser. Als solche benutzten sie die Schwäche der merowingischen Frankenkönige der Art zu ihrer Erhebung, daß die Könige nur dem Scheine, sie selbst der Wirklichkeit nach regierten, bis endlich die Hausmaier eines kräftigen Geschlechts — des später sogenannten karolingischen — die unwürdigen Könige vom Throne stießen und sich selbst darauf schwangen.

So kamen die Königsleute zu Reichthum, Macht und Würden. Die Hofämter wurden das Ziel des Ehrgeizes, der frühern römischen Unterthanen noch mehr als der Deutschen. Man hatte noch keinen andern Begriff vom Staate, als daß der Staat der König sei: Staatsdienst war daher Königsdienst. Der König belohnte aus seiner Machtfülle; die Beamten, seine Diener, nahmen Theil an der Ehre des Königs und traten, von dem Volke abgesondert, als besonderer Stand zwischen König und Volk hervor, als ein vor den Freien bevorzugter Stand, als Adelsstand.

So wenig wie es nun die alten edlen Volksgeschlechter waren, welche diesen neuen Adelsstand bildeten, eben so wenig darf man meinen, es wären die höhern Hofämter nur vornehmen Freien zu Theil geworden, während die untergeordneten Hofbedienungen von ursprünglich Unfreien versehen

versehen worden wären. Nein, es konnte der Unfreieste zu diesen Würden und somit in diesen bevorzugten Stand gelangen, wenn er es verstand, durch Treue, durch Talent und Geschicklichkeit, durch Benutzung günstiger Umstände und Verhältnisse, durch Fügsamkeit und die Leistung vorzüglich gewünschter Dienste sich emporzuschwingen. Ein Beispiel dieser Art hat uns die Geschichte z. B. in einem Knaben aus dem Sklavenstande, Namens Leudastes, aufbewahrt. Dieser ward Küchenjunge am Hofe des Königs und obwohl man ihm, da er mehrmals entlief, zur Strafe ein Ohr abgeschnitten hatte, wodurch er noch als der niedrigste Sklave behandelt worden war, wußte er sich doch, als er sich endlich ins Hofleben gefunden hatte, durch vertraute Dienste bei der Königin Markovefa so beliebt zu machen, daß er durch Gunst und den Einfluß derselben das Hofamt eines Marschalks erhielt. Markovefa war auch nur die Tochter eines Wollarbeiters, stieg aber von der Geliebten des Königs Charibert *), der dafür seine rechtmäßige erste Gemahlin Ingoberga, deren Dienerin Markovefa war, verstieß, bis zur wirklichen Gemahlin des Königs empor. Was für Ränke da vorgekommen sein mögen und was für geheime Dienste der ehemalige Küchenjunge der Königin und seinem Herrn geleistet haben mag, kann man sich ohngefähr denken. Er war nun so emporgekommen, daß er sich nach dem Tode seiner Gönnerin, der Königin Markovefa, durch wohl angebrachte Geschenke noch zum Grafen von Tours zu erheben wußte.

Obgleich Knechte, während die Freien im Volke eben Freie waren, erhoben sich doch diese Fürstendiener in eingebildetem Stolze mit Trotz und Uebermuth, den ihnen die Königsmacht verlieh, über die äußerlich minder geschützten, minder begüterten und mächtigen Freien. Aber lange blieben sie den Freien, welche die ächte deutsche Gesinnung sich bewahrt hatten, ein Gegenstand der Verachtung und des Unwillens. Noch aus Ludwig des Frommen, des Sohnes Karl des Großen, Zeiten (er regierte von 814—840) wird berichtet, daß der Königsdienst den freien Landbesitzern so wenig ehrenvoll erschien, daß ein Solcher, dessen Sohn in den Vasallen-

*) Charibert starb 567.

dienst des Königs getreten war, vor Kummer über die Beschimpfung der freien Würde seiner Familie in ein Kloster ging und sich dort in düsterm Trübsinn von der Welt zurückzog. Und Ludwig der Fromme mußte noch in seinen Verfügungen gegen die Geringschätzung seiner Getreuen eifern. So hatte sich unter allem Argen immer noch die freie Gesinnung unter den Deutschen erhalten! —

Mochte nun auch noch mancher der Angesehensten und Begütertsten unter den Freien in den neuen bevorzugten Stand hineinkommen, ohne in wirklichen Hofdienst zu treten, so konnte er es immer nur dadurch, daß er in irgend einer Weise, vielleicht um große Lehen, die ihn reich und mächtig machten, vom Könige zu erhalten, des Königs Vasall wurde.

So ging also der neue Adel nicht aus den alten edlen Volksgeschlechtern, sondern aus dem Königsdienste hervor: die Leute des Königs bildeten die Grundlage desselben.

---

4. Neuer Ständeunterschied.

Aus der neuen Gestaltung der Dinge, welche aus der Vermischung der deutschen und römischen Zustände hervorging, entwickelten sich natürlich auch neue Standesverhältnisse. Dies war zunächst schon in dem neuen Herrscherthume bedingt. Wenn das Volk die Macht behielt, wie wäre da ein bevorzugter Dienstadel entstanden? Immer wären es nur edlere Geschlechter gewesen und Beamtete, vom Gesammtvolke und den einzelnen Gemeinden gewählt, aus dem Volke hervorgehend, in dem Volke lebend, in das Volk zurückgehend. — Ferner war es der neue größere Grundbesitz, der nun entschiedener als Privateigenthum hervortrat, welcher eine Aenderung der Volksverhältnisse hervorrief. Hier wirkten

besonders römische Zustände und römische Denkweise ein. Doch, wie überall, diese nicht vereinzelt, sondern mit der Vorstellungsweise der Deutschen zusammen. Bei dem sonstigen Gemeindeeigenthume hatte jeder selbstständige freie Geschlechtsgenosse eben als Freier Antheil am Landbesitze der Gemeinde; jetzt, wo der Grundbesitz Sondereigen geworden, galt umgekehrt (und doch eben ganz folgerecht) nur der Landbesitzer als Vollbürger. Es mußte nun auch einen Unterschied bedingen, ob Einer ein großer oder kleiner Grundbesitzer war. Es schied sich ja in den entwickelten Gesellschaftsverhältnissen überhaupt Reichthum und Armuth schon viel mehr, als dies in den frühern einfachen Verhältnissen der Fall hatte sein können. Obgleich nun die Bedeutung des Grundbesitzes auch aus den frühern deutschen Verhältnissen hervorgehen mußte, so waren hierin doch zunächst besonders die römischen Zustände Vorbild, wenn man sie auch nicht gerade mit Bewußtsein und Absicht zum Maßstabe sich nahm. Denn dies war eigentlich nirgends der Fall, sondern es gestaltete sich Alles von selbst und naturgemäß, je nachdem die Deutschen die vorgefundenen Zustände nach ihrer Eigenthümlichkeit in sich aufnehmen und mit ihrer bisherigen Vorstellungs- und Denkweise vereinigten. — Die Römer unterschieden nun in Rücksicht der Berechtigung der Staatsglieder Privilegirte, Besitzende und Plebejer. Die Privilegirten oder Bevorrechteten (welche Privilegien oder Vorrechte vor Andern voraus hatten) waren die, welche durch hohe Aemter und Würden, durch altes Geschlecht und Reichthum einen Vorzug vor den andern Staatsbürgern genossen und den höchsten Stand bildeten; die Besitzenden waren die Grundbesitzer und Plebejer (von Plebs, Volk) der niedere Volksstand, die besitzlose Masse des Volks. Außer den Privilegirten oder den höhern bevorrechteten Ständen galten nun aus der Masse des Volks nur die Besitzenden als volle Staatsbürger, welche die vollen Staatsbürgerrechte und somit Antheil an den Staats- und Gemeindeangelegenheiten hatten. — Diese Ansicht von der Bedingung zum vollen Staatsbürgerthume hatte großen Einfluß auf die Neugestaltung der Verhältnisse unter den Deutschen. Zugleich aber erhielt sich auch der alte Unterschied von Freien und Unfreien und die Un-

terscheidung derselben durch größeres oder geringeres Wergeld. Bei den nichtfränkischen deutschen Völkerschaften, wie bei den Sachsen, Friesen, Thüringern, Baiern und Burgundern, wo sich deutsche Art am längsten erhielt, hatten ein höheres Wergeld als die gemeinen Freien die Edlen, die gewählten Häupter, Richter, Aeltesten des Volks, bei den Allemannen und Longobarden die „Ersten", wie die in höherer Rangordnung genannt wurden; bei den Franken, wo sich das Königthum geltend machte, aber die Getreuen des Königs, welche die höhern Hof-, Staats- und Kriegsämter einnahmen, so wie später die durch ihre Abkunft von solchen einflußreichern Franken. So hatten ja auch unter den ehedem römischen Unterthanen die, welche in den Königsdienst gekommen waren, meistens Abkömmlinge aus alten privilegirten Familien, höheres Wergeld und höhern Rang.

So unterschied man in den neuen Verhältnissen nun schon als erste Klasse unter den Gliedern des Staates: die höhern Beamten, die Hof- und Gefolgsleute des Königs. Bei den Westgothen finden wir diese als den alleinigen Adel. Es war noch nicht Erbadel, sondern Beamten- oder Dienstadel. Doch hatten die Söhne derselben schon einen Vorzug vor den übrigen freien Bürgern des Staats voraus. — In westgothischen Gesetzen werden schon Edle, Freie und Arme oder Geringe unterschieden. Die Letztern werden bei Vergehungen zu weniger Geldstrafe verurtheilt und — wenn sie nicht so viel haben, um die Schuld durch Zahlung zu sühnen, zu hundert Streichen. So unterschied man also Vornehmere und Geringere und unter Letztern wieder Wohlhabendere und Arme oder bis zu einem gewissen Grade Vermögenslose. Für die Geringern und Aermern trat körperliche Züchtigung ein. Es mußte also bei Gesetzübertretungen der begüterte Freie mit seinem Gute, der unbegüterte mit seiner Person einstehen. Leibesstrafen aber für Freie war sonst, wo noch freies Volksleben stattfand, unter den Deutschen etwas Unerhörtes. So erniedrigt konnte kein Freier werden! Ein Zeichen, daß die ärmern Freien schon zu den Unfreien herabgedrückt wurden.

Auch bei den Franken findet sich schon ein Unterschied zwischen Vornehmern und Geringern unter den Freien, wenn

auch noch nicht so bestimmt ausgeprägt. So soll der ertappte Dieb, wenn er ein „Franke" ist, vom Grafen oder königlichen Richter an den König abgeliefert, der „Geringere" aber von ihm an Ort und Stelle aufgehängt werden. „Franke" bedeutet hier aber nicht jeden Franken, sondern war, weil die Franken die Sieger über viele andere Völker waren und sich die siegenden Krieger unter diesen als die größern Grundbesitzer niedergelassen hatten, ein Ehrenname geworden für die Angesehenern im Volke, für die größern freien Grundbesitzer. Eben so wenig war der „Geringere" im Gegensatz zum „Franken" jedesmal ein Nichtfranke, wenn auch oft und vielleicht meistentheils, da die Franken meist die Herren waren. „Franke" bedeutete nur den Vornehmern gegen den Geringern unter den Freien und war der angesehene Grundeigenthümer, während der „Geringere" derjenige unter diesen war, der keinen Grundbesitz hatte, der Güter- oder Landlose.

Also auch bei den Franken zeigte sich hier schon eine härtere Behandlung des Geringern, welche sich (aber noch nicht unter den ersten Königen, den Merowingern, sondern erst unter den Karolingern) endlich bis zur Verhängung der Prügelstrafe über ärmere Freie steigerte, während früher blos die Unfreien gezüchtigt werden konnten.

So gestaltete sich nach der römischen Unterscheidung von Privilegirten (oder Bevorrechteten), Besitzenden und Plebejern oder der niedern Volksklasse der neue Ständeunterschied so: 1) Königliche Getreue und Beamtete; 2) freie Grundbesitzer; 3) Landlose. Vorzug der beiden erstern Klassen war Antheil an Staatsgewalt und Grundbesitz.

Kann man nun etwa die Grundbesitzer, wie Manche gethan haben, als einen Adel betrachten, weil sie über den Landlosen als den „Geringern" im Volke standen? — Sollte man dazu ein Recht haben, so müßten diese Grundbesitzer ein vor den gemeinen Freien bevorzugter Stand gewesen sein. Erhoben sie sich aber etwa über die gemeine Freiheit? Oder sanken nicht vielmehr die „Geringern", die „Aermern", die Landlosen unter dieselbe herab? — Ausgemacht das Letztere. Das lag schon, nach der frühern Ansicht, daß jeder Freie Antheil am Grundbesitz hatte, in dem Mangel an demselben; überdem

stellte sie Gesetz und Sitte, trotz aller noch bestehenden Schwankungen in dieser Hinsicht, den „Leuten" und „Freigelassenen" näher und näher, was besonders die Leibesstrafen beweisen, denen sie bei Franken und Gothen unterworfen wurden. Es verhielt sich also vielmehr so:

Nicht als bevorzugter Adelsstand, sondern als der Kern des Volks wurden die freien Grundbesitzer angesehen. Denn der Grundbesitz machte sich nach römischer Denkweise als Maßstab für die Berechtigung der Einzelnen dem Gemeindewesen gegenüber geltend. Sie galten als die **Freien** im Volke. Die landlosen Freien dagegen sanken **unter** den Stand der Freien herab, während wieder die Königsdiener, ursprünglich Freie wie Unfreie, als neuer bevorzugter Stand **über** die Freien traten und somit einen bevorrechteten Adelsstand begründeten.

Der aus den neuen Verhältnissen sich absondernde und festgestaltende Privatgrundbesitz hatte nun aber auch noch wichtige Folgen auf die Bürgschaft der Sicherheit des öffentlichen Lebens und dadurch auf die Abhängigkeit der Landlosen. Die öffentliche Sicherheit, der Zweck und Gegenstand aller Rechtspflege im staatlichen Leben, beruhete früher auf den Geschlechtsbürgschaften. Der Gekränkte oder Verletzte hielt sich zunächst an den Beleidiger; war dieser unfähig oder unerreichbar, an die Geschlechtsgenossenschaft, der derselbe angehörte. Denn diese bürgte für jedes ihrer Glieder und mußte im erwähnten Falle das Wergeld für den Verbrecher bezahlen. Anders wurde es jetzt in den neu gestalteten Völkerverhältnissen. Bei den Gothen, die am nächsten und unmittelbarsten mit Rom in Berührung gekommen waren, übernahm der Staat die Bürgschaft, jetzt, wo theils der Lauf der Dinge die Geschlechter zersetzt, theils der Staat die Verwandtschaften ihrer alten Verpflichtung entlassen hatte. Auch bei den Franken, wie den Angelsachsen, waren die Geschlechter theils zerfallen, theils in Auflösung begriffen. Die Bürgschaft der Verwandten wurde für einige Fälle abgeschafft, für alle zu einer freiwilligen. Mußte nun die Gemeinde nicht mehr bürgen, wenn sie nicht wollte, so entstand das Bedürfniß für anderweitige Sicherstellung für den Betheiligten; der in seinem Rechte oder seinem Eigenthum Verletzte und Gekränkte mußte

den Beklagten zum Erscheinen vor Gericht zwingen können, er mußte sicher sein, daß das Gericht sich an ihn halten konnte. Der Staat übernahm hier die Sorge nicht allein: hatte einst die Gemeinde für Zahlung der Buße, des Wergeldes, gehaftet, wenn der Beklagte zahlungsunfähig oder entwichen war, weil sie die Besitzerin des Grund und Bodens war, so hielt man sich jetzt für Erlangung der Buße an den Grundbesitz des Einzelnen. Der Landlose nun mußte, nicht blos bei einem Rechtsstreite, sondern, wenn er den Frieden des Landes genießen oder als schutzberechtigtes Staatsglied aufgenommen sein wollte, einmal für immer einen Bürgen stellen, welcher ihn jederzeit vor Gericht zu bringen und für ihn zu haften versprach. Bürge nun war, wenn die Gemeinde nicht haften wollte, entweder ein begüterter Verwandter oder jeder andere Grundbesitzer. Landlose Leute, wenn sie aus der Fremde zurückkehrten, wurden daher nicht aufgenommen ohne das Versprechen der betreffenden Gemeinde oder begüterten Verwandten, sie jederzeit zu Recht zu stellen. — Wie konnte es anders sein: ein derartiges Verhältniß dauernder Bürgschaft mußte natürlich dem Bürgen ein großes Gewicht über seinen Schützling geben, eine Art Aufsichtsrecht, eine gewisse Vormundschaft des Grundbesitzers über den ärmern Landlosen.

In den Urzuständen vor der Völkerwanderung gab es eine solche Unterordnung freier Genossen nicht. Dies verhinderte schon die Art der Landvertheilung, welche kaum einen verschiedenen Reichthum an Ländereien mit Ueber- und Unterordnung von Reichern und Aermern möglich machte. Jetzt entstanden durch größere Landvertheilung an die Führer erobernder Schaaren oder durch königliche Verleihungen von großen Lehen, durch Käufe der Reichen und so fort große Grundbesitzer und so gab es in Bezug auf den Landbesitz große und mittlere Landeigenthümer und Landlose. Der Landlose aber kam durch die geringere Stellung im Staate, durch das Verhältniß zu seinem begüterten Bürgen und durch die natürliche Unterordnung als Pächter oder Lehnsträger eines Grundherrn in eine nicht zu vermeidende Abhängigkeit von dem Letztern. Verarmte Freie traten auch in die Dienste eines reichen Grundbesitzers und bebaueten dessen Feld, wodurch dieser ihr Herr,

sie aber dessen „Hörige" (Zugehörige, Leute) und dadurch mehr oder weniger zu Unfreien wurden.

Wie früher der Hausvater für seine Hausgenossen, Unmündige und Unfreie, verantwortlich gewesen, so machte jetzt der Staat den Grundherrn für das rechtliche Thun seiner Untergebenen verantwortlich. Der reiche Bürge wurde der natürliche Schutzherr des Unbegüterten, der Unbegüterte der Mündling seines Bürgen. Der Bürge mußte den, für welchen er bürgte, nicht vor Gericht vertreten, aber zu gerichtlicher Verantwortung anhalten und für sein Erscheinen haften. Erfüllte er diese Pflicht nicht, so trat er gewissermaßen an die Stelle des Beklagten und mußte entweder eine Strafe erlegen, oder den etwaigen Schaden ersetzen.

So kamen Freie unter die Schutzherrschaft und Abhängigkeit eines andern Freien. Und oft benutzten dies Begütertere und übernahmen ihres Vortheils willen, um als Herren über die Andern emporzukommen, gern solche Bürgschaften.

Die Bürgschaft ging leicht über in eine gewisse richterliche Gewalt, obgleich dem Ursprunge nach nicht damit verbunden. Diese richterliche Gewalt des besondern Patrons oder Schutzherrn des Einzelnen (privat-patronatliche Gewalt) bezog sich aber blos auf die Streitigkeiten „wegen Wiesen, Aernten und vielen andern derartigen Fällen, wie sie öfters unter Nachbarn (Gemeindegliedern) vorkommen." Eine ausgedehntere Macht trat erst durch königliche Verleihung hinzu. — Dies war der Anfang zur Entstehung der Grundherrlichkeit oder der herrschaftlichen Gerichtsbarkeit der großen Gutsherren über ihre Abhängigen.

Auch war schon durch diese Verhältnisse der Grund zu einem nicht staatsbürgerlich berechtigten Stande gelegt, der endlich durch Herabdrückung zu einem Pöbel ausartete. Wären statt dessen die Landlosen frei geblieben und mit den Landbesitzenden gleich berechtigt, die Unfreien aber gehoben und zu dem freien Stande emporgebracht worden, so möchte sich Vieles anders gestaltet haben. Dies wäre aber nur bei unbedingter, ungeschmälerter Freiheit im Verein mit fortschreitender Bildung möglich gewesen.

hing aber auch die allmälige Ausdehnung derselben über die Deutschen zusammen. Sie gewöhnten sich daran, denn Macht gebietet Ehrfurcht und Glanz blendet und Viele finden ihren eignen Vortheil und ihre eigne Erhebung in der Macht des Einzelnen. Aber die Könige hatten manche Noth, ehe sie die freiheitliebenden Deutschen zu beugen vermochten.

Vor Allem betrachteten sie sich als die Erben und nunmehrigen Inhaber der erloschenen römischen Kaisergewalt, wodurch die gallischen Einwohner gleichsam ihre gesetzlichen Unterthanen wurden. Deshalb eben ließ sich ja Chlodwig von dem oströmischen Kaiser Anastasius mit dem römischen Konsultitel, gleichsam der Uebertragung der kaiserlichen Macht, belehnen. Gegen die Romanen konnten sie sich nun als die unbestrittenen Herren benehmen, während sie ihre Deutschen noch weniger streng zu beherrschen wagen konnten. Klüglicherweise aber machten sie gegen die Romanen auch die milden Herren und gütigen Herrscher, um sie für sich zu gewinnen, setzten die Angesehenern den Franken gleich und bedienten sich ihrer als gewandter Hofdiener. Auf der andern Seite verfuhren sie aber auch wieder mit schonungsloser Härte gegen sie. Wo es ging, betrachteten sie ihre Gewalt über sie als eine unumschränkte, über jedes Gesetz erhabene; wo es Widerstand fand, wie namentlich von größern Städten, gaben sie nach. So gelobte der König Charibert den Einwohnern von Tours eidlich, ihnen ihre eignen Gesetze zu lassen und keine neuen Steuern aufzulegen. Dagegen ließ z. B. der König Guntram einmal ohne alle Untersuchung einen gwissen Boantus, weil er sich untreu gegen ihn bewiesen, durch seine Leute tödten und seine Güter für den Fiskus oder die königliche Staatskasse einziehen. Chilperich erließ eine Verfügung an seine Richter: „Wenn Jemand unsere Befehle verachtet, dem reiße man zur Strafe die Augen aus.“ Ueberhaupt verfügte man durch Handschreiben, Präceptionen, d. h. Vorschriften genannt, oft willkürlich über Rechte und Personen. — Namentlich waren es auch Steuern, welche die Frankenkönige den Romanen auflegten, da diese sie gewohnt waren. In dieser Beziehung befanden sie sich besser als zur römischen Kaiserzeit, wo der Steuerdruck oft unerträglich war. Als jedoch der König Chilperich wieder eine zu große Steuerlast auferlegte,

wanderten Viele im Unwillen aus, Andere empörten sich und verbrannten die Steuerregister. Das mußten sie aber hart büßen. Der Aufstand ward gedämpft, es erfolgten mehrere Hinrichtungen und die Abgaben wurden noch mehr erhöhet. Die Königin aber warf die Steuerrollen ihrer Domänen ins Feuer und flehte den König um Zurücknahme seiner harten Verfügungen an. Er gab endlich wegen der drohenden Bewegungen im Volke nach. — Auch die Einquartierungen von königlichen Truppen machten oft den größern Städten, wie dies namentlich von Paris berichtet wird, viele Kosten.

Gegen die Franken durften nun die Könige nicht so streng, grausam und willkürlich verfahren, doch ward die Ausdehnung ihrer Macht über sie bald bedeutend genug. Bei Vergehungen ihrer Leute gegen sie sprachen sie ohne Weiteres die Todesstrafe über sie aus. So ging es z. B. einem gewissen Dacco, der den König Chilperich verlassen hatte, als er von dem Herzog Dracolenus gefangen genommen worden war, obgleich dieser ihm mit einem Eide das Leben zugesichert hatte. So erlaubten sich die Könige auch viele willkürliche Eingriffe in den Gang des bestehenden Rechts. Ein vornehmer Franke hatte einen Andern erschlagen und floh darauf zum Könige, ihn fußfällig um seinen Schutz bittend, und der König ließ ihm durch einen seiner Hausdiener einen Sicherheitsbrief ausstellen, der ihn gegen alle Verfolgungen schützte. —

Rohe Willkür wurde also dazumal viel geübt. Wie stand es aber nun im Allgemeinen mit den alten deutschen Volksrechten? —

Früher hatte das Volk die Macht in den Händen und übte sie durch seine Volksversammlungen aus. Die Fürsten entschieden nur die kleinern Angelegenheiten und wo es eines schnellen Entschlusses bedurfte; die wichtigern aber beriethen sie blos vorher und legten sie dann dem Volke vor. Das Volk hatte nun freie, unabhängige Berathung und Beschluß in seinen Händen. Jeder durfte sprechen und die Stimmenmehrheit entschied. Auf diesen Volksversammlungen wurden Gesetze festgestellt, über Krieg und Frieden berathen und Beschluß gefaßt, alle allgemeinen Angelegenheiten des Volks entschieden. Es wurden die Vorsteher und Richter

gewählt, es wurde öffentliches Gericht abgehalten und Recht gesprochen, wobei die Volksgemeinde das Bannrecht hatte, d. h. die zwingende Gewalt zum Erscheinen vor Gericht und zur Ausführung des Urtelspruches (die Gerichtsbarkeit), der bestallte Richter aber mit einem Rathe der Aeltesten die Rechtsfindung und den Urtelsentscheid oder die Rechtssprechung.

Jetzt unter den Frankenkönigen war es nun schon anders geworden. Zwar fand die große Volksversammlung noch alljährlich, erst im März, später im Mai, statt, wovon sie das Märzfeld und Maifeld genannt wurde, aber sie war aus einer eigentlichen und wirklichen Volksversammlung zu einer Heerschau herabgesunken, wo die Franken auf Befehl des Königs in ihrem Waffenschmuck erschienen, um auf dem Märzfelde vor dem Könige den Glanz ihrer Waffen zu zeigen. Dort kamen Franken aus allen Ständen zusammen; auch wurde außer der Heerschau unter Vorsitz des Königs oder bei den schwachen Merowingern vielmehr unter dem der mächtigen Hausmaier über gegebene Vorlagen berathen, aber diese berathenden Versammlungen bestanden meist nur aus königlichen Lehnsmännern, und die geistlichen und weltlichen Großen allein statt des ganzen Volks hatten ihre Zustimmung zu den Beschlüssen der Könige zu geben. Die Placita oder Beschlüsse, welche nun ausgingen, waren Berathungen der Könige mit ihren Großen, welche eine Art von Staatsrath bildeten, dessen Aussprüche aber nur gutachtliche waren. Nur während der Minderjährigkeit der Könige erscheinen die Großen als wirkliche Stellvertreter der königlichen Gewalt. — Zur Zeit der Merowinger war es Sitte, daß der König auf das Märzfeld auf einem von Ochsen gezogenen Wagen gefahren kam; ein Knecht ging nach Bauernsitte nebenher und trieb das Gespann. Der König sollte sich hier nach einfacher Sitte als Mann des Volks zeigen. Neben dem Könige, wenn er dann auf dem Throne saß, stand der Hausmaier, ein gewaltiges Kriegsschwert in der Hand. Und bald jauchzte das Volk mehr dem kräftigen Hausmaier, als dem schwachen Könige zu.

Eben so schwand auch die Freiheit der Gerichte bedeutend. Das Bannrecht oder der gerichtliche Bann, die Gerichtsbarkeit oder Gerichtshoheit, ging von dem Volke

auf den König über und die Richter, welche, vom Volke gewählt, Recht fanden und Urtheil sprachen, waren nun ebenfalls königliche Beamte. Sie hießen Grafen. Graf hieß ursprünglich Jeder im Gefolge des Königs, denn Graf heißt eben Gefährte, Genosse *). Bald hießen diejenigen der nächsten Getreuen des Königs, mit welchen er die Aemter beim Heere, in den Gauen, in Haus und Hof besetzte, also die königlichen Beamten Grafen; daher gab es sehr verschiedene Grafen: Pfalzgrafen (Pfalz aus Palatium, Palast), Gaugrafen, Waldgrafen, später Markgrafen an der Mark, Grenze u. s. w. Die Gaugrafen, welche wir hier meinen, hatten in einem Gaue oder Bezirke die richterliche Gewalt in Verbindung mit dem Kriegsbefehl. Ueber einen größern Landstrich aber erhielt den Kriegsbefehl ein Herzog, der auch mitunter das Grafenamt mit dem eines Herzogs vereinigte.

Eine alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens beherrschende Staatsgewalt, wie sie die deutschen Fürsten im römischen Reiche kennen gelernt hatten, wurde nur in den gothischen Reichen nachgeahmt; unter den Franken aber lebte noch ein zu großer persönlicher Freiheitssinn, als daß die gerichtliche Thätigkeit auch bis in die niedrigsten Kreise dem Volke entrissen und in die Staatsgewalt aufgenommen werden konnte. Die Gemeinden behaupteten ihren Antheil an der Rechtsfindung, wenn sie auch den Gerichtsbann, die Gerichtshoheit, verloren.

Um dies näher zu erörtern, müssen wir hier erst der nun üblichen Landes-Eintheilung in Gaue, Hundertschaften und Markungen gedenken und, um von dem, was eine Hundertschaft genannt wurde, einen deutlichen Begriff zu bekommen, zuvor nachholend zur ältesten Zeit zurückgehen, bis wohin sich Spuren dieser eigenthümlichen Eintheilung und Benennung finden.

---

*) „Graf“, aus Geraf, Geravio („gravio“) zusammengezogen, kommt von dem alten Worte „Ravo“, d. h. Dach, her und bedeutete Einen unter demselben Dache, einen Gefährten im Haus und Felde, Einen aus dem Gefolge; dasselbe was „Geselle“ von „Saal“ (Wohnzimmer) ist.

Schon bei Cäsar und Tacitus nämlich kommt häufig die Zahl „hundert" bei Erwähnung von deutschen Volksverhältnissen vor. Man sieht aber aus Allem, daß sie keinen deutlichen Begriff von diesem Zahlenverhältnisse hatten. — Cäsar sagt, die Sweven hätten „hundert" Gaue gehabt. Unter einem Gaue versteht man einen größern Bezirk. Die alten Deutschen theilten sich aber nicht nach bestimmten räumlichen Gauen, sondern nach Stämmen und Völkerschaften, ohne auf einen bestimmten Raum Landes zu sehen, den sie ja nie unverrückt einnahmen. Wo ein solcher Stamm, eine solche Völkerschaft saß, das nannte Cäsar einen Gau. — Dann sagt Cäsar wieder, jeder Gau habe 1000 Mann Kriegsvolk gestellt. Dann berichtet er aber auch, die Trierer hätten sich bei ihm beklagt, daß „hundert" Gaue der Sweven sich am Rheine niedergelassen hätten und über den Strom zu gehen beabsichtigten. Aber die Sweven bestanden aus so vielen Völkerschaften, daß unmöglich alle Sweven sich am Rheine niedergelassen haben konnten. Es war dies offenbar nur ein Stamm oder eine Völkerschaft derselben. — Tacitus wieder sagt, wie er über der alten Deutschen Kriegswesen spricht, jeder Gau habe „hundert" streitbare Männer gestellt. Aber er selbst sagt auch gleich dabei, daß sie „Hunderte" von den Ihrigen genannt worden seien, daß die Benennung „Hunderte" aber kein Zahlenname mehr, sondern ein Ehrenname gewesen. Sodann ist 100 für jeden Gau viel zu wenig, da jeder Waffenfähige diente und Cäsar von den hundert Gauen der Sweven aussagt, daß jeder 1000 Mann gestellt habe. — Tacitus giebt ferner an, daß die Semnonen, die ein **einzelnes** Volk der Sweven waren, „hundert" Gaue bewohnt hätten. Wie paßt dies mit Cäsars Aussage, daß die **gesammten** Sweven nur aus „hundert" Gauen bestanden hätten?

Wir finden einen Aufschluß in dem Umstande, daß späterhin die Angelsachsen in Britannien oder England ihre Gaue in „Hundreds", d. h. Hunderte oder Hundertschaften eintheilten. Und auch bei den Franken finden wir nach der Völkerwanderung diese Eintheilung. Zu Cäsars Zeit aber hatten die deutschen Nervier in Belgien bei einer Volksmenge von 60,000 Mann 600 Aelteste zu Volksvor-

stehern und Kriegsführern, wo denn auf je 100 Mann Ein Aeltester kommt.

Hieraus ergiebt sich, daß dem Sinne nach hundert Männer, d. h. hundert Haushaltungen oder Gehöfte einen Aeltesten hatten und sonach eine Gemeinschaft bildeten, welche ein Hundert oder eine Hundertschaft genannt wurde.

So war es dem Sinne, aber nicht der Wirklichkeit nach. Es wird uns ausdrücklich berichtet, daß die Hundertschaften der Angelsachsen von verschiedener Größe waren. Es war damit nämlich so: Man findet, daß die ältesten Völker gern nach bestimmten einfachen Zahlen rechnen, um eine gewisse Menge anzudeuten, ohne jedesmal die damit bezeichnete bestimmte Anzahl darunter zu verstehen. So kommt in der Bibel oft die Bezeichnung vor: „vierzig Tage und vierzig Nächte"; damit meinten die Israeliten aber nicht eine wirkliche bestimmte Anzahl von gerade „vierzig" Tagen und Nächten, sondern verstanden darunter nur eine längere Zeit. — So hieß denn auch eine größere Anzahl von vereinzelten Gehöften und Familien, welche eine verbundene Gemeinschaft bildete, eine „Hundertschaft", ohne daß dabei an jedesmal wirkliche und genau bestimmte 100 Höfe gedacht worden wäre. Es war nur der Name für eine ungefähre, größere oder kleinere unbestimmte Anzahl.

Wenn nun die Römer von Hunderten oder Hundertschaften hörten, so wußten sie nicht, daß darunter eine größere Gemeinschaft verstanden sei und meinten, es bedeute der Ausdruck hundert Mann, hundert Gaue u. s. w. Wenn sie hörten, ein „Hundert" stelle eine bestimmte Zahl an Kriegsmannschaft, so verstanden sie es so, ein gewisser Bezirk, ein Gau, stelle hundert Mann.

So spricht Tacitus auch von „hundert Männern", die den Richter bei den öffentlichen Volksversammlungen umgeben hätten „als Rath zugleich und Ansehen"*). Es waren dies aber nicht hundert Männer, sondern die Hundertschaft, d. h. die Gemeinde selbst, oder alle Die, welche aus der Hundertschaft sich versammelt hatten.

---

*) 1. Bdch. dieser Darstellungen, S. 153 unten.

Hiernach werden wir es verstehen, wenn bei der nunmehrigen Eintheilung von Hundertschaften die Rede ist.

Hatte sich früher Alles nach Geschlechtern und Stammgenossen abgetheilt, ohne daß dabei gerade nothwendig auf eine bestimmte feste Länderstrecke gesehen wurde, so theilten sich die Völker jetzt nach der Völkerwanderung, wo festere Räume eingenommen wurden, nach räumlichen Verhältnissen mit nach und nach fester hervortretenden Grenzen ab. Auch nach fränkisch-salischem Gesetze war noch angenommen, daß Jeder zu einer Verwandtschaft gehöre, aber es wurde nicht mehr so fest nach blosen Geschlechtsgenossenschaften gerechnet, sie mochten ihren Sitz bald da bald dort haben, sondern die neuen Genossenschaften bestanden nun aus Gemeinden in bestimmten Abgrenzungen. Es gab Bauernschaften oder Gemeinden sowohl von zerstreut liegenden Höfen als auch wirklichen Dörfern. Eine solche Bauernschaft mit ihrem Grundbesitz bildete eine abgeschlossene Feldmark. Aus den sonstigen Geschlechtsgenossen waren Markgenossen geworden, denn die Felder waren nun Privatbesitz der Einzelnen und wurden nicht mehr gewechselt oder verlassen. Jeder hatte sein Eigenthum und die Gemeinde in Gemeinschaft noch Gründe an Wiesen, Triften und Waldung u. s. w. — Eine größere Anzahl solcher Höfe oder Dörfer, solcher Markungen, hieß nun zusammen eine Hundertschaft, es mochte die Anzahl der Gehöfte diese Zahl übersteigen oder nicht einmal erreichen. Mehrere Hundertschaften bildeten zusammen dann wieder einen großen Bezirk, Gau genannt, etwa was jetzt in der Schweiz ein Kanton genannt wird. Die Städte aber wurden nicht einem Gaue einverleibt, sondern behielten ihre eigne Verfassung.

Die alte Gemeindeverfassung war dem Wesen nach geblieben. Die Gemeinde kam in ihren freien mündigen Gliedern zu gewissen Zeiten zusammen und berieth über ihre Angelegenheiten und richtete über die vorgefallenen Vergehen. Aber nicht mehr in der alten Freiheit wie ehedem. Die obersten Richter waren königliche Beamte. Der König, in dessen Hände der Gerichtsbann oder die Gerichtshoheit übergegangen war, setzte einen Grafen oder Richter mit kriegerischer Gewalt über jeden Gau. Der hieß der „Gau-

graf." Unter diesem stand in der Hundertschaft, welche auch Cent (Centena) vom lateinischen Worte centum, d. h. hundert, genannt wurde, der Hundertrichter oder „Centgraf." In geringern Sachen, welche besonders Markrechte betrafen, entschied wohl auch ein Richter in und aus der Bauernschaft oder dem Dorfe, ein Dorfrichter. Die frühern Hundertrichter (Aeltesten) hatten Recht gesprochen im Auftrage der Gemeinde, die sie ernannt, die jetzigen Centgrafen im Dienste des Königs, der sie entsendet. Noch waren anfänglich die wichtigsten Streitsachen über Freiheit und Eigenthum ihrer Entscheidung überwiesen. Aber nicht lange mehr. Das monarchische System, d. h. das Wesen der Alleinherrschaft eines Einzelherrschers, brachte es mit sich, daß der Wirkungskreis der Ortsbehörden, wenn auch königlicher Ernennung, von den höhern Reichsbeamten mehr und mehr geschmälert wurde. Ueber den Centgraf trat der Gaugraf; die Gemeinde, die schon längst den Gerichtsbann an den König verloren, behielt auch nur einen Theil der Rechtsfindung und Rechtssprechung. Der Graf stand natürlich unter seinem Herrn, dem König, der ihn, wenn er als Richter gegen das Gesetz oder den Willen des Königs gerichtet hatte, zur Verantwortung zog oder über ihn, war er ihm zu entfernt, einen Bischof, die schon viel zu gelten anfingen, zum Aufseher setzte. Der Bischof konnte ihn bei Klagen über verletztes Recht und ungerechte Rechtssprechung dafür bestrafen und einen andern Urtheilsspruch bewirken.

Immer aber wurde doch noch das Gericht öffentlich und mündlich abgehalten und immer noch von der Gemeinde unter Leitung der bestellten Grafen. Es fand unter freiem Himmel statt und der Ort hieß das Mal oder die Malstatt. Dort war ein Schild aufgerichtet als Mal oder Zeichen des öffentlichen Schutzes.

Die Gerichtsbarkeit stand nun bei dem Könige und bei dem Gau- und Centgrafen. Vor den König wurden nur Sachen gebracht, die eine Veränderung der Erbfolge im Grundbesitz oder eine Veränderung im angebornen Stande betrafen. Hatte Jemand seinen Besitz einem Andern abgetreten, so mußte die vor der Hundertschaft gemachte Erklärung nach 12 Monaten entweder vor dem Könige oder vor

der Gauversammlung wiederholt werden, ehe sie der vollen Bestätigung genoß; die Freilassung eines unfreien Hörigen oder eines Leibeigenen konnte nur vor dem Könige geschehen, wenn sie rechtskräftig sein sollte. Die sinnbildliche Handlung dabei war die: der Unfreie bot seinem Herrn eine Münze als Lösegeld an; der Herr schlug sie ihm aus der Hand und deutete dadurch an, daß er ihn ohne Lösegeld entlasse. Von dem Augenblicke an war er frei. Wichtig ist, daß ein Knecht und Leibeigner die Freiheit auch gegen den Willen seines Herrn erlangen konnte. Es hatte nämlich jeder Freie das Recht, dem Knechte auch eines Andern vor dem Könige die Freiheit zu geben, sobald er dem Herrn desselben das Wergeld bezahlte und demselben Alles belassen wurde, was seinem unfreien Knechte zugehörte. Wer aber vor dem Könige einmal als freier Mann gestanden hatte, war frei für alle Zeiten. — Auch die Kirche konnte durch einen Bischof einem Unfreien die Freiheit schenken. Dies geschah durch eine schriftliche Urkunde und der Freigelassene lebte fortan unter dem Schutze der Kirche.

Bei Streitsachen mußte der Kläger mit Zeugen zu dem Hause dessen gehen, gegen den er eine Sache hatte, und ihn vor Gericht „mahnen"; dann mußte der Angeklagte bei Strafe erscheinen. Die Sache kam zuerst zu einem Vergleiche vor den Ortsrichter oder den Centgrafen oder endlich, wenn sich die Parteien nicht gütlich verglichen, vor den Gaugrafen. Kam auch hier kein friedlicher Vergleich zu Stande, so kam die Sache vor Gericht. Den Vorsitz hatte der Graf; umgeben war er von sieben Männern, welche von der Gemeinde als ein Ausschuß aus ihr selbst frei gewählt waren und Rachinburgen oder Rathimburgen hießen, das heißt Rachbürgen oder Rechtbürgen. Dabei waren ferner drei andere Männer, Sagibarone oder Sachbarone genannt, d. h. Wahrer der (gerichtlichen) Sache, denn Bar, Baro oder Baron ist entstanden aus „War", und dies bedeutete wahren, wehren und so heißt „War" noch jetzt im Englischen die Wehr, der Krieg. Barone waren freie Wehrmänner oder überhaupt freie Männer; nichts Anderes; später wurde daraus ein adeliger Ehrentitel. — Die Sachbarone waren gelehrte Rechtskundige, die man schon brauchte,

weil sich die lateinische Sprache in die Gesetze eingeschlichen hatte.

Erst wurde der Thatbestand ermittelt, woran die ganze versammelte Gemeinde Theil nahm je nach Kenntniß und Umständen, dann wurde das Urtheil gefällt, und zwar bei den Baiern und Allemannen durch einen eigenen Richter, welcher das Gesetzbuch vor sich und neben dem Grafen seinen Sitz hatte, bei den Franken aber von den sieben Rachinburgen. War eine Partei unzufrieden, so stand ihr frei, das Urtheil zu „schelten" als nicht übereinstimmend mit dem Gesetze. Dies mußte, der es that, vor dem höhern Richter beweisen. Gelang ihm der Beweis, so mußte jeder der sieben Rachinburgen eine Buße von 15 Schillingen zahlen; gelang es ihm nicht, so mußte er im Gegentheil jedem der sieben Rechtbürgen 15 Schillinge büßen. Die Vollstreckung des Urtheils geschah durch den Grafen und die Rachinburgen. Widersetzte sich Einer gewaltthätig der Vollstreckung des ausgesprochenen Urthels, so ward er vor den König geladen; erschien er nicht, so verlor er den königlichen Schutz und sein Vermögen fiel dem Fiskus anheim und Niemand durfte ihm bei Strafe Brod reichen oder Obdach geben.

Der Kläger war nicht verbunden, seine Klage zu beweisen, obgleich es ihm freistand, wenn er es vermochte: dagegen aber war der Beklagte gehalten, seine Unschuld darzuthun. Man nahm an, daß Jemand aus Furcht vor Strafe wohl dahin kommen konnte, sein Vergehen zu läugnen, nicht aber, daß Jemand ohne Anlaß im Stande sei, als Kläger gegen einen Unschuldigen aufzutreten. Doch durfte der Kläger nicht auf bloßen Verdacht hin anklagen, sondern mußte starke Gründe für diesen Verdacht haben, wenn er das Verbrechen auch nicht beweisen konnte.

Es gab vier Arten, seine Unschuld zu beweisen, nämlich: durch Urkunden, durch Zeugen, durch den Eid und durch ein Gottesurtheil. **Urkunden** bei Freilassungen, Schenkungen, Kauf und Verkauf, waren selten, weil Wenige zu schreiben und zu lesen verstanden. Häufig dagegen waren **Zeugen.** Sie mußten von dem, der ihrer bedurfte, zur Zeugenaussage vor Gericht eingeladen werden. Erschienen sie nicht, oder legten sie ein falsches Zeugniß ab, so mußten sie

eine Buße von 15 Schillingen geben. Die Zahl der Zeugen war verschieden nach der Wichtigkeit des zu bezeugenden Gegenstandes. Waren mehrere vorhanden, so leistete Einer den Schwur und faßte den Zweiten, der Zweite den Dritten und so fort an die Hand. — Der **Eid** war, von Seiten des Beklagten, nur zuläßig, wenn keine Zeugen zu erlangen waren. Der Eid des Beklagten war aber nicht allein beweisend, denn wie leicht schwört der Verbrecher einen falschen Eid, sondern er mußte sogenannte „Eidhelfer" haben, d. h. Männer, die nicht etwa einen Eid für die Wahrheit seiner Sache ablegten, die sie ja gar nicht kannten, sonst wären sie Zeugen gewesen, sondern für die Wahrhaftigkeit und Rechtlichkeit des Mannes, daß sie diesen eines falschen Eides nicht für fähig hielten. Solcher Eidhelfer mußten Viele, bei Sachen von größter Wichtigkeit bis auf 72 sein. — Eine ehrenwerthe Einrichtung! — War ein Angeklagter so unglücklich, weder Zeugen noch Eidhelfer stellen zu können, so blieb ihm zum Beweise seiner Unschuld nur ein **Gottesurtheil** übrig. Es mußte nämlich der Beklagte Etwas thun, was an sich dem Menschen schadete, und man glaubte, daß Gott den Unschuldigen schützen werde, daß er unverletzt davon komme. Die hauptsächlichsten Gottesurtheile oder Ordalien, wie sie auch genannt wurden, waren: die **Kessel**- oder **Wasserprobe**, die **Feuerprobe** und der **Zweikampf**. Bei der **Kesselprobe** mußte der Verdächtige oder Beschuldigte einen Ring, Stein oder sonst Etwas mit bloßer Hand aus einem Kessel mit siedendem Wasser herausholen: blieb Hand und Arm gesund, so war seine Unschuld erwiesen, zeigten sie sich verbrannt, so war er der Schuld überführt. Ein furchtbarer Wahnglaube! Aber der zur Kesselprobe Verurtheilte konnte die Hand loskaufen; auch hob sie ein Vergleich mit seinem Gegner auf, wenn er diesen, vielleicht durch gute Bedingungen, dazu vermögen konnte. War sein Verbrechen z. B. mit 15 Schillingen zu büßen, so konnte er sich mit 3 Schillingen von der Kesselprobe loskaufen; stand auf dem Verbrechen, dessen er angeklagt war, eine Buße von 200 Schillingen, so konnte er sich mit 30 Schillingen von der gefährlichen Probe befreien. Es ist daher zu vermuthen, daß sich die Meisten entweder loskauften, wenn sie es dazu hatten, oder

sich durch eine Uebereinkunft mit dem Kläger dem Gottesurtheile entzogen. Es wurde die Probe aber auch bestanden. Es mag sein, daß dies theils von Solchen geschehen mußte, die als bekannte böswillige Verbrecher, wenn sie zahlungsunfähig waren, kein Mitleid bei dem Kläger und Andern fanden und dann nach übel bestandener Probe die Strafe erleiden mußten, theils von Solchen, die im Gegentheil als angenommene Schuldlose oder sonst aus Mitgefühl durch wohlgemeinte Täuschung von Seiten derer, welche die Probe abzunehmen hatten, sie glücklich bestanden und dadurch von aller Strafe befreit wurden. Freilich kann es wohl hie und da auch einen Unschuldigen betroffen haben, daß er die ächte Probe machen mußte und dadurch unglücklich wurde. Da aber der Glaube an die Unfehlbarkeit dieser Gottesurtheile lange im Volke geblieben ist, so müssen nothwendig Fälle vorgekommen sein, wo solche Unglückliche Arm und Hand unverletzt aus dem Kessel hervorgezogen. Ist dies der Fall gewesen, so kann das Wasser in demselben nicht siedend gewesen sein. Es mag da mancher fromme Betrug gespielt worden sein, daß man Wasser als vorgeblich siedend vor die versammelte Volksmenge hinstellte, was es in der That nicht war. Natürlich haben zunächst um den Kessel Die gestanden, welche die Probe abzunehmen hatten. Man weiß, daß Priester diese Gottesurtheile leiteten und mit Gebeten und Weihungen dabei ihr Spiel trieben. Und katholische Priester der damaligen wundersüchtigen und unaufgeklärten Zeiten trieben gar manchen frommen Betrug. Geschieht's nicht von Einzelnen noch jetzt? — — Bei der **Feuerprobe** mußte der Verurtheilte die Hand ins Feuer stecken, glühendes Eisen in die Hand nehmen, oder mit entblößten Füßen darüber schreiten und dergleichen. Ging er unversehrt hindurch, so war seine Unschuld, wurde er verletzt, seine Schuld erwiesen. Beim **Zweikampfe,** der in verschiedener Weise geführt wurde, nahm man ebenfalls an, daß der Sieger der Schuldlose sei. Eine Probe, die natürlich im Allgemeinen am liebsten angenommen wurde, denn sie entsprach dem Sinne der tapfern Deutschen. Ist diese Sitte nicht noch bis auf den heutigen Tag in manchen Kreisen geblieben? —

Als Strafen waren schon Leibes- und Lebensstrafen

und Gefängniß aus den römischen Gesetzen und den mosaischen des Alten Testaments eingeschlichen.

Es entstanden nun auch geschriebene Gesetze. Es wurden aus dem Gedächtnisse die alten Gebräuche und Herkommen aufgeschrieben und Neues im Sinne des neuen Königthums hinzugefügt, besonders aus römischen Gesetzen. Die Gesetze wurden leider meist in lateinischer Sprache verfaßt und dadurch aus dem Leben und Bewußtsein des Volkes verdrängt. Die folgenden Könige änderten und setzten hinzu nach Wünschen und wohl auch Bedürfnisse. So war das fränkisch-salische Gesetz, welches das älteste ist, von Chlodwig umgearbeitet. Unter den merowingischen Königen wurden besondere Gesetzbücher der ripuarischen Franken, der Allemannen und Baiern niedergeschrieben. Den Ostgothen gab ihr König Theoderich der Große, den Westgothen König Eurich im 5. Jahrhunderte ein Gesetzbuch. So bekamen auch die Burgunder, Longobarden, Sachsen, Friesen und Angelsachsen geschriebene Gesetze. Die Sachsen und Friesen wurden von den Franken gezwungen, ihre Gesetze aufzuzeichnen und die fränkischen Verordnungen, die sich auf Königthum und sonst Neues bezogen, einzufügen.

Im Kriegswesen war der Heerbann, d. h. das Recht, die gesammte Landesbewaffnung zu jeder Zeit einzuberufen und ins Feld zu führen, der That nach, wenn auch noch nicht dem gesetzten Rechte nach, in den Händen der Frankenkönige. Den unterworfenen, ehedem römischen Unterthanen gebot der König unbedingt die Kriegsfolge, aber bei den Deutschen war die alte Freiheit noch nicht ganz vergessen. In Waffen gedachten sie am meisten der alten Unabhängigkeit; hier, wenn der König außer seinen eignen Mannen die ganze Landwehr aufbieten wollte, kamen oft auffallende Beispiele von Ungehorsam, Trotz, Widersetzlichkeit und Aufstand vor. Deshalb veranstalteten zum Behufe allgemeinen Kriegsaufgebotes die Könige oft eine Versammlung der Franken, um ihre Zustimmung zu erhalten und ihrer Bereitwilligkeit versichert zu sein.

In Bezug auf das Besteuerungsrecht der Frankenkönige war es ebenfalls so: der König hatte gegen seine Franken keineswegs das Recht der Besteuerung, aber er suchte es zu erlangen. Die Könige strebten ja in Allem dahin, die

freien Franken zu sich und ihrer Macht in dieselbe Stellung zu bringen, in denen die Romanen zu ihnen standen. Der freie Deutsche war stets aller Lasten, Frohnen und Dienste ledig gewesen, wie sie den Unfreien drückten, aber nie hatte er sich, je nach dem Bedürfnisse, aller Beiträge und Abgaben entzogen. Es war von altersher Sitte, freiwillige Gaben zu bringen. Selbst als der König Chilperich seine Tochter Rigunde ausstattete, brachten die Franken freiwillig reiche Geschenke an Gold, Silber, Rossen, Kleidern und andern Gaben. Auch ward es als Pflicht aller Freien angesehen, auf Befehl des Königs an der Errichtung und Erhaltung von Burgen, Kirchen, Brücken und Straßen Antheil zu nehmen. Friedensgelder und Bußen, die sonst die Gemeinde erhalten, bekam jetzt der König. Dazu hatte er für seine Bedürfnisse reiche Domänen. Aber der Versuch der Könige, die freien Grundbesitzer der römischen Grundsteuer zu unterwerfen, fand argen Widerstand und machte sie sehr verhaßt. Auf ein freies Gut hielten sie mehr denn auf Alles und so gerecht eine Besteuerung des Grundbesitzes ist, wenn sie verhältnißmäßig ist und das Volk Theil an der Verwaltung und Verwendung seiner Abgaben hat, so wollten die freien Franken sich doch eben von den Königen keine Steuern auflegen lassen, von denen sie nicht wußten, wofür sie verwendet werden sollten, eine Abgabe, die nur eben eine Königssteuer sein sollte.

Solche eigenmächtige Steuerauflagen waren daher so verhaßt, daß sich der Haß der Franken deshalb einst blutig gegen einen gewissen Parthenius, einen aus dem Rathe des Königs Theodebert (welcher 547 starb), richtete. Er gab nämlich dem Könige den Rath, die Franken zu besteuern und übernahm die Leitung der Ausführung der Besteuerung. Kaum war aber der König, sein Schutzherr, gestorben, als der bitterste Haß sich Luft gegen den Parthenius zu machen drohete. Er sah das Unwetter über sich hereinbrechen und bat deshalb zwei Bischöfe, ihn in ihren Schutz zu nehmen und nach Trier in Sicherheit zu bringen. Sie willfahrten ihm. Er machte die Reise in großer Angst. Dazu peinigte ihn ein böses Gewissen. Während einer Nachtrast hörte man ihn plötzlich laut um Hülfe rufen. Seine Leute eilten erschrocken herbei. Er lag wohlbehalten, aber von Angstschweiß triefend im Bett

und versicherte in großer Aufregung, sein alter Freund Ausanius und seine verstorbene Frau Papianilla wären ihm erschienen und hätten ihn vor Gottes Richterstuhl geladen. Er hatte nämlich einst Beide in einem Anfalle ungegründeter Eifersucht erschlagen. Er kam endlich glücklich unter dem Schutze bewaffneter Begleiter in Trier an. Aber die Aufregung gegen den verhaßten Parthenius war groß, als man seine Ankunft erfuhr. Die Bischöfe glaubten ihn blos dadurch retten zu können, daß sie ihn in die Kirche brachten und in einer Kiste verbargen. Aber das erbitterte Volk drang wüthend auch in die Kirche und durchsuchte alle Winkel. Endlich fand man die verborgene Kiste und wollte sie geöffnet haben. Es wurde versichert, es sei heiliges Geräth darin. Aber keine Versicherung fruchtete. Man mußte öffnen. Da lag der unglückliche Parthenius in Todesängsten. „Gott hat unsern Feind in unsere Hände gegeben!" rief die wüthende Menge, zog ihn heraus, hieb ihm die Hände ab und steinigte ihn dann in der Kirche, bis er seinen Geist aufgab. —

Solche Scenen fielen vor. Das Volk war überhaupt roh und wild geworden in den wilden Kriegen und Zügen während der Völkerwanderung. Besonders galt dies von den salischen Franken in Gallien. Das Beispiel und das Vermischen mit den alten Galliern und den Römern hatte gar nachtheilig auf sie eingewirkt und ihnen den offenen, treuherzigen, edlern deutschen Charakter genommen. Das Volk der alten Gallier hatte ja von jeher unter dem Drucke seines Adels und der heidnischen Priesterschaft gestanden; daher bei ihm keine Freiheit, wie bei den alten Deutschen, und in Folge dessen kein edler Charakter. Der Druck der Römer machte sie mehr feig und rachsüchtig; der römische Luxus genußsüchtig. Durch verderbte römische Beamte griff die Unsittlichkeit noch tiefer im Volksleben um sich. Nun kamen die Franken und unterjochten sie sich und warfen sich in ihr sittlich verderbtes Leben hinein. Wie konnte es da anders sein, als daß auch der Charakter dieser Eroberer in der verwilderten Kriegszeit seine ursprüngliche Einfalt und Sittlichkeit verlieren mußte? — Vor Allem aber war es in dieser Beziehung ein Unglück für den Volkscharakter dieses deutschen Stammes, daß seine Könige durch Herrschsucht, Willkür, Habsucht und am meisten durch

Argwohn, Neid und Mißgunst gegen ihr eigenes Geschlecht so fürchterlich entsittlicht wurden, daß die Unsittlichkeit wie eine unaustilgbare Pest unter ihre Glieder einschlich, bis durch diese moralische Pest das ganze Geschlecht in den Abgrund des Verderbens gestürzt wurde. Und den Grund zu dieser Unsittlichkeit legte der große Eroberer Chlodwig durch die gräßliche, frevelhafte Ausrottung der fränkischen Stammfürsten und Geschlechtsältesten. Wie konnte aber bei einem Königsgeschlechte, das jede Tugend und Ehrbarkeit des deutschen Volkscharakters so von sich geworfen hatte, das Volk, das noch dazu mehr und mehr zu Untergebenen herabgedrückt wurde, derselben treu bleiben? — So heißt es von den Franken, sie hätten lachend die Treue gebrochen, während „deutsche Treue" von den deutschen Völkern im Stammlande, in unserm Deutschland, wo der Volkscharakter sich reiner erhalten hatte, noch immer gepriesen wurde.

Ueberhaupt aber war eine große Umwandlung mit den deutschen Völkern vor sich gegangen. Die alte einfache Tugend der Väter war dahin; die Deutschen waren aus der Einfalt der Natur herausgerissen. Es konnte dies nicht anders kommen; auch ohne den Sturm der Völkerwanderung wären sie — freilich nicht herausgerissen, aber herausgetreten. Das einfache Naturleben ist nicht des Menschen höchstes Ziel; er wird nach längerm Verweilen in demselben, wo er gleichsam noch mehr oder weniger schlummert, zu größerer Entwickelung seiner Bildungsfähigkeit getrieben. Statt der Einfalt des Naturlebens kommt Mannichfaltigkeit des selbstständigern Geisteslebens; statt der rohern Schale und dem Gefallen an blos sinnlicher Kraftäußerung aber Veredlung durch Wissenschaft und Kunst. Im Gefolge dieser Umwandlung ist freilich immer auch bei anfänglichem Verluste der Natureinfalt der Mangel an dafür eingetauschter wahrer Geistesbildung. — Aber obgleich es bei einem so bildungsfähigen Volke nicht anders kommen konnte, — es hätte doch nicht ein so gewaltsamer Uebergang stattfinden müssen, als ihn die stürmische Völkerbewegung hervorrief; es hätte ohne solche gewaltsame Störungen gewiß eine friedliche schönere Entwickelung des geistigen Lebens des deutschen Volkes stattgefunden. Wären die Römer nicht so verfallen, hätten sie sich etwa in ihrem Stammlande Italien

kräftig gehalten und es wäre nur ihr zur Unnatur ausgeartetes Weltreich zusammengestürzt, — so möchten die bildungsreichen Deutschen bei ihrem freien Volksleben und der sittlichen Ehrenhaftigkeit ihres Charakters sich bald das wahrhaft Gute der benachbarten römischen Bildung und besonders die reichen geistigen Schätze griechischer Wissenschaft und Kunst angeeignet, ja nicht blos, wie sie sie eben vorfanden, angeeignet, sondern nach ihrer sittlichen, freien, kernichten Weise in sich verarbeitet und zu neuer schönerer Blüthe entfaltet haben.

So aber war es anders gekommen. Durch die Erschütterung des römischen Weltreichs traten die Deutschen, die auf den Trümmern desselben ihre Reiche gründeten, mitten in das entwickeltere und leider vielfach verpestete Leben der römischen Welt. Sie wurden zu schnell aus ihrem Naturleben herausgerissen, ohne daß die stufenweise Erleuchtung durch die Wissenschaft und die Veredlung durch die Kunst nebenher gegangen wäre und ihr Heraustreten aus der Natureinfalt schrittweise begleitet hätte. Nur die Außenseite der römischen Bildung konnten sie in dieser Hast vorerst aufnehmen: äußere Lebensweise, Wohnung, Kleidung, Waffenrüstung, Alles wurde anders, bequemer und schöner. Schon der Westgothenkönig Athaulf feierte seine Vermählung mit der römischen Kaiserstochter Placidia nach römischer Sitte und erschien dabei mit seinem Gefolge in römischer Kleidung. Auch der Handel und die Gewerbe wurden erhalten und von den Deutschen aufgenommen, weil man die Annehmlichkeiten eines behaglichen Lebens nun schon zu sehr kennen gelernt hatte, um den Fortbestand von Handel und Gewerbe nicht wünschenswerth finden zu sollen.

Doch — die Deutschen brachten bei aller äußern Rauhheit ihr kräftiges und frisches inneres Leben als guten Ersatz für das, was sie ihnen nahmen, den eroberten Ländern zu, und wußten bei ihrer Bildungsfähigkeit auch ein neues geistiges Leben in sich auszubilden, entzündet, vermöge ihrer reichen Gemüthlichkeit und des ihnen inwohnenden Strebens nach dem Höhern, vornehmlich an den erhabenen Lehren des Christenthums von der allwaltenden Liebe.

Nur in Beziehung auf die Freiheit des altdeutschen Volkslebens, dieser Wurzel aller Volkswohlfahrt, hatten sie durch

die Stürme der Völkerwanderung große Verluste zu beklagen; denn bestand auch neben der Königsmacht noch ein Theil der alten Freiheit fort: das wahrhaft freie Volksleben war doch gebrochen und die neuen Keime versprachen kein so fröhliches Entfalten gesunder Blüthen und Früchte. —

Geschichtliche Uebersicht des Bemerkenswerthesten.

Jahre nach Chr. Geb.	
Um d. Mitte d. 3. Jhrh.	Die deutschen Völkerbündnisse der Allemannen, Franken, Sachsen und Gothen.
375	Erscheinen der Hunnen; Anfang der Völkerwanderung.
395—410	Der Gothe Alarich durchzieht mit seinen Schaaren Griechenland und Italien.
412	Athaulf zieht mit seinen Gothen aus Italien nach Gallien (Frankreich). Gründung des westgothischen Reiches in Südfrankreich und Spanien, besonders durch den Westgothenkönig Wallia 419.
429	Die Vandalen setzen unter Geiserich von Spanien aus nach Afrika über. Vandalenreich auf Afrikas Nordküste.
444	Attila Alleinherrscher des großen Hunnenreichs.
449	Die Angelsachsen gründen Reiche im alten Britannien, von ihnen nun Angelland, England genannt.
451	Attilas großer Völkerzug durch Deutschland nach Frankreich. Entscheidende Schlacht auf den katalaunischen Feldern bei Chalons an der Marne. Attila geschlagen.
453	Attilas Tod. Das Hunnenreich zerfällt.
476	Odoaker stürzt den letzten römischen Kaiser, den jungen Romulus Augustulus, vom Throne und macht sich zum Könige von Italien.

Jahre nach Chr. Geb.	
486	Chlodwig, der Franke, besiegt den letzten römischen Statthalter in Gallien, Syagrius, und gründet das Frankenreich (Frankreich). Sitz Soissons (Soassong).
493	Theoderich der Große (Dietrich von Bern), König der Ostgothen, stürzt den Odoaker und gründet das ostgothische Reich in Italien.
496	Schlacht bei Zülpich zwischen Franken und Allemannen. Chlodwig schlägt die Allemannen, unterwirft sie sich und wird Christ.
	Die Armoriker im nordwestlichen Frankreich vereinigen sich nach Chlodwigs Uebertritt zum Christenthume mit dem Frankenreiche.
500	Chlodwig zieht gegen Burgund. Burgund wird abhängig.
507	Chlodwig zieht gegen den Westgothenkönig Alarich II. Alarich von ihm erschlagen. Der größte Theil des westgothischen Reichs fällt in Chlodwigs Hände und wird mit dem Frankenreiche vereinigt 508. — Chlodwig richtet seinen Sitz in Paris auf.
	Chlodwig rottet durch frevelhaften Mord die Geschlechter der fränkischen Stammfürsten aus und macht sich dann zum König und Herrn des gesammten Frankenreichs.
511	Tod Chlodwigs. — Sein entsittlichtes Geschlecht wüthet gegen sich selbst, bis es durch das karolingische gestürzt wird.
555	Untergang des ostgothischen Reichs in Italien durch die Griechen.
568	Die Longobarden bemächtigen sich des untergegangenen ostgothischen Reichs. Lombardei. —

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Inhalt des zweiten Bändchens.

		Seite
Einleitung	. . . .	5
I.	**Wie es seit Armins Tode bis zur großen Völkerwanderung (von 21 bis 375 n. Chr. Geburt) in Deutschland den Römern gegenüber im Allgemeinen geworden**	11
1.	Römischer Grenzwall von der Donau bis zum Main und das Zehntland	12
2.	Römische Städte an Rhein und Donau	13
3.	Die Eroberung Daciens durch die Römer	14
4.	Der Markmannenkrieg	15
5.	Die deutschen Völkerbündnisse	22
II.	**Die Zeiten der Völkerwanderung vom Jahre 375 bis 476**	29
1.	Ankunft der Hunnen	29
2.	Der Gothen Uebergang ins römische Gebiet	36
3.	Alarich	43
4.	Attila	64
5.	Odoaker	83
6.	Die neuen Reiche, die aus der Völkerwanderung hervorgegangen	90

Seite

III. Umsturz der ursprünglichen Verhältnisse des altdeutschen Volkslebens durch die Völkerwanderung 105

1. Auflösung der Geschlechtsverbände und Entstehung freien Sondereigenthums 106
2. Entstehung von Königen nach altrömischer oder neuerer Weise 116
3. Enstehung des Adelstandes 172
4. Neuer Ständeunterschied 185
5. König und Volk 193

Geschichtliche Ueberſicht 212

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wislicenus, Ernst

Darstellungen aus der deutschen Geschichte zur Belehrung über deutsche Volkszustände, wie sie gewesen u. wie sie geworden Eine Schrift für das deutsche Volk
Bd.: 2

Lpzg 1846 - 47

Germ.g. 537 f-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10017720-6